P.O.germ 1626 tx – 2

[Wilhelmi]

Wahl und Führung

oder

Religion und Fanatismus

in

romantischer Darstellung.

Zweiter Theil.

Reutlingen 1822.
In der J. J. Mäcken'schen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wahl und Führung

oder

Religion und Fanatismus

in

romantischer Darstellung.

Zweiter Theil.

Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebehrden; man wird auch nicht sagen: Siehe hier oder da ist es. Denn sehet das Reich Gottes ist inwendig in euch.

Luc. 17, 20. 21.

Viertes Buch.

So jemand auch kämpfet, wird er doch nicht gekrönet, er kämpfe denn recht.

2 Tim. 2, 5.

Erstes Kapitel.

Heinrich war vor Tages Anbruch abgereiset. Die Zurückgebliebenen waren nun wieder ganz sich selbst und ihrer Einsamkeit überlassen. Cäcilie empfand tief den Schmerz der Trennung von dem geliebten Freunde. Sie besuchte alle Orte, wo sie an seiner Seite gesessen, wiederholte sich ihre Gespräche und so manches bedeutende Wort, das unauslöschlich in ihrer Seele blieb; und nur wann sie wieder da saß, wo sie so oft sich der Nähe des Geliebten erfreut hatte, fühlte sie sich recht wohl, und dann war ihr oft, als ob unsichtbar seine Gestalt sie umschwebe und tief in ihrem Innern mit

ihr Rede pflege. Sie konnte sich selbst nicht Rechenschaft darüber geben, es war ein Gefühl, das nicht zu deutlichem Bewußtseyn in ihr kam; aber sie fühlte es und war fest überzeugt, sie werde ihn wiedersehen und dann auf immer und unzertrennlich ihm verbunden seyn. Nicht als ob sie den Entschluß gefaßt oder es sich nur recht klar gedacht hätte; aber es lag eine Unmöglichkeit in ihrem ganzen Wesen und innern Seyn, daß sie je einem andern Manne, als diesem, angehören könnte.

Auch der alte Freiherr fühlte jetzt das Einsame einer solchen Losgeschiedenheit, die ihm früher so wohl gethan hatte. Dazu erwachte in seinem Vaterherzen immer lebendiger die Sorge um Robert, seinen einzigen Sohn. Er hatte so lange nichts von diesem vernommen. Sein edles Volk hatte sich ermannt und in der Begeisterung der Freiheit die Ketten der Knechtschaft zerbrochen; diente Robert noch dem Tyrannen? War er vielleicht gar auch gefallen, als der unglücklichen Opfer eines, in jenem verderblichen Winterfeldzuge? Hierzu traten neue Beunruhigungen. Was man lange erwartet, gehofft, gewünscht hatte, war endlich geschehen. Ein großer Monarch hatte nun auch thätig gegen die Unterdrücker die Sache seines Volkes ergriffen. Bereits war an der Gränze des obern Italiens die Kriegswuth entbrannt, und es ließ sich voraussehen, daß gerade die stillen, friedlichen Gegenden, wo der Freiherr bisher in so ungestörter Zurückgezogenheit gelebt hatte, vor allen der Schauplatz blutiger Auftritte

werden würden. Sollte er die Seinigen, mit denen er aus dem Vaterlande entflohen war, um sie aus den Schrecknissen des Krieges zu retten, nun in dem fremden Lande denselben Preis geben? Hier konnte er länger nicht bleiben; auch das südlichere Italien versprach keine volle Sicherheit; nach einem neutralen Lande mußte man sich wenden. Aber wenn man nach der Schweiz wollte, so that schnelle Eile noth, um dem herandrohenden Kriegsgetümmel und dem nahenden Winter zugleich zuvorzukommen. So wurden denn unsre friedlichen Flüchtlinge, die endlich glaubten Ruhe gefunden zu haben, von neuem fortgescheucht. Wenige Wochen nach der Abreise des Freundes verließen auch sie ihren stillen Aufenthalt, mit Rührung und tiefen Dank gegen den, der ihnen an diesem Orte so hohe Huld erwiesen hatte.

Mit der Reise über das Gebirge aber eröffnete sich Cäcilien wieder eine neue, ungekannte große Welt, zu der auch die kühnsten Bilder nicht hinan reichten, die sie in ihrem Geiste sich entworfen hatte. Denn hatte sich ihr die Natur in ihrer ganzen Pracht und herrlichsten Anmuth an dem lieblichen See gezeigt, so enthüllte ihr diese nun auf den beeiseten Höhen des Alpengebirges zwischen Gletschern, Abgründen und rauschenden Wasserstürzen alle ihre Größe und Erhabenheit, ja ihre Schauer und ihre Schrecken, und sie staunte an die Kühnheit des Menschengeistes, der selbst einer solchen Natur den Sieg abgewinnt und über Eisgebirge einen Weg bahnt, auf dem das Saumthier sicher seine

Last hinträgt. Aber wenn der Mensch selbst in so wilder, fürchterlich schöner Umgebung sich ermuthigt fühlt und da so manches kleine Zagen von sich schüttelt, wo mit jedem Schritte ihn Gefahren bedrohen: so ließ doch ein Begegniß ihrer Reise einen langen und schauerlichen Eindruck in ihrem erschütterten Sinne zurück.

Der Freiherr hatte zur Bergreise für seine Tochter und deren Pflegefrau zwei schöne große Maulthiere gemiethet, auf denen Ludwig wechselnd den Sitz mit den beiden Frauen theilte. Das Fräulein war erst ängstlich bei dieser Art zu reisen; als sie aber von der klugen, vorsichtigen Weise des Maulthiers sich immer mehr überzeugte, wie es fest und ohne Gleiten über Felsenhänge hin trat und selbst überall den besten Pfad sich aussah, so gewann sie rechtes Vertrauen, ja Liebe zu dem guten Thiere, das so sicher und bequem auf mühevollem Wege sie hintrug. Eine gar anmuthige Scene aber bildeten unsere Reisenden, wenn der Vater neben dem Thiere, das die schöne Jungfrau in ihrer Reisetracht und dem Hute mit dem wogenden Federnschmuck und vor ihr den zarten Knaben trug, in männlicher Kraft und doch schon fast greisenähnlicher Haltung hinschritt, während zur Seite des andern Thieres, auf dem die ältliche Elisabeth in der bescheidenen Kleidung einer Dienerin saß, Filippo, der Eigner beider Thiere, ging, ein junger munterer Italiäner, der bald mit einer lustigen Erzählung oder einer schauerlichen Schilderung von den Gefahren einer solchen Reise, bald mit

dem Spiele auf seiner Maultrommel die Gesellschaft unterhielt.

Sie waren nun in dem Hospize auf der Höhe des Berges angelangt. Bald nach ihnen trat ein anderer Reisender ein. Ohne die Anwesenden viel zu beachten, warf er in einer Ecke auf eine Bank sich nieder, vor sich hin mit dem obern Theile des Körpers auf den Reisestab geneigt und den stieren Blick nach dem Boden gewendet. Er begehrte rothen Wein, wovon ein Mönch eine Flasche vor ihm niedersetzte. Stumm reichte der Fremde diesem ein Goldstück hin, und in hastigen Zügen stürzte er ein Glas des Weins nach dem andern hinunter, wie in einem innern Abgrunde in sich selbst versunken. Alle scheuten sich ihn anzureden. Mehrere Kostbarkeiten, die er an sich trug, der freie Anstand in seinem ganzen Wesen, seine feine und gute, wiewohl vernachlässigte Kleidung verkündeten einen Mann von Erziehung. Aber sichtbar abgelebt war seine ganze Gestalt, das Gesicht verblüht, über das in wilder Verwirrung die schwarzen dichten Locken herabfielen, und aus dem furchtbar umherrollenden Auge schien das letzte Feuer eines in heftiger Leidenschaft ausgeglüheten Daseyns zu sprühen. Und wenn er die Augen, wie es schien gewaltsam, nach Einem Punkte hin auf den Boden geheftet hatte, so rissen die Blicke immer wieder sich los und fielen auf Cäcilien, von der sie von neuem auf den Boden herabgleiteten.

Unsern Freunden ward endlich in solcher Gesellschaft ganz unheimlich zu Muthe; um so mehr beeilten

sie sich, ihre Reise fortzusetzen. Aber kaum waren sie eine Strecke den Bergpfad hinabgeklommen, so war auch der Fremde hinter ihnen. In mächtigen Schritten schwankte er an ihnen vorüber, immer an dem Rande des Weges hin, wo die Straße am gefährlichsten und das Herabgleiten am leichtesten war, und in rechter Lust schien er mit den Blicken die Tiefe zu suchen.

Mit Schrecken sahen ihm unsere Reisenden nach. Jetzt schritt er an dem Rande eines fürchterlichen Abgrundes hin; sein Fuß wankte, die Gestalt sank, suchte vergeblich mit den Händen sich zu halten; sie verschwand hinter dem hohen Rande des Weges, der jenen, von ihrem Standpunkte aus, den Blick beschränkte und den dahinter heraufgähnenden Abgrund verbarg. Ein kalter Schauer überlief sie. Eitel, o eitel alles! schrie Ludwig, dem das Entsetzen seinen Anfall zurückführte. In dem Augenblicke wandten sich zwei Hunde zwischen dem Gestrüppe hervor, und das Gesicht des Fremden hob sich hinter dem Wegrande, glühend roth von der Anstrengung, herauf, und ehe noch Harder zur Hülfe genahet war, hatte auch die ganze Gestalt sich emporgeschwungen. Aber wieder neigte sich der Unbekannte, auf den einen Arm gestützt, mit dem andern und dem obern Theile des Leibes in die Tiefe hinab. Er schien das Gleichgewicht zu verlieren; ein neuer Schauer befiel unsre Freunde; aber in mächtigem Schwunge beugte er sich wieder rückwärts, und durch die Heftigkeit der Bewegung, womit er den hinabgereckten Arm heraufschwang, entglitt ihm, was er in der Hand hielt, und

flog in weitem Bogen über ihn selbst bis zu Cäcilien hin und fiel klirrend vor ihr auf den Fels der Straße nieder. Das Maulthier hemmte, ohne zu scheuen, den Schritt; erschrocken bebte die Reiterin zusammen und sahe betroffen auf den blinkenden Gegenstand hin, welcher vor ihr lag. Es war ein Dolch mit weißem Griffe, auf dem Flecken von darauf getrocknetem Blute zu seyn schienen. Aber kaum hatte sie Zeit, den Dolch mit schüchternem Blicke zu betrachten, so stand auch der Unbekannte mit schnellen Schritten vor ihr. Mit ernster Verbeugung vor dem Fräulein hob er die Waffe auf und weniger gegen Cäcilien, als vor sich selbst hin, murmelte er in tiefem Tone die Worte: Ja eitel, alles eitel! selbst des Todes heimtückische Jagd ist eitel! Denn packt er dich auch, kriegt er dich nicht, bis der droben mit der Wagschale dich sinken läßt. Der ist nicht eitel, und fehlte nur eine Stunde noch, bis deine Zeit voll abgelaufen, und sänkst du in Abgründe hinab, so zöge sein Arm dich herauf. Noch hatte er diese Worte nicht ganz gesprochen, so schwebte er auch wieder über den Abgründen hin, wie es schien in frevlem Vertrauen, daß diese noch kein Recht auf ihn hätten.

O Gott, seufzte Cäcilie, als er aus ihren Blicken verschwunden war, eine schwere Schuld muß auf diesem Manne lasten? Und doch, sagte der Vater, liegt eine tiefe Wahrheit in den frevelnd ausgesprochenen Worten! — Lange noch war der Fremde der grauenvolle Gegenstand ihrer Gespräche, und auch als sie ihn schon

wieder vergessen hatten, drängte sich von neuem seine Erscheinung in ihre Erinnerung.

Als sie nämlich eines Tages an den Ufern des Züricher Sees lustwandelten, zog die seltsame, wie auf die Kniee hingesunkene Gestalt eines Menschen ihre Blicke auf sich. Wie sie näher kamen, so erkannten sie den Fremden aus dem Hospize wieder. Er lag wirklich auf den Knieen, vor ihm steckte mit der Spitze in dem Moose, das den Fels bedeckte der Dolch, den Griff nach oben, wie ein stehendes Kreuz da, und sie bemerkten wieder, die Blutstropfen auf dem weißen Elfenbeine des Griffes. Durch ihr Herannahen aufgestört, zog er den Dolch aus dem Mooße und verschwand hinter dem Felsen in dem Gesträuche.

Harder gedachte vorerst den Winter mit den Seinigen in der Schweiz hinzubringen. Als aber nach dem langen zweifelhaften Auf- und Niederschwanken der Wagschale sich alles schneller entschied, als es kaum die kühnste Erwartung hoffen durfte, und nach dem glücklich vollführten Hauptschlage die verbündeten Heere den stolzen Feind, wie in rascher Jagd, über den Strom trieben, der ihm selbst jetzt nicht mehr zum Schirme diente: so eilte der Freiherr nun sogleich zur Ausführung eines Planes, über den er indessen mit sich einig geworden war. Er wollte sich nämlich, sobald es mit einiger Sicherheit geschehen konnte, in der rheinischen Gegend, unfern von dem Wohnsitze ihres verehrten Theodorus ein Gut kaufen, um da für seine übrige

Lebenszeit mit den Seinigen sich anzusiedeln. Dorthin richtete er jetzt ohne langes Verweilen seine Reise.

Doch diese ging, oft durch Züge von Truppen und Wagen und andere Hemmungen unterbrochen, nur langsam von statten. Aber welches neue, geräuschvolle, regsame Leben entfaltete sich auch hier wieder vor Cäciliens stiller Seele, wenn sie sahen, wie die Schaaren mit wehenden Fahnen, unter dem Schalle einer laut tönenden Musik durch Städte und Dörfer zogen, oder, die Sänger an ihrer Spitze, selbst jubelnd einstimmten in den lustigen Kriegsgesang, oder in unübersehbarer Linie Fußvölker und Reiter, Rüstwagen und Artillerie, wie in buntem Gemische durch einander gemengt und doch in wohl bedachter Ordnung an ihnen vorüber gingen. Und welch hohes Vertrauen, welche Freudigkeit sprach nicht aus aller Blicken! Man sah wohl, es waren nicht willenlose Knechte, fortgestoßen durch das Dräuen des übermächtigen Gebieters: der Wille der Herrscher war mit dem der Völker eines geworden; alle zogen aus, die Schmach zu rächen und sich eine glücklichere, eine freie Zeit zu erkämpfen. Wenn dann so mancher jugendlich zarte Befehlshaber, in stolzem Gange und voll kühnen Muthes in seiner ganzen Haltung, vor seiner Schaar hinschritt, dem man es wohl ansah, daß er, nicht in den Waffen auferzogen, nur zum heiligen Kriege das Schwerdt ergriffen hatte: so gedachte voll Sehnsucht der Freiherr seines Sohnes, Cäcilie ihres Bruders. So mußte jetzt Robert seyn, und das war ihnen klar und gewiß, wenn er noch lebte, so befand

auch er sich unter den Schaaren; aber da stieg wieder der beängstigende Zweifel auf: ist nicht vielleicht das edle Blut des Getäuschten schon in dem Dienste des Unterdrückers geflossen?

Endlich erreichten sie das Ziel ihrer Reise. Theodorus empfing sie mit der herzlichsten Freude; er war indessen viel älter und ernster geworden, eine Krankheit hatte nicht wenig zur schnellern Abnahme seiner alternden Kraft beigetragen, aber sein Geist besaß noch eine hohe Freudigkeit. Als er von ihrem Plane hörte, so verkündete er ihnen mit großem Jubel, daß nur in geringer Entfernung von seinem Wohnorte schon seit geraumer Zeit ein angenehmer Landsitz feilgeboten werde. Doch in dem Augenblicke war wenig zu unternehmen. Kaum fanden sie den nöthigsten Raum zu ihrem Verweilen in des Freundes eigener Wohnung, so war die ganze Gegend mit Truppen überfüllt, die immer näher und in dichteren Schaaren, wie eine schwere Wetter-Wolke, längs dem Strome, sich an der feindlichen Gränze hinlagerten.

Mit dem ersten Stundenschlage des neuen Jahres wälzte sich die Kriegeswolke, blutig roth und Verderben drohend, in des Feindes Land hinüber. Man dachte nun an den Ankauf des Gutes. Es bestand aus einem nicht sehr geräumigen Landhause mit einem einzigen Nebengebäude, einem weiten Garten hinter demselben und vielen Wiesenstücken, Getreideäckern und Weinbergen, die, in größern und kleinern Massen, zerstreut unter fremden Gebiete umher lagen. Was den Verkauf

des Gutes bisher gehindert hatte, war der Umstand, daß sich wohl für die Grundstücke viele Liebhaber fanden, nicht aber für das Haus, und der Besitzer jene ohne dieses nicht aus der Hand geben wollte. Andere übernahmen nun die Güter, der Freiherr unter sehr vortheilhaften Bedingungen die Wohnung und den Garten mit einem kleinen, anstoßenden Bezirke. Man richtete sich vorerst so gut ein, als es in der Eile sich thun ließ. Die Kriegsbegebenheiten verschlangen jedes andere Interesse. Begierig sahe man mit jedem Posttage neuen Berichten entgegen; man bezeichnete sich auf der Karte die Stellung der feindlichen und verbündeten Heere, folgte ihrem wechselnden Vor- und Rückgange, und theilte sich seine gegenseitigen Ansichten über die etwa bald zu erwartenden Resultate mit. Denn man hatte es mit einem verzweifelten, vielgewandten Feinde zu thun, und so schnell auch das erste Vordringen war und obgleich niemand an dem endlichen Gelingen zweifelte, so boten sich doch der Schwierigkeiten mehr entgegen, als man erst erwartet hatte. Der Frühling brachte mit seinem freudigen Leben auch die frohe Kunde von der endlichen Bewältigung des Feindes und der Eroberung seiner stolzen, sieggewohnten Hauptstadt.

Zweites Kapitel.

Cäcilie nahm sich mit Liebe und Thätigkeit der häuslichen Geschäfte an; sie wollte alles erlernen, was einer tüchtigen Hausverwalterin noth thut. In der Wohnung selbst war noch vieles zu ordnen; man knüpfte mancherlei Verbindungen mit der Nachbarschaft an; auch hier wieder eröffnete sich ihr eine neue ungekannte Welt, und wie viel Tüchtigkeit, welche Fülle des reichsten Frohsinnes, welche Tiefe des heiligsten Glaubens endeckte sie nicht in ihrer ländlichen Umgebung, besonders so weit der Wirkungskreis ihres geliebten Theodorus reichte. Mit jedem Tage verehrte sie diesen höher; er war der treue Freund des Hauses und kaum gingen einige Tage hin, ohne daß man sich besuchte.

Auch von Heinrich liefen die befriedigendsten Nachrichten ein. Nach vergeblichem Bemühen, den Freund aufzusuchen, hatte er sich zu seinem Vater nach dem südlichen Frankreich gewendet, wo er nun lebte. Noch näher und inniger fühlte sich Cäcilie zu ihm hingezogen, schätzte ihn, wenn es möglich war, noch höher, da sie auch die hohe Liebe und Achtung sah, womit stets Theodorus seiner gedachte. So brachten unsre Freunde in der ungestörtesten Heiterkeit den Sommer hin, und ihrem Glücke fehlte nichts, als daß nicht auch von Robert und dem Mahler erfreuliche Nachrichten einliefen.

Der Herbst führte die siegreichen Schaaren in ihre

Heimat zurück. Freudig eilte manche Mutter ihrem Sohne, manche Schwester ihrem rückkehrenden Bruder entgegen; auch die letzten Regimenter zogen in lustigem Siegesschalle vorüber; aber sie brachten den Verlorenen nicht zurück. Die sorgsamsten Nachforschungen konnten nicht einmal auf eine Spur führen, ob er noch lebe oder wo man ihn suchen solle; in jenem Winterfeldzuge war er mit verschwunden.

Schon waren die Bäume entlaubt. Die Siegesfeuer hatten auf allen Höhen über die freien Deutschen Lande zum ersten Male hin geleuchtet, mit ihrem hellen Abendlichte den hoffnungsreichen Herzen das Morgenroth einer neu aufgehenden bessern Zukunft verheißend. Die ungünstige Jahreszeit machte für den betagten Theodorus das Ausgehen beschwerlich. Seit dem Anfange des Herbstes stand ein junger kräftiger Mann bei seiner geistlichen Amtsführung ihm zur Seite; um so mehr konnte er nun Tage und Wochen bei seinen Freunden zubringen. Cäcilie liebte er wie seine Tochter, und mit wie reicher Freude erlabte er sich nicht stets an ihrem reinen, frommen Sinne wieder. Oft sprach man von Robert, und manche Thräne vergoß die Schwester um den Bruder. Dann tröstete sie der bejahrte Freund. Wir wollen uns nicht täuschen, sagte er eines Tages; menschlicher Wahrscheinlichkeit nach ist er schon in das bessere Land hinüber gegangen, wo alle Täuschung aufhört. Aber doch haben wir von seinem Tode noch keine Kunde; der Herr ist reich an Huld und Liebe, und seine

Gnade uns oft am nächsten, wo wir es am wenigsten ahnen.

Noch sprach er die Worte, als es an der Thür pochte. Die schöne, schlanke Gestalt eines jungen Kriegers trat herein, und mit ausgebreiteten Armen eilte er auf Cäcilien hin. Aber plötzlich stand er wie angefesselt, als er den alten Theodorus wahrnahm und bemerkte, wie das Fräulein mit hoffend zweifelnden Blicken ihn ansah. O, ich glaubte meine Schwester zu umarmen, sagte er halb verlegen; aber, fuhr er in sich selbst hinein redend fort, sie sieht ja, und das ist der Vater nicht! O Robert! rief Theodorus; o der theure, verloren geachtete Bruder! rief Cäcilie zugleich, und ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen hervor; sie sank an das Herz des Bruders, und beide Geschwister mischten ihre Thränen mit einander, sich fest umschlingend in freudigster Umarmung.

In diesem Augenblicke trat auch der Freiherr herein. Robert riß sich los von der Schwester und sank vor dem Vater nieder. Aber dieser hob ihn auf und drückte ihn an seine Brust, und sie konnten lange vor Freude und Rührung nicht zu Worte kommen. Cäcilie war in mächtiger innerer Bewegung auf das Sopha hingesunken; aber mit gefalteten Händen, und leuchtenden, zum Himmel gerichteten Blicken stand, wie in seliger Verklärung, der schöne Greis Theodorus da, und er dankte in heißester Andacht dem Herrn, der, auch wo die Menschen nicht mehr sehen, alles herrlich hinausführt. Es war eine der Stunden seines an Freude und Schmerz

so reichen Lebens, da, wie er zu sagen pflegte, der Himmel sich herabsenkt und auf einige Augenblicke uns in seinen Schoos aufnimmt, um uns im Vorgefühle jenen ewig seligen Frieden genießen zu lassen; aber nur seine liebsten und besten Kinder nimmt er so auf.

Endlich begann Robert nach langem Schweigen: Ihr Lieben habt vergeben dem Verirrten, der an eurer Brust nun wieder Himmelslust gekostet hat. Gewiß, nicht unwerth bin ich euer; nicht böser Wille, ein verblendeter Sinn trieb mich von euch. Auch ich habe mitgekämpft im heiligen Kriege; seht ihr das Kreuzeszeichen auf meiner Brust, die auch geblutet hat für das befreite Vaterland?

Er schlug den Mantel zurück, und das schwarze eiserne Kreuz mit dem Silberrande hing von dem schwarzen, weiß gerandeten Bande an seiner Brust.

Ja, sagte er, eiserne Zeit war's, schweres Ringen.

Und Kreuzesnoth, fügte Cäcilie hinzu, hat geführt zur Auferstehungsfreude.

O dieses Zeichen an deiner Brust! sagte der Vater; nun will ich gern meine Augen schließen, denn ich habe geschaut die Gewährung des letzten von meinen Wünschen.

Nein, lange lange sollst du noch leben unter deinen Kindern! riefen alle.

Und möge der Herr, ihr Lieben, auch mir noch manches Stündlein in eurer Mitte schenken, sagte Theodorus.

Auch Ludwig, der, von allen in dem Jubel vergessen, mit von Freude feuchtem Blicke bescheiden zur Seite gestanden, kam nun herbei und küßte den Oheim. Aber der Vater und Cäcilie führten diesen zu dem lieben Theodorus und stellten ihn dem Wohlthäter ihres Hauses vor, und auch er bezeigte demselben seinen freudigsten Dank.

An dem ersten Tage konnte man vor Fragen und wiederholten Freuden- und Liebesbezeigungen nicht zum Erzählen kommen. Es lag eine so lange Zeit dazwischen, es hatte sich so vieles zugetragen, seit man sich nicht gesehen hatte. Endlich erzählte der Zurückgekehrte nach und nach seine Geschichte, wie er in dem Wahne, daß seiner Zeit alle Kraft, aller Muth, alle Tiefe des Herzens verloren gegangen, sich zu dem gewendet habe, der so mächtig waltete, und sichtbar durch das Verhängniß zu einem außerordentlichen Werkzeuge bestimmt schien, eine neue Zeit und Ordnung herbeizuführen. Und in dieser Erwartung täuschte ich mich nicht, bemerkte Robert, nur sollte alles auf eine ganz andere Weise sich entwickeln, als ich es geahnet hatte.

Er war oft um die Person des Hochgebietenden, und mit besonderer Huld hatte der Schlaue ihn seiner Aufmerksamkeit gewürdigt, um durch ihn auf sein Volk zu wirken. In dieser Absicht hatte man ihm einen nicht unbedeutenden Posten bei der Gesandtschaft in B. eingeräumt und um so weniger manches Geheimniß vor ihm verborgen, da man seiner glaubte gewiß zu

seyn. Aber je mehr er anfing, die geheimen Pläne und Triebfedern zu durchschauen, welche alles in Bewegung setzten, um so mehr faßte ihn ein Grauen vor dem Gaukelspiele, womit man die Welt zu blenden suchte. Bei jenem verderblichen Unternehmen war er in Willna zurückgeblieben, weil er den Trümmern des zernichteten Heeres nicht nach seinem Vaterlande folgen wollte. Voll Schaam und Reue hatte er sich eine Zeit lang in Polen verborgen gehalten. Als aber sein Volk, die Bande der Schmach zu brechen, sich mächtig erhob, überall der Ruf der Freiheit ertönte und hochbegeistert die Schaaren freiwilliger Kämpfer zusammenströmten, so war er der ersten einer, die sich bei den Fahnen zu dem neuen Kriege einfanden. Büßen wollte er und wieder gut machen, was er verbrochen hatte, und jedes Opfer das er brachte, der Tod selbst, schien ihm eine zu geringe Sühne. Darum trat er auch als gemeiner Kämpfer und unter erborgtem Namen in den Dienst, obgleich seine Kenntnisse und seine Umsicht, selbst der Name seiner Familie, ihn einen höhern Posten anzusprechen berechtigten. Aber eben des hochgeachteten Namens hielt er sich nicht länger werth; er wollte diesen nie wieder führen, oder durch Thaten sich dessen von neuem würdig machen. Darin lag auch der Grund, daß niemand dem alten Freiherrn über seinen Sohn Auskunft zu geben vermochte. Dieser selbst glaubte seine Familie noch in Italien, bis er durch einen Kriegsgefährten, der bei ihm nach dem jungen Harder forschte, ohne zu wissen, daß der, welchen er suchte, vor ihm

stand, die Nähe der Seinigen erfuhr, und nun selbst, sobald er sich losreißen konnte, zu ihnen eilte.

Wie freudiger floß nun der Winter hin! Der alte Theodorus war mehr bei den geliebten Freunden als zu Hause, und mit welcher Theilnahme und Aufmerksamkeit hörten alle zu, wenn sie am Abend zusammen in einem Kreise um den Ofen saßen, und Robert erzählte von dem rührigen Kriegsleben, von der treuen Brüderschaft, die alle gepflogen, wie ernst es ihnen um die Sache zu thun gewesen und jeder alle Gefahr, alle Mühen, alle Entsagung gering geachtet, und wie sie alle entschlossen gewesen, lieber die Wunde vorn in der kühnen Brust, das Schwerdt in der Hand, dem Tode in die Arme zu sinken, als nochmals in ein knechtisches Leben zurückzukehren. Dabei sprang er wohl von seinem Sitze auf und es war, als ob von neuem das Feuer der Schlacht in ihm aufglühe, wenn er so manche kühne That eines seiner Waffengefährten schilderte, oder die er selbst mit andern ausgeführt hatte. Cäcilie blickte dann wohl bebend und ängstlich auf den Bruder, als ob sie ihn in der Gefahr des Kampfes vor sich sähe; besonders als er einmal erzählte, wie sie gleich anfangs in einer verzweifelten Schlacht gefochten und lange nicht vermocht Linie zu halten, weil beständig von der einen Flanke her ihre Schaaren, so wie sie auf einer gewissen Stelle aufmarschirten, durch das Geschütz aus einer feindlichen Schanze niedergestreckt wurden; wie er da freiwillig mit andern zum Sturme sich erbot, wie es ihnen in verzweifeltem Wagnisse gelungen, die

Schanze zu ersteigen, und wie er, der erste, der oben stand, von einem Streifschusse in Brust und Schulter verwundet, herabstürzte.

Cäcilie breitete die Arme aus, als wolle sie den sinkenden Bruder in denselben auffangen. O Gott, rief sie, wie du mich ängstigest! Wie seyd ihr Männer doch so keck und kühn!

Und möchtest du, entgegnete der Bruder, daß wir feige uns verkrochen hätten, unser Theuerstes der Willkür eines übermüthigen Siegers preisgebend?

Nicht doch, rief sie, erzähle nur weiter; es ergeht mir wie den Kindern mit den Mährchen: ich höre es doch gern, wenn ich mich schon ein wenig dabei ängstige.

Diese That, sagte Robert, brachte mir das Ehrenzeichen, welches ihr hier an meiner Brust seht, und (indem er seine Brust entblößte) diese Narbe. Doch zu einer geschicktern Zeit hätte die Wunde nicht kommen können, und viel wollte sie ohnehin nicht bedeuten. Denn der Kampf stand lange stille, und bis die herrliche Schlacht gekämpft wurde, deren Ausgang eigentlich den Krieg schon entschied, war ich wieder frisch und munter.

Und hätte ich es doch beinahe vergessen, fuhr er fort, in brüderlichem Scherze den Blick auf Cäcilien gewendet. Es geht oft wunderlich im Kriege zu, und wie er, mit dem Tode im Bunde, so manches Geheimniß auf ewig besiegelt, so verräth er auch gar manches wieder. Von einem Kriegsgenossen, und zwar von einem

recht edlen, soll ich der lieben Schwester einen Gruß vermelden.

Cäcilie erröthete.

Du darfst nicht erröthen, Schwester, sagte er, in tiefem Ernste fortfahrend; aber das Räthsel kannst du mir vielleicht lösen. Er war ein gar herrlicher Degen, ob ihm gleich das Glück nicht lächelte. Ohne ihn stände ich wohl schwerlich jetzt in eurer Mitte, ihr Lieben.

Aber du sprichst ja selber Räthsel, sagte der Vater, und eilst mit deinem Lobe deiner Erzählung voran.

Ach, entgegnete Robert, es ist ein schmerzliches Lob, das wir einem lieben Todten zollen. Doch ihr versteht mich ja nicht, und so hört denn das Außerordentlichste, was mir indessen begegnete. Nach meiner Wiedergenesung trat ich als Offizier zu einem neuen Regiment. Bei diesem fand sich ein höchst seltsamer Mann, der die Aufmerksamkeit aller seiner Kriegsgenossen erregte, so wenig er selbst um irgend einen sich zu kümmern schien. Nur mich zeichnete er von dem Augenblicke an, daß er mich zum ersten Male sah, auf eine uns allen unerklärliche Weise aus, und war von nun an mein unzertrennlicher Gefährte in der Schlacht. Er war von starkem Gliederbaue, fast Riesengröße und beinahe schreckhaft bleichem Angesichte. Furcht und Grauen schien er nicht zu kennen, und das Kriegsleben mit allen seinen Gefahren ihm nur ein gleichgültiges Spiel zu seyn. Wenn wir andern jungen Kriegsleute oft allzu unvorsichtig gegen den Feind uns wagten, so half bald seine kalte Besonnenheit einen Ausweg finden,

bald eröffnete uns sein kräftiger Arm eine Bahn. Hatten wir irgend wo zusammen die Vorhuth, so ruhte er nicht, bis die Feuer licht aufloderten und wir in froher Genossenschaft uns darum gelagert hatten; dann oder wenn wir auch mit einbrechender Nacht vorsichtig unser Feuer auslöschten, um dem Feinde unsere Nähe zu verbergen, hielt er gewöhnlich mit wenigen, die er hierzu aufforderte, außen in dem Dunkel, und wir durften unbekümmert scherzen oder ruhen, vor jedem Überfalle sicher, so lange er Wache hielt. Manche Nacht durchwachte ich so mit ihm, Dunkelheit und tiefe Stille rings um uns, und über uns den Himmel mit seinen Sternen; achtsam auf jedes Geräusch lauschend, das nahe oder ferne sich vernehmen ließ. Welche ernste Gespräche haben wir dann oft zusammen geführt! Man fühlte sich von ihm mit einem rechten Todesverlangen entzündet, wenn man das Wehen dieses ernsten Geistes in sich vernahm, der einzig nur noch in dem Wunsche zu leben schien, zu sterben für das Vaterland. Wer er war, wußte niemand, und keiner getraute sich, ihn darum zu fragen. Aber auch die Feinde kannten ihn bald, und wo sich auf Streifzügen der Bleiche — so hieß er gewöhnlich nur — zeigte, wagte sich so leicht keiner zum Kampfe mit ihm.

Wir haben oft zusammen gefochten und treulich einander das Leben geschirmt. Noch vor der Entscheidung bei Leipzig rettete er mich zweimal, und lange habe ich, als sein Pferd unter ihm stürzte, einen Schwarm von Feinden von ihm abgewehrt. Indessen

wand er von dem getödteten Pferde sich los, und indem er eine neben ihm liegende Lanze ergriff, stach er fürchterlich um sich. Zuletzt traf ihn das Geschoß von einem fliehenden Feinde, als verstärkt unsere Reiter heransprengten und er schon gerettet war. Mächtig stürzte die hohe Gestalt nieder, das Getümmel riß mich unaufhaltsam fort; ich sahe nur noch seine Augen sich schließen und sein letzter Ruf tönte mir nach: Grüße Cäcilien von dem bleichen Freunde.

O Albert! rief Cäcilie, und eine Thräne fiel aus ihrem Auge; wohl kennen wir diesen. Aber hast du nachher nichts mehr von ihm vernommen?

Wohl manchen theuern Gefährten, entgegnete dieser, hat mir die Schlacht geraubt; aber keiner schmerzte mich wie dieser. Ich suchte ihn am andern Tage vergeblich auf der Wahlstatt, habe auch nie wieder etwas von ihm erfahren können.

Drittes Kapitel.

Diese Erzählung führte wieder den Mahler in ganzer Lebendigkeit in die Erinnerung unserer Freunde zurück. Als diese treue Seele, zugleich aber auch als den trüben, dunklen Geist, hatte er sich ihnen schon damals an dem See gezeigt. Robert war es nun klar, er hatte Cäciliens Bruder in ihm erkannt, und der Tod nur entlockte ihm sein Geheimniß. Man sprach nun in dankbarer Erinnerung viel und oft von ihm. Theodorus hörte immer mit besonderer Aufmerksamkeit zu und ließ sich gar manches Ereigniß, gar manchen Umstand wiederholen, welche die Person oder das Leben des Mahlers angingen. Als wieder eines Tages die Rede auf ihn kam, konnte der Alte sich der Bemerkung nicht enthalten: ja, es leidet länger keinen Zweifel, auch mir ist dieser Mann auf meiner Reise begegnet, und klar steht nun seine Erscheinung vor mir, die mir damals in vieler Hinsicht so räthselhaft blieb.

Alle baten den Freund, ihnen nicht zu verschweigen, was er von einem Manne wisse, an dessen Schicksale alle so lebhaften Antheil nähmen.

Recht gern, erwiederte Theodorus, theile ich euch, meine Lieben, ein Begegniß mit, das mich zugleich noch mit einem andern merkwürdigen Mann bekannt machte, und das uns wenigstens über Eine Zeit aus dem Leben eures Freundes Aufschluß gibt. Ihr wißt,

wie mich recht eigentlich die Wege der Vorsehung zu euch führten. Als ich euch verließ, ahnete ich nicht, daß noch so schöne Stunden in eurem Schooße den Abend meines Lebens erheitern würden. Bis in die Mitte des Sommers hielt ich mich in verschiedenen Städten des nördlichen Italiens auf und nahm dann meinen Weg über den Simplon, um durch das Walliser-Thal, längs dem Ufer der Rhone, nach dem Genfer-See und dessen anmuthigen Umlanden zu gelangen. Als ich die Gebirge überstiegen hatte, zog auf der Seite des Weges eine Kapelle meinen Blick auf sich, die kühn über dem Abhange von Felsen aufstieg. Feierlich ernst hallte der Klang ihres Glöckleins durch das Thal hin, und in ihrer festlichen Kleidung stiegen Männer und Frauen auf dem schroffen Pfade zu dem Gotteshause hinan. Der Klang der Glocke, die tiefe Stille und der Ernst der großen Natur, die mich umgab, alles erweckte eine recht sehnsuchtsvolle Stimmung in mir. Ich folgte den Andächtigen nach der Kapelle und sang aus vollem Herzen mit einem der Landleute, der mir sein Buch anbot.

Schon während des Gesanges hatte der Geistliche, der indessen hervorgetreten, meine Aufmerksamkeit erregt. Seiner Ordenstracht ungeachtet hatte er von ferne nichts in seinem Wesen, was man etwas Klösterliches oder Mönchisches hätte nennen können. Mit den ernsten dunklen Augen blickte er so freundlich auf alle Anwesende hin, als ob er sich unter lauter Brüdern befände. Er war nicht alt, noch weniger konnte man ihn jung nennen. Es wehte ein so recht Christlicher Sinn und

frommer Geist durch seine Rede, daß ich mich innigst davon erquickt fühlte.

Als die Versammlung sich entfernt hatte, trat ich zu dem Prediger hin, und dankte ihm für die Erbauung, die er mir gewährte. Ach, sagte er, hier erbaut uns der Herr so durch die Größe seiner Wunder, daß es eben mehr nicht bedarf, als eines solchen Ortes, wie unsere Kapelle ist, um in einem empfänglichen Herzen die Andacht zu wecken; und Sie theilen in der That meinen Worten ein zu großes Verdienst zu, wenn Sie diesen die Erbauung beimessen. — Er lud mich ein, da ich gewiß von der Bergreise ermüdet sey, einige Erfrischungen bei ihm anzunehmen, und gern folgte ich ihm durch einen hintern Gang aus der Kapelle in seine Klause, die unmittelbar an das Kirchlein angebaut war; er war nämlich der Bruder, der hier wohnte und den Gottesdienst in der Kapelle besorgte. Sogleich setzte er mir Brod und einen Krug mit Wein vor, und stellte daneben einen kleinen Korb mit Obst. Aber wenn der Klausner meine Verwunderung erregt hatte, so that es nun in einem noch höhern Grade seine Wohnung.

Diese nämlich bildete ein sehr reinliches, ziemlich geräumiges Zimmer, an das ein kleineres zur Schlafstätte anstieß. Ein einziges Cruzifix hing dem Eingange gegenüber, aber von Heiligenbildern und anderm Zierrathe, womit sonst solche Einsiedeleien pflegen überfüllt zu seyn, konnte ich nichts bemerken. Desto mehr fiel mir der ganz eigene Geist auf, der mich sogleich beim ersten Anblicke wundersam aus den Bildern ansprach,

womit die Wand selbst bemahlt war. Von dem Boden zog sich eine weite Einfassung hinauf, ein sonderbares, aber mit tiefem Sinne geordnetes Gemisch von großen Blumen, kleinen Engelsköpfchen und ganzen schwebenden Genien, dazwischen hin Täfelchen mit kurzen Sprüchen. Über den Täfelchen stiegen bis zu der freilich ziemlich niedrigen Decke Lilienstengel und andere Blumen, auch Büschel von Ähren auf, welche sich oben zusammen neigten und Bogen bildeten, in deren freiem Raume allerlei Scenen aus dem Leben, leicht und wie das ferne Perspectiv einer Landschaft, abgebildet waren; auf den Sinn derselben aber schienen die darunter befindlichen Sprüche der Täfelchen hinzudeuten. Doch was am sonderbarsten war und am meisten meine Verwunderung erregte: ich glaubte darunter einige Ansichten vom Comer-See, ja sogar das Landhaus meiner lieben Freunde zu erkennen, und eine weibliche Figur, die aber überall verschleiert erschien, erinnerte mich um so mehr an meine Freundin, als gegenüber die Züge einer hohen Gestalt in einem erst in den Umrissen entworfenen größern Gemählde unverkennbar die meiner Lieben waren. Wie in stiller seliger Freude stand die Gestalt an dem Ufer eines Gewässers. Wo ihre Blicke hinfielen, floß ein lichter Schein auf den Boden und sprossen Blumen und Kräuter hervor. Sonst zeigte die ganze Umgebung eine große Wildheit; der Sturm trieb die Wogen des Wassers auf und ein Schifflein vom Ufer weg, auf dem die Gestalt eines Mannes, über dessen Gesicht der Wind die Haare hinwehte und dasselbe

unkennbar machte, mit mächtigem Arme das Ruder führte. Dabei war auch das merkwürdig: die Figuren auf den kleinen Bildern, so leicht sie auch nur angedeutet waren, wie fast durchsichtige Erscheinungen, hatten alle, obgleich erwachsen, jugendliche, und fast Kinderangesichter, und sie schienen aus der Idee eines Geistes hervorgegangen, mit dem seine Umgebung zwar herangewachsen ist, ohne doch aus der Kindheit herausgetreten zu seyn. Die ganze Mahlerei übrigens war noch unvollendet, und Farben, Pinsel und anderes Mahlergeräthe lagen auf einem Tischchen bei dem im Umrisse entworfenen Gemählde.

Ich hielt anfangs den Klausner selbst für den Mahler. Aber auch hier, sagte er, thue ich ihm zu viel Ehre an, und er bedauerte, daß sein Hausgenosse heute auf das Gebirge gegangen, wohin er immer von Zeit zu Zeit eine Wanderung mache, und vermuthlich vor dem späten Abend nicht zurückkehren werde; sonst würde ich einen sehr merkwürdigen Menschen in diesem zu beobachten Gelegenheit haben.

Als ich meine Verwunderung darüber äußerte, daß er, als ein Eremit, noch einen Gesellschafter neben sich habe, so sagte er mir, daß seine Zurückgezogenheit aus der Welt, wo man einzig doch nur recht wirken könne, eben so strenge nicht sey und er mehr um der Kapelle willen, als aus Liebe zur Einsamkeit, seinen Aufenthalt in der Klause gewählt habe. In seinem Hausgenossen habe er aber in der That kaum einen Gesellschafter. Es möchten etwa anderthalb Monate seyn, als er

eines Tages gegen Abend über das Gebirge nach seiner Wohnung zurückkehrte. In allerlei Betrachtungen vertieft, habe er sich nicht wenig entsetzt, als er zufällig den Blick nach der Seite wandte und einen langen Mann auf dem Felsen bemerkte, der stier vor sich hin sah und dessen Gesicht eine Blässe entsetzlich machte, wie man sie sonst nur bei einem Todten finde. Wirklich sey er einige Augenblicke, wie die Gestalt regungslos, an den Felsen gelehnt, da saß, in dem Zweifel gewesen, ob er einen Todten oder einen Lebenden vor sich habe. Als er näher gekommen, so habe er sich dann freilich sogleich von dem letztern überzeugt, aber mehr noch habe ihn die Todtenblässe bei einem Lebenden erschreckt. Der Mann habe ihn zwar bemerkt, aber schien ihn wenig zu beachten und über gewisse Figuren zu sinnen, die er mit der eisernen Spitze seines Stockes in die Felsenwand eingegraben hatte. Vergeblich habe er mehrere Fragen an ihn gerichtet und ihn verschiedene Male umsonst gemahnt, mit ihm zu gehen, bis er ihm den Vorschlag gethan, ihm seine Klause zu mahlen, nachdem er erfuhr, daß er einen Maler vor sich habe. Da sey die lange Gestalt aufgestanden und mit ihm zur Kapelle herabgestiegen. Als sie aber hereintraten und der Fremde viele Heiligenbilder an der Wand erblickte, so habe er sich unzufrieden nach der Thür gewendet, mit den Worten: da hättet ihr mich besser auf den Bergen gelassen, das sind die rechten Heiligen nicht; und wo soll ich denn meine Bilder hinbringen? Darauf habe er, der Hausherr, ohne weiteres die Bilder von der

Wand genommen, denn, habe er in seinem Herzen gedacht, ein geretteter Mensch in dem Hause ziert dieses mehr als jeder andere Schmuck. Der Fremde habe ihm dankbar die Hand gedrückt, den andern Tag hätten sie sogleich die Wände gereinigt und angestrichen, und nun habe der Mahler mit einer unermüdlichen Emsigkeit sein Werk begonnen. Nur seit einiger Zeit mahle er weniger, besuche auch öfter das Gebirge. Es scheine ein sehr unglücklicher, aber schuldloser Mensch, dessen Trübsinn, wie ihn dünke, mehr aus einem allzu zarten Gewissen, als aus dem Bewußtseyn eines begangenen Verbrechens herrühre. Sie lebten stille und ruhig mit einander, ohne oft Tage lang ein Wort zu wechseln. Das habe der Mahler sogleich zur Bedingung gesetzt, daß niemand nach seinen Schicksalen forschen dürfe, und ihm die Besorgung des Gartens anvertraut werde, dessen er mit vielem Fleiße warte. Auch sey er immer sehr mild und freundlich gegen seinen Hausherrn und gegen jeden, der die Klause besuche, nur dabei stille und in sich gekehrt.

So seht ihr denn, schloß der Eremit, daß ich durch diesen stummen Gefährten nicht eigentlich in meiner Einsamkeit gestört werde, und auch dann, wenn er mich einmal verlassen hat, wie ich denn hoffe, daß nach und nach sein düsterer Sinn sich aufheitern soll, werden mir seine Bilder und sinnvollen Sprüche eine gar angenehme Gesellschaft leisten. —

Alles was ich vernahm und selbst um mich sah, fuhr Theodorus in seiner Erzählung fort, erweckte ein großes

Verlangen in mir, den sonderbaren Mahler näher kennen zu lernen. Ich war begierig zu wissen, welchem Volke er angehöre. Er ist ein Deutscher, sagte der Klausner, so wie ich gern gestehe, daß auch ich in Deutschland geboren bin und in meinem Vaterlande meine Jugendzeit verlebte; und um auch noch nähere Auskunft zu geben, verschiedne Umstände und seine Mundart lassen mich vermuthen, daß er ein Preuße ist.

Mit dieser Nachricht glaubte ich schon viel gewonnen zu haben, und ich stieg am Abend in ein nahes Städtchen hinunter, mit dem Versprechen, den andern Tag wieder zur Klause zurückzukehren. Ich schlief die Nacht über wenig. Die Betrachtung beschäftigte mich: sollte dieser Mann nicht wieder zu retten seyn? Allerlei Gedanken stiegen in meinem Geiste auf und nieder. Aus allem war klar, das Bessere war in ihm noch nicht untergegangen Und so gewann endlich in mir die Ansicht Raum: sollte man einen edlen, obgleich ermatteten Geist nicht am sichersten durch irgend eine große Idee wieder wecken und an die Welt anbinden können, aus der er sich selbst scheint verlieren zu wollen? Auch diese Idee glaubte ich gefunden zu haben.

Mit dem frühesten Morgen machte ich mich auf. Alles verkündete einen lieblichen Tag; die Sonne schien so hell in das Thal, und oben glänzten die beeiseten Gipfel, während unten überall die frischeste, vollsaftigste Vegetation das Auge erquickte; rauschend strömte der Fluß durch die Tiefe hin. Mit den heitersten Gefühlen stieg ich den Pfad zur Klause hinan. Der Bru-

der saß bei einem Buche, außen war der Mahler mit dem Spaten im Garten beschäftigt; man konnte ihn nur von hinten sehen. Er hat nicht gern, bemerkte der Bruder, wenn man ihn in irgend einem Geschäfte stört, und außerdem wird er ohnehin bald hereinkommen.

Über eine Weile trat er herein, eine lange ernste Gestalt, wirklich von so bleichem Angesichte, daß auch mich beim ersten Anblicke fast ein Schauder ergriffen hätte. Freundlich, aber still setzte er sich bei uns nieder, ohne, wie es schien, unser Gespräch viel zu beachten. Ich wandte dieses, wie zufällig, auf die Begebenheiten des Tages, und die Rede kam darauf, in welch' einer gewaltigen Zeit wir lebten; wie der civilisirteste Theil der Erde in dem fürchterlichsten Kampfe mit sich selbst ringe; wie nun noch ein neuer mächtiger Kämpfer aufgetreten sey, und man endlich hoffen dürfe, daß die Übermacht des Einen werde gebrochen werden. Mit sichtbarer Aufmerksamkeit hatte der Mahler seine Blicke auf mich gewendet. Auch dem Eremiten war noch vieles aus der Zeitgeschichte unbekannt, und ich erzählte nun, wie besonders ein edles Deutsches Volk in hohem Muthe sich erhoben habe, und wie nothwendig jeder, in dessen Brust noch ein Deutsches Herz schlage und dessen Arm kräftig genug sey, ein Schwerdt zu führen, in dieser Zeit es sich zur Schmach achten müsse, nicht selbst für die Sache seines Volkes mit zu ringen.

Und werden sie den Kampf ausfechten zum Siege? fiel mit einem Male heftig der Mahler ein.

Ob sie werden? entgegnete ich. Gehen Sie hin und

fragen Sie die Preußischen Jünglinge, welche die Hörsäle der Wissenschaft verließen und allen Gewerken eines friedlichen Lebens sich abwandten! Fragen sie die Männer, die aus dem Kreise einer geliebten Familie sich losgerissen haben, und nun freudig bluten in dem heiligen Kriege! Fragen Sie die Mütter, die selbst ihre Söhne waffneten und in den Kampf sandten, und die edlen Frauen, die in hochherziger Liebe sich vereinten, der wunden Helden zu pflegen und wenigstens die Arme zu verbinden, die in dem Kampfe für sie ermattet sind! Kann solcher Muth auch des Sieges ermangeln? Wer möchte hier nicht lieber mit sterben, als nicht *mit* gekämpft zu haben?

O Gott! seufzte der Mahler auf, und ich sitze *da* und wimmre wie ein Weib! — Wie aus einem tiefen Schlafe fuhr er auf; ein mächtiges Feuer glühte *mit* röthlichem Scheine durch sein bleiches Gesicht; er sprang auf, und mit einem Blicke, der ewig in meiner *Seele* bleibt, die Augen zum Himmel hingewendet, rief er begeistert aus: Vaterland, nimm deinen Sohn *wieder!* Auch diese Brust kann bluten und sterben, wo es noth thut! — Dann versank er wieder in sich; man *sahe,* es wogte gewaltig in ihm; er entfernte sich, mir beim Weggehen stumm die Hand drückend.

Dieser edle Geist, sagte der Klausner, als er hinausgegangen war, ist nun gerettet; nun wissen *wir,* an welcher Handhabe wir ihn fassen sollen. Er war am Abend noch nicht zurückgekehrt. Ich beschloß *den* folgenden Tag abzuwarten, in der Hoffnung, da er

nun einmal angeregt war, ihn dahin zu vermögen, daß er mit mir in das thätige Leben zurückkehren werde. Aber als ich in der Frühe des andern Morgens wieder nach der Klause kam, hatte er selbst seine Reise schon angetreten.

Ganz spät in der Nacht, erzählte mir der Klausner, sey er zurückgekehrt und habe seine Habseligkeiten zusammengepackt. Dann habe er sich ruhig auf seinem Lager, wie gewöhnlich, niedergelegt. Allein bevor noch der Tag hell hereingebrochen, habe ihn der Mahler geweckt, reisefertig vor ihm stehend. Mit den rührendsten Ausdrücken habe er ihm gedankt, auch eine Summe Geldes gereicht, um sie unter die Armen zu vertheilen. Er habe — das seyen seine letzten Worte gewesen — in einem langen, betäubenden Schlafe gelegen; aber noch hoffe er, solle sein Erwachen nicht zu spät seyn. Er habe nicht scheiden können, ohne nochmals auf den hohen freien Bergen sein Herz zu erlaben, aber jetzt wolle er auch keine Stunde mehr verlieren. Hohes Werk fordre rasche That. Übrigens möge vorerst an den Wänden des Zimmers alles so bleiben, wie es jetzt sey; was er begonnen, hoffe er einmal zu vollenden und, so Gott wolle, freudiger, als er es angefangen.

Mit diesen Worten habe er sich schnell entfernt.

Viertes Kapitel.

Es war nun kein Grund mehr vorhanden, fuhr am folgenden Abend Theodorus auf die Bitte seiner Freunde zu erzählen fort, warum ich länger hätte verweilen sollen. Mein freundlicher Klausner bot mir seine Begleitung an. Er wollte mich, da das Thal eine weite Krümmung machte, den nähern Weg über das Gebirge führen, der ohnehin durch die wechselnden Ansichten, die er eröffne, die Mühe des Hinan- und Herniedersteigens reichlich lohne. So gingen wir unter mancherlei Gesprächen zwischen den Gebirgen hin, bis sich mit einem Male dem Blicke die weite Aussicht in ein langes Thal eröffnete, durch das der Strom hinrann. Gegenüber stiegen mehrere Bergreihen in immer höhern Stufen hinter einander auf, und an dem fernsten Horizonte glänzten die röthlich weißen Häupter der höchsten Gebirge. Die große, erhebende Natur vor uns und rings umschlossen von ihren Wundern, ließen wir uns auf ein Felsenstück zu Seiten des Weges nieder. Nun im Begriff von einander zu scheiden, bat ich meinen Begleiter, mir einen Blick in sein vergangenes Leben nicht zu versagen, da ich mich von je her gern daran erbaut habe, die Schicksale außerordentlicher Menschen zu betrachten; sein ganzes Wesen aber unverkennbar zeige, wie er nicht für den Stand erzogen worden sey, in dem

er jetzt lebe, und daß nur außerordentliche Führungen ihn zu demselben könnten geleitet haben.

Mein Begleiter ward sehr ernst auf diese Bitte und schwieg erst eine Weile. Wohl seufzte er dann auf, bin ich in so unschuldigen Verhältnissen nicht aufgewachsen. Ich habe euch schon gesagt, den frühesten Theil meines Lebens habe ich in Deutschland, meinem Vaterlande, verlebt; dann zog ich, frühe schon ein verwöhntes Kind des Glückes, mit meinen Ältern nach Wälschland. Aber vergönnt mir, über diesem leider größten Theil meines Lebens den Schleier des Schweigens ruhen zu lassen, den ich nicht wegziehen könnte, ohne Verbrechen zu enthüllen, bei deren Erinnerung ich nun, da Gott mich zur Erkenntniß geführt hat, zurückbebe und die ihr nicht ohne Schauder vernehmen würdet.

O wir irren oft, fuhr er nach einer Pause fort, weit ab von dem Heile und sehen den Abgrund nicht, der sich vor uns öffnet und uns unaufhaltsam verschlingen würde, wenn auch der Herr uns ließe, wie wir von ihm lassen, und nicht zur rechten Zeit uns Verirrten zuriefe. Und, ach! ich bedurfte eines gar ernsten Rufes. In frevlem Muthe, und irdische Lust im Sinne, zog ich über diese Gebirge hin. Mein Fuß wankte an einem Abhange, ich wollte mich halten, aber ich glitt und glitt; an einer Felsenwand stürzte ich hinunter und verlor die Besinnung in dem Sturze. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich tief unten in einer Kluft; alles Hinanklimmen an den jähen, fast senkrechten Felsenwänden war unmöglich, und wie zerschmettert

fühlte ich alle meine Glieder; doch konnte ich mich endlich aufrichten. Ein Bergstrom rauschte in der Nähe, mit versengenden Strahlen brannte die Sonne von dem hohen Himmel, nur zuweilen unterbrach das Gekreisch eines über mir hin schwebenden Raubvogels die schauerliche Stille.

Ohne Hülfe, fern von allen lebenden Wesen, sah ich mich in der traurigen Öde allein. Ich rief von Zeit zu Zeit mit aller Kraft, die mir geblieben war, in der Hoffnung, einen Reisenden oder Jäger, der über die Gebirge klimmt, zu mir her zu ziehen, und die Hoffnung erhielt mich erst ziemlich muthig, da ich mich auch überzeugte, daß ich durch den Sturz nicht eigentlich Schaden genommen hatte. Aber die Sonne ging unter und kam herauf, und sie sank zum zweiten Male unter und stieg wieder herauf: keine Hülfe nahte. In der Nacht erstarrte ich fast vor Frost, verbrannte am Tage beinahe vor Gluth in der engen Kluft zwischen den schroffen Wänden. Immer mehr fingen nun Gefühle und Betrachtungen an in mir aufzusteigen, die ich noch nie gekannt hatte. Wie wüst und schauerlich lag nun, gleich einem verpesteten Sumpfe, mein Leben hinter mir, und zum ersten Male kam mir jetzt der Gedanke: du wirst nun vor den Richter treten! Alles, alles worauf ich bisher mit frevlem Muthe getrotzt hatte, lag fern von mir, und in mir selbst war es noch öder und leerer, als in der Felsenkluft, die mich verschlungen hatte. Ich empfand so ganz das Gefühl der vollkommensten Zernichtung in mir. Außen waren keine Bande mehr, die mich

an die Welt knüpften, und in mir kein Band, das mich an Gott festhielt, als nur das innigste Flehen, das ängstlichste Seufzen nach ihm, und nicht einmal seine Gerechtigkeit durfte ich anrufen, mein eigenes Herz hatte die Verdammung über mich gesprochen.

Matt vor Hunger und Beängstigung lag ich auf dem Felsen da, trübe und verworren in meinem Sinne. Schon neigte sich die Sonne zum dritten Male zu ihrem Untergange. Die Verzweifelung preßte mir den letzten Schrei aus. Da hatte der Herr mich nicht verlassen, er führte zwei Mönche die Straße her. Diese hörten den Klageruf und sahen, durch denselben zur Kluft hingezogen, mit Entsetzen den Herabgestürzten. Vermittelst eines Seiles und mit Hülfe einiger Hirten zogen mich diese endlich mit Gefahr ihres eigenen Lebens herauf. Das Daseyn aber, das mir Gott auf so wunderbare Weise erhalten, habe ich ihm nun auch geweiht, und täglich flehe ich ihn in herbester Reue und Buße um Vergebung meiner Missethaten an. Ich dachte wohl, ich müsse öffentlich der Welt meine Buße zeigen, um durch mein Beispiel andere Verirrte auf den rechten Pfad zurückzuziehen. Aber, o Gott, des Menschen Herz ist so schwach und trotzig zugleich. Wir verlieren uns so leicht in den andern, und ehe wir selbst es gewahren, hat in veränderter Gestalt uns die Weltlust wieder beschlichen. Ich wollte von der Welt nichts mehr, mit meiner Buße war mir es Ernst, und ich fürchtete, ich möchte doch zuletzt den Ruhm der Bekehrungskunst höher achten, als das fromme Werk selbst, und

wenn es in der Felsenkluft schon so schauerlich war, in den noch fürchterlichern Abgrund hinabsinken, aus dem ewig keine Menschenhand mehr retten kann.

So habe ich denn Ruhm und Ehre und alles Gut der Erde von mir gestoßen und einzig dem Dienste der Brüder mich geweiht, und so hoffe ich, werde die ewige Gnade mir am ersten meine Schuld und Sünde vergeben, wenn es mir gelänge, eine oder die andere Seele dem Heile zu gewinnen und in Demuth und Gehorsam mich selbst zu opfern. Darum habe ich auch meinen Namen abgelegt und sie nennen mich nur Bruder Joseph. In der guten Jahreszeit helfe ich unten im Hospitale der Kranken pflegen, in der schlimmen gehe ich täglich auf das Gebirge hinauf, bemüht, den Verirrten oder Nothleidenden Hülfe zu leisten, wie Gott auf diesen Bergen mir half, als ich in der Angst des Herzens zu ihm rief. Die Abende und oft die Nächte bringe ich zu mit dem Lesen der heiligen Schrift oder der Geschichte von Menschen, die auch wie ich erst versunken waren, um an ihrem Beispiele das Werk der Buße mir zu erleichtern. Zehn Jahre lebe ich nun so, habe auch in einem nahen Kloster in allen geistlichen Verrichtungen mich unterweisen lassen und die Priesterweihe empfangen. Nicht als ob ich ein besonderes Verdienst darin suchte, sondern um besser in aller Noth Hülfe leisten und den Gottesdienst in der Kapelle besorgen zu können. Denn ich weiß wohl, daß vor Gott kein Schmuck gilt, als der eines reinen Herzens und einer reuig demüthigen Seele, und in stiller, ernster Betrachtung ist es mir

nach und nach klar geworden, daß die Verbindung, worin ich durch unsern theuersten Erlöser mit allen stehe, die durch sein Gnadenwerk entsühnet sind, viel tiefer und inniger ist, als das äußere Band, wodurch ich der sichtbaren Kirche angehöre. Und wenn ich nur Liebe Glauben halte, so ist es am Ende gleichgültig, ob ich hierin und in treuer Nachfolge Christi glaube genugzuthun, oder auch die Übung gewisser Bußwerke nöthig erachte, wenn nur dabei die Liebe nicht leidet.

Dazu sprach ich, schloß der Erzähler, aus vollem Herzen Amen. Wir schieden in Liebe und Rührung von einander, wohl wissend, daß wir hier auf der Erde nie, gewiß aber in jenem unsichtbaren Reiche uns wieder begegnen werden.

Fünftes Kapitel.

Daß doch, rief Robert, als nach einigen Tagen wieder die Rede auf den Klausner kam, alle Menschen so tief, wie der treffliche Bruder Joseph, das heilige Band in sich fühlen möchten, welches sie an alle ihre Brüder knüpft! Wie viel störender, nutzloser Streit um Meinungen würde dann von selbst wegfallen!

Ach, sagte Cäcilie, ich fasse es oft nicht, wenn ich in der Geschichte lese, wie Menschen einander verdammen und verfolgen können, nicht etwa darum, daß der Verfolgte nicht auch wie seine Verfolger an die Wahrheiten unserer Christlichen Religion glaube, sondern um der Auslegung, um Dinge willen, die eigentlich zum Heile gar nicht noth thun, von denen wir wenigstens bei unserm großen Meister selbst nichts erblicken.

Eben darum, entgegnete Theodorus, streitet es sich, was noth thut, meine Liebe. Freilich ein frommes Gemüth, dem es recht ernstlich um das Eine und Wahre zu thun ist, findet auch das Rechte leicht, und wer sich selbst immer vor dem Truge bewahrt hat, wird nicht begreifen, wie sich überall auch dem Heiligsten menschliche Rücksichten beidrängen können. Aber der Herr verzeihe mir, wenn es lieblos ist, selbst von Unmuth und Abscheu über die Lieblosigkeit anderer erfüllt zu werden; allein so sehr ich gelernt habe, Schwächen

und Fehler bei den Brüdern zu ertragen, so vermag ich doch nicht, mich eines innern Grimmes zu enthalten, wenn ich sehe, wie einer den andern richtet und verdammt, in dem Wahne, daß nur er den ächten, beseligenden Glauben unsres huld- und liebreichen Meisters besitze, da doch der Meister vor allem uns lehrt, keinen zu richten und zu verdammen. Dann möchte ich immer das Wort wiederholen, das Johannes in seinem Propheteneifer sprach: „Ihr Otterngezüchte, wer hat denn euch gewiesen, daß ihr dem zukünftigen Zorne entrinnen werdet?“ Und ist nicht jeder, eben damit, daß er haßt und verdammt, aus der Liebe, aus der Gemeinschaft mit Christus herausgetreten in die Finsterniß?

Nicht bloß, sagte der Freiherr, als Christen umschlingt uns ein gemeinsames Band, nicht bloß einen Herrn, einen Glauben, eine Taufe, einen Gott und Vater theilen wir mit einander, sondern auch durch unsre Menschennatur sind wir alle, einer auf das unzertrennlichste an den andern geknüpft. Derselbe Himmel umfängt uns alle mit seiner hohen Wölbung und von seinem Bogen leuchtet dieselbe Sonne über allen. An ein gleiches Verhängniß sind wir alle gebunden; so lange wir leben, wandeln wir über denselben Boden hin, und dieselbe Erde nimmt unsre Gebeine mit dem Tode in ihrem Schooße auf. Alle streben wir nach Einem Ziele, gehemmt durch dieselben Mängel, und unterstützt von gleichen Begünstigungen. Wenn aber alles dieß uns überzeugt, daß unsre innere, unsichtbare,

wahrhafte Vereinigung weit tiefer und dauernder ist, als bloß äußere, scheinbare Trennung, die ohnehin über die Länge des irdischen Tages nicht hinausreicht: warum wollen wir nicht lieber, um auch diese Scheidewand gänzlich aufzuheben und allen den unseligen Spaltungen, dem Hasse und der Verfolgung ein Ende zu machen, manchen Äußerlichkeiten uns unterwerfen, die wir wenigstens nicht als unverträglich mit dem bessern Glauben in unserm Innern betrachten?

Wenn nun aber, erwiederte Theodorus, die andern nicht den Glauben, sondern vor allem die Äußerlichkeit, den Gebrauch, die Ceremonie von uns forderten und verlangten, sollen auch wir sie als Hauptsache achten? Wenn noch bis auf den heutigen Tag eine Kirche alle, die ihr nicht angehören, auch von Christus und dem Heile ausschließen will? Der Apostel gibt uns den eben so weisen als liebevollen Rath, „Gott das Gericht über die zu lassen, welche draußen, selbst aber die zu richten, welche drinnen sind, und hinaus zu thun, wer da böse ist.“ Wenn statt dessen eben diese Kirche die Mängel und Mißbräuche in ihrem Innern beweint und beseufzt, und sich damit zu rechtfertigen wähnt, daß nicht alles, was in der Kirche geschehe, auch aus derselben hervorgegangen sey, dagegen aber immer den Fluch über alle ausgesprochen hat, und auch jetzt noch, wenigstens nach ihren Grundsätzen und dem Glauben; wie er in der Mehrzahl ihrer Glieder lebt, fortdauernd über alle ausspricht, welche sie nicht etwa bezeugen kann des Unglaubens an Gott und den Erlöser, oder der Verachtung

unsrer heiligen Bücher, sondern die gewisse Gebräuche, kirchliche Ordnungen, Anstalten, Übungen und Lehrsätze verwerfen, weil sie eben in diesen heiligen Büchern keine Verpflichtung hierzu zu lesen glauben: was soll man, als Mensch und Christ, hiervon urtheilen? O das ist es, was mir schon so manche trübe Stunde gebracht hat!

Und ein ganz anderes ist es, meine Lieben, fuhr er in hohem Ernste fort, in dem Gefühle unsrer heiligern, innigern Vereinigung, selbst im Falle sie von den Brüdern nicht erkannt würde, bei diesen doch Meinungen, Übungen, Ansichten, Satzungen dulden und achten, weil wir wohl wissen, daß sie, wenn auch nicht hierin, doch in dem Bessern, Herrlichern mit uns eines Glaubens sind; und ein ganz anderes, selbst diese Meinungen und Ansichten, die wir an und für sich nicht billigen, diese Gebräuche und Satzungen, wodurch wir in unsrer Christlichen Freiheit uns beengt fühlen würden, von ihnen annehmen oder gar uns Lehren aufdrängen zu lassen, die wir durchaus mit unserm Christlichen Glauben nicht zu einigen vermögen. Ich nenne hier nur die Lehre von einem Gnadenschatze, gesammelt aus dem Verdienste solcher heiligen Menschen, die mehr sollen gethan und geleistet haben, als von einem Menschen gefordert wird, und woraus man dann dem wieder etwas beilegen kann, der es an seinem Theile mangeln läßt; von einem sichtbaren, untrüglichen Oberhaupte der Kirche, da wir doch nur ein unsichtbares haben; von der Macht dieser Kirche, über den Glauben

zu richten und zu entscheiden, da doch allein der Geist Gottes es uns bezeugen kann, ob wir Gottes Kinder sind; von einem Stande, dem die eheliche Verbindung untersagt ist, da doch eben diese Kirche die Ehe für ein Sacrament erklärt.

Wohl, fuhr er fort, was nicht aus dem Glauben fließt, ist Sünde, und möge jeder wachen, daß nicht sein eigenes Gewissen ihn verdamme, indem es gegen ihn zeugt. Aber warum sollen wir unsre Freiheit beurtheilen lassen von dem Gewissen anderer? — Und alles Kirchenthum, alle äußere kirchliche Anstalt und Verbindung, was ist sie anders als die äußere Darstellung des Reiches der Liebe, des Lichtes, des Glaubens, oder soll sie mehr noch seyn, zugleich der Weg zu diesen Pforten des ewigen Heiles? Wem es aber ernstlich um das Eine und Höchste zu thun ist, der muß auch mit Aufopferung alles andern — denn das nur ist wahrer Verlust, von diesem Ziele abzuirren, oder es nur spät oder gar nicht zu erreichen — der muß auch vor allem den Weg fest und beharrlich verfolgen, den er redlich und ohne sonstige Nebenrücksicht für den rechten, sichern und geradesten hält. Daß ein anderer auf einem weitern auf einem minder sichern Wege wandelt, wobei er leichter durch mancherlei Täuschung vom Ziele abgelenkt wird, — wir behaupten damit nicht, daß nicht auch er dieses endlich, wofern es ihm nur Ernst ist, erreichen werde. Er gehe seines Weges, wenn ihm seine Einsicht keinen bessern zeigt und sein Gewissen einen andern nicht gestattet; nur verdamme er uns darum nicht,

daß wir einen andern Pfad zu eben diesem Ziele einschlagen. So mag denn immerhin diese Trennung um so mehr bestehen, als sie zuletzt von selbst sich löset, sobald wir alle einmal völlig in das unsichtbare Reich hinübertreten werden.

Doch auch jetzt schon, fiel Cäcilie ein, gehören wir dem unsichtbaren Reiche an?

Heil uns, versetzte Theodorus, daß dieses unsichtbare Reich so herrlich und gewaltig ist, daß es selbst durch alle äußerliche Spaltung nicht vernichtet wird, und während Kirchen und Kirchenpartheien entstehen und vergehen, unzerstörbar fortdauert! Wir selbst nur entfernen uns so oft in dem Leben aus demselben, sey es, daß wir todt für das Höhere, uns in uns selbst schließen, oder alle unsre Wünsche immer mehr an irdisches Gut fesseln; ja das äußere Kirchenthum kann uns den Eintritt in dasselbe erschweren, wenn es uns von der Übung äußerer Gebräuche oder den Schrecken, welche augenblicklich ein bewältigender Dienst in uns erregt, das Heil erwarten läßt, welches allein nur die Reinheit des Herzens, in dem Christus Wohnung genommen hat, gewähren kann; und da träfe den Menschen der ewige Tod, wo es möglich wäre, daß er ganz aus dem unsichtbaren Reiche heraustråte.

Und was giebt uns Zeugniß, fragte Robert, daß dieses unsichtbare Reich uns umfangen hält?

Ich dächte wohl, erwiederte Theodorus, unser nun so hoch geschätzter Klausner war in dem Augenblicke, als er die Felsenwand hinabstürzte, sehr fern von diesem

unsichtbaren Reiche, weil er so verzweiflungsvoll seine Trennung von dem sichtbaren empfand; aber eben mit dem Sturze sank er aus diesem in jenes zurück. Und da gerade treten die Feuer- und Probestunden ein, zu prüfen das Metall in unserm Innern, ob es edlen Gehaltes oder Schlacke ist, wo unser ganzes Daseyn gleichsam an einem Nichts hängt und alles sinkt und weicht, was uns bisher von außen gestützt und aufrecht gehalten hatte. Wenn wir da, wo wir gewaltsam aus dem sichtbaren Reiche und allen Genüssen desselben gerissen werden, noch Erquickung, Freude, Trost und Frieden in uns empfinden, können wir abnehmen, daß ein tieferes, festeres, unauflöslicheres Band dem unsichtbaren Reiche uns vereint.

Man hatte bis tief in die Nacht hinein gesprochen, und oft nahm das Gespräch solch eine ernste Wendung, was bei dem tiefen Sinne unsrer Freunde und der hohen Ansicht, die sie allen Verhältnissen des Lebens abgewannen, nicht fehlen konnte. Dabei waren alle nicht wenig erfreut zu bemerken, wie in Robert, statt jener sittlichen Verwilderung, die nur zu oft ein kriegerisches Leben mit sich führt, eben dadurch nur viele hohe Ideen geweckt waren, und jener Kampf erschien allen recht wie ein heiliger Kampf auch durch den frommen heiligen Sinn, die reinste Begeisterung, womit diese Jünglinge ihn geführt hatten, die in der That eine herrlichere Frucht daraus in ihrem Innern gewannen, als vielleicht unter andern Verhältnissen ihnen eine lange, schmerzliche Lebenserfahrung gewährt hätte.

Vor Cäciliens Seele aber stand seit dem Tage jener Erzählung schmerzlich das unvollendete Gemählde, das Albert, gleich einem Bilde seines gewaltsam gestörten Daseyns, an der Wand der Klause zurückgelassen hatte. Sie fühlte wohl, der in die stürmende See hineingetriebene Schiffer war der Mahler, aber daß sie selbst die Gestalt am Ufer sey, wagte sie kaum zu denken. Nun, da auch sie liebte, ward ihr nach und nach so manches Wort klar, dessen Sinn sie in ihrer Kindesunschuld auch nicht einmal geahnet hatte. Sie trauerte stille um ihn, wie eine Schwester über das Unglück des geliebten Bruders trauert. Auch Robert war es nun klar, unglückliche Liebe zu seiner Schwester hatte seinen Kriegsgefährten fortgescheucht; auch er war, wie so manches andre edle Opfer, untergegangen in den Stürmen der Zeit, oder vielmehr nur von dem Sturme entrückt worden nach den lichthellen Hallen der ewigen Veste, wo wir alle die Palme des Sieges empfangen, für den wir hier die Krone nicht erhalten können, weil er nur da erst vollendet ist, wo alle irdische Kränze welk geworden sind.

So ging in ernst fröhlichem Zusammenleben für alle der Winter schnell und heiter hin. Welche Blüthen versprachen sie sich aber diesmal von einem Frühlinge, den man in diesen anmuthigen Gegenden zusammen verleben wollte! Allein da erscholl, bevor noch die Bäume Blüthen brachten, die alle überraschende Kunde: der Löwe, der endlich vom festen Lande verscheucht war, ist wieder zurückgeschwommen und hat von neuem des Schwerdtes sich bemächtigt, das man ihm

aus den Klauen gewunden hatte. Der Kriegsgott erhob sich wieder aus seiner Waffenhalle, in der er eben sich niedergesetzt hatte, und schritt laut tosend mit seinem Waffengeklirre in dem lichten Frühling hin; er zertrat die Blumen unter seinen Füßen, und mischte Leichengeruch mit den Blüthendüften; durch die grüne Saat floß das rothe Blut, und zwischen dem Gesange der Vögel tönte das Geächze wunder Rosse und der Wehruf sterbender Menschen.

Doch wir lassen jetzt Cäcilie, die in ihrem Geiste mit aller Sorge einer liebenden Schwester, und allem Muthe einer deutschen Jungfrau dem Bruder in den Kampf folgte, bei dem Vater und dem ältlichen Freunde in der ruhigen Ungestörtheit ihres ländlichen Lebens; denn unser deutsches Vaterland stellte diesmal nur die Kämpfer, nicht den Kampfplatz. Wir wenden uns zu dem Streiter einer frühern Zeit zurück, der unglücklich rang in dem schwersten Kampfe, in dem Kampfe mit sich selbst.

Sechstes Kapitel.

Fest stehet der Mensch neben der Säule, an die seine Gebrechlichkeit sich lehnt; seiner Schwäche dient auch das Rohr noch zur Stüze, er steht, noch, so lange er nur den Halm in der Hand hält, seine Phantasie verleiht diesem einen Theil von der Festigkeit der Säule. Aber ist ihm von außen sogar der stützende Halm entzogen und in ihm die Kraft gebrochen, so wankt er und sinkt ganz, und es ist nichts mehr, was in seinem Falle ihn aufhalten könnte.

Wir haben Leopold in Rom verlassen. Der Traum gab ihm die Besinnung wieder, welche ihm die Betäubung von dem Sturze seines Rosses und die noch gewaltigere seiner Leidenschaft geraubt hatte. Der Pater hatte ihn beruhigt und dann sich selbst und den Freunden überlassen. Aber der Baron winkte diese hinweg: er bedürfe der Ruhe. Und wohl bedurfte er nur allzu sehr der Ruhe von der körperlichen Ermattung und mehr noch von den Betrachtungen, die, aller künstlichen Reden des Paters ungeachtet, immer wieder marternd in seinen beunruhigten Geist zurückkehrten. Er war gerettet aus dem Wagnisse, in das sein verzweifelter Muth ihn gestürzt hatte. Und in diesem Augenblicke fällt dein Retter! schon ist er gefallen, das Blut strömt aus seinen Wunden! sprach es in ihm. Dann aber schalt er sich selbst einen Thoren, daß er sich mit Besorgnissen äng-

stige, die unmöglich zur Wirklichkeit werden könnten. Ohne Zweifel, dachte er, ist Friedberg heute gar nicht in den Garten gegangen, oder noch ist der Pater zur rechten Zeit dazwischen getreten und hat ihn gerettet.

In diesem Augenblicke stürzte einer von seinen Dienern mit bleichem Gesichte herein: eben sey er auf der Straße der Leiche des Herrn Friedberg begegnet, den man von Dolchstichen verwundet, für tod vorübergetragen habe. Leopold schauderte zusammen. Aber der Freund war nicht getödtet, er konnte, er wollte es nicht glauben; er war verwundet, aber der Dolch hat nicht tief genug getroffen. Zugleich trat Clorindens Bild in allem Reize des blühendsten Lebens vor seine Seele und ließ dem des Todes nicht Raum neben sich.

Leopold saß nun wieder aufrecht in seinem Bette, aber noch konnte er es in den ersten Tagen nicht verlassen. Die Freunde sitzen um ihn, bemüht, ihn mit allerlei Neuigkeiten und Stadtgesprächen zu unterhalten; auch der Pater bietet alles auf, ihn zu beruhigen. Aber dazwischen wiederholt er immer die Frage wieder: habt ihr von dem ermordeten Deutschen keine Nachricht? Alle maßen seine Unruhe seiner Theilnahme an seinem Freunde und Lebensretter bei, und von dem Mönche angewiesen, versichern sie: daß man wohl von seinem Niedersinken in dem Garten gehört, aber seitdem nichts mehr von ihm vernommen. Sie sprachen, ohne es selbst zu wissen und zu wollen, die Wahrheit, und dennoch war ihre Rede nicht wahrhaft, denn sie hielten alle den Verwundeten und Gefallenen auch für den Gestorbenen

und Beerdigten. Aber eben dieß beruhigte den Baron. Denn gestorben, dachte er, kann er nicht seyn, sonst müßte ich ja von seinem Begräbnisse hören. So wie er sich aber mit diesen Schlüssen beruhigte, stieg auch zugleich wieder störend der Gedanke in ihm auf: wird sie, die seinen Tod forderte, auch an seiner Wunde sich genügen lassen? Nach der Wohnung seines Freundes hatte er geschickt; da hieß es, man wisse nichts von ihm; auch hatte ihm der Diener gleich anfangs gesagt, er sey nach Füllemanns Behausung gebracht worden. Aber eine innere Scheu, gleich als ob der Bankier ihn durchschaue, erlaubte ihm nicht, bei diesem Erkundigung einzuziehen; noch weniger aber wollte es der Pater nach der Scene, die bei dem Gefallenen vorgegangen war, und ohnehin ja hielt sich dieser von seinem Tode überzeugt.

So brachte Leopold in höchster Spannung, schwankend zwischen der Sorge um den Freund und der glühendsten Leidenschaft für das schöne Weib, einige Tage hin. Auch der Gedanke noch erhöhete seine Beängstigung: warum fragt sie gar nicht nach dir? liegt ihr der Geliebte so wenig am Herzen? Dann dachte er wieder: sie hat vielleicht gar von dem Vorfalle nicht gehört, oder jungfräuliche Scheu erlaubt ihr nicht ihre Liebe öffentlich zu zeigen.

Er konnte nun wieder in dem Zimmer umhergehen, und saß in solchen Gedanken allein eines Abends auf dem Sopha. Da öffnete sich leise die Thür, und ein langer, hagerer Mann von großer Wildheit im Gesichte

und in seinem ganzen Wesen trat herein. Leopold erblaßte bei seinem Anblick.

Da bring' ich den Dolch und komme, meinen Ehrensold zu holen, sagte Annibale.

Was für einen Dolch? welchen Sold? rief Leopold ängstlich.

Den Dolch, entgegnete der Römer, durch welchen der gefallen ist, den ihr mir bezeichnet habt.

Gefallen, unterbrach ihn der Baron, aber auch gestorben?

Ob gestorben? fragte ihm unwillig der Mörder nach. Haltet ihr meinen Dolch für so schlecht? Jeder stirbt, den er trifft. Seht, die Klinge ist blank und scharf. Ich habe sie gereinigt, fuhr er in kalter Ruhe fort, aber zum Zeichen, daß sie ihren Dienst geleistet, blieben die Blutstropfen am Griffe. Oder glaubt ihr mir nicht, so geht nach der Grabstätte, und aus der Grube muß es euch der Todte selbst bezeugen.

Leopold stürzte bei diesen Worten verzweifelnd auf das Sopha nieder. Er hielt die Hände vor sein Gesicht, als wölle er vor der ganzen Welt sich verdecken, und Mörder! Mörder: schrie es in seinem Innern; also der Freund doch todt? durch deine Hand todt? todt?

Annibale stand lange schweigend da und sahe den mit der Verzweifelung ringenden verächtlich an. Der Dolch ist kein Spielzeug für schwache Seelen, sagte er endlich unmuthig; gebt, was ich zu fordern habe, und macht daß ich fortkomme, ehe uns jemand zusammen trifft. Leopold warf ihm, um seiner störender Gegenwart sich zu

entledigen, den Schlüssel zu seiner Schatulle hin: hier öffne, nimm, was dich gelüstet, hast du mir doch mein Bestes genommen. — Der Römer aber öffnete das Kästchen, und mit aller wilden Gierde, womit ein rohes lüsternes Gemüth die Erdenschätze ansieht, griff er in die Goldstücke, und klingend fielen diese zwischen seinen Fingern durch auf den Tisch nieder. Es hallte, wie das Klirren der Hölle, in Leopolds Ohr: jetzt nimmt er den Blutlohn! Aber nochmals zählte der Mörder die Goldstücke. Ganz recht, sagte er, genau dreißig sind's, so viel habe ich ausbedungen; und seht, diese drei für den Dolch, da ihr ihn ausdrücklich begehrt habt. Ihr seht, ich bin gewissenhaft in meinen Geschäften, und solltet ihr ein ander Mal meines Arms bedürfen, ich habe der blanken Waffen noch mehr. — Er warf den Überrest des Goldes in das Kästchen und trat höhnischen Blickes zur Thür hinaus. Den Dolch ließ er auf dem Tische zurück.

Leopold sank immer tiefer in dem Meere von wogenden Gefühlen, über die er nicht Meister ward. Verzweifelung und Liebe kämpften mit fürchterlichem Ringen in ihm. Bald warf er sich auf das Sopha nieder; bald schleppte er sich noch von seinem Sturze matt, wankend durch das Zimmer hin. Für dreißig Silberlinge, rief eine Stimme in ihm, hat der Judas seinen Herrn und Freund verkauft. Zugleich dachte er wieder: welcher Genuß harret deiner! In welchem Feuer wirst du im Innersten brennen und alle Erdennoth von dir stoßen, wenn die Himmlische mit ihren Armen dich umfängt

und willig ihre Küsse den beinigen begegnen! Die Hölle stand ihm zur einen Seite, der Himmel, wenigstens was er Himmelslust nannte, zur andern, und jene dräuete, dieser lockte.

In wilder Verwirrung denkt er zuletzt nichts mehr; seine körperliche und geistige Kraft ist erschöpft; angelehnt steht er an dem Tische. Die Strahlen der untergehenden Sonne fallen zum Fenster herein; da trifft blitzend im Sonnenstrahle der Dolch seine Augen. Er bebt zusammen, die Waffe liegt vor ihm. Bewußtlos greift er darnach, er sieht die Blutstropfen, ein neuer gewaltiger Schauer faßt ihn, und der glatte Griff gleitet aus seiner zitternden Hand. Die scharfe Spitze fällt nach unten, und aufrecht steht der Dolch an dem Rande des Tisches. Und wie er nun das aufgerichtete Kreuz vor sich erblickt, kehren auch in seine Erinnerung alle die Gedanken zurück, die er an dieses Zeichen zu knüpfen gewohnt war. Auf die Kniee sinkt er nieder, und zu dem Dolchkreuze die gefalteten Hände und den thränenvollen Blick erhebend, ruft er in heißester Inbrunst aus: Dank dir, ewigen Dank eines geängstigten Herzens, der du in der Stunde der Noth wunderbar das allerheiligste Kreuz mir erscheinen lässest, das dir solchen Schmerz, uns allen solche Wonne bringt. Von diesem Zeichen rann dein heilig Blut auf die Erde nieder; o Herr, Blut klebt an dem Zeichen, versöhne du auch dies Blut mit deinem Blute. Weh! klagend schreit es jetzt zu dir; Herr, laß nur einen Tropfen deines Blutes in meine Seele fallen, beschwichtige diese Stimme!

Wie sie winselt, und wimmert und wehklagt! Doch Herr, du hast es ja geboten, du durch sie, die so rein, so treu, so feurigen Glaubens ist!

Getröstet durch diese Gedanken richtete er sich auf, und in dem Abendlichte stand er vor dem blinkenden Kreuzeszeichen, dessen Erscheinung solche Beruhigung in sein Herz gebracht hatte. Ja, sprach er bei sich, sie theilt die That mit dir, ja ihr gehört sie ganz an; du bist ihr Arm, nur der ihr angehörige Theil, über den sie wie über ihre Hand gebietet; und hast du auch mehr gethan, als auf den Befehl der Herrin den Boten ausgesandt? Sie ist nicht wie andere Frauen, hoch steht sie in Glaubenskraft über allen ihres Geschlechtes. Konnte sie es gebieten: durftest du es vollbringen. Und was kann sie dir nun noch versagen? Hast du nicht treu vollführt die Bedingung, die sie selbst dir gesetzt hat? Hast du nicht sogar den Freund, den Lebenser — Er stockte. O theures Opfer, o du bleicher, gefallener Freund! fuhr er dann fort.

Da hörte er im Vorzimmer die Thür gehen; Tritte nahten; schüchtern zog er den Dolch aus dem Tische und verbarg ihn unter da liegendem Geräthe. Der Pater trat herein. Sein Blick fiel auf die geöffnete Schatulle. Man sollte denken, redete er den Baron an, ihr hättet Wechselgeschäfte gehabt?

Ihr wußtet nicht, entgegnete ihm Leopold, daß er begraben ist?

Wer begraben? fragte der Pater.

Der, erwiederte der Baron, für dessen Tod eben der Sold geholt ward.

Was geht dieser, fiel Anselmo ein, euch an? Lebend oder todt, über oder unter der Erde, mit euch darf er keine Gemeinschaft mehr haben. Da ihr mit Unrecht Erkundigung nach ihm einzoget, so habe ich mit Recht diese unbefriedigt gelassen. Wollt ihr euch selbst vorsätzlich das Bußwerk erschweren?

Nehmt, sagte Leopold bewegt, das Gold hier; laßt dafür in allen Kirchen um seiner Seele Heil beten. Sey er nun sonst, wie er wolle, wenigstens das irdische Daseyn hat er mir gefristet, eben jetzt, da mir die herrlichste Freude desselben winkt. Zur Beruhigung auf immer würde es mir dienen, könnte ich zur Freude, wenigstens zur Erleichterung seines ewigen Daseyns etwas beitragen.

Ich glaubte euch genesen, fuhr ihn der Mönch finster an, aber noch, sehe ich, redet ihr in Fieberträumen. Kann auch dem die Kirche die ewige Seligkeit aufschließen, der nicht in ihrem Schooße starb, und den sie als einen Lästerer und Verächter alles Heiligen verfluchen muß?

Ihr seyd sehr strenge, wandte Leopold ein.

Strenge nur erst, versetzte der Mönch, nachdem alle Gnade und Milde verschmäht worden. Und hättet ihr mich damals nicht durch unzeitiges Klagen aufgehalten, vielleicht wäre, wenn nicht sein irdisches, doch sein ewiges Leben noch zu retten gewesen, und er seufzte, noch vor seinem Tode bekehrt, nicht in den ewigen

Quaalen. Doch statt an seine, denkt jezt an eure Buße.

Und Leopold begann nun ein ernstes Bußwerk. Er ließ sich nach dem Kloster des Paters bringen. Dort in einem stillen abgelegenen Gemache brachte er drei Tage und drei Nächte in abwechselnder Ermahnung und Bußpredigt seines Beichtigers und eigenem Beten und Fasten vor dem Bilde des Gekreuzigten hin. Aber mitten zwischen dem Gebete und dem ernsten Bußrufe des Mönches trat wieder Clorindens Bild vor seine entflammten Sinne, und er geisselte sich selbst und hörte demüthig jedes stachelnde Wort an, freudig auf das Ziel hinblikkend, das ihm von ferne winkte. Als zum dritten Male die Sonne hinabgesunken und die Stadt in Dunkel und Schweigen verhüllt war, stieg er zur Mitternachtsstunde von dem Kloster hinab und auf den Knieen klomm er die Stufen der hohen Treppe hinan, wo Clorindens Bild so lockend ihm erschienen war. Nachdem er eben in der Kirche vor dem Bilde der heiligen Mutter bei dem Scheine der stille flimmernden Lampe sein Gebet verrichtet hatte, kehrte er nach seiner Wohnung zurück, um von der Ermattung auszuruhen, womit eine so harte Buße Geist und Leib gleich sehr gefesselt hatte.

Erst als die Sonne am folgenden Tage am höchsten stand, erwachte er aus einem langen, dumpfen Schlafe, in den er aus übermäßiger Erschöpfung versunken war. Er sollte diesen und den folgenden Tag in stiller Betrachtung für sich hinbringen und dann in der Frühe des dritten Morgens, nach nochmals abgelegter feierlicher

Beichte, die Absolution erhalten. Schon nahte der letzte Abend vor diesem Morgen. Leopold fühlte sich nun wieder versöhnt mit seinem Gotte, und mit feurigster Gluth erwachte die Sehnsucht nach dem geliebten Weibe in ihm. Er wollte ja noch sich selbst bezwingen, er wollte sie nicht sehen, bis er ganz entsühnt vor sie treten durfte; doch meinte er, die Freude ihrer Nähe dürfe er sich länger nicht versagen, wenigstens die Laube einmal besuchen, wo er zum ersten Male von ihren Lippen die Seligkeit des Himmels genossen hatte.

Er trat den Weg zu dem gräflichen Pallaste an. Schon war er demselben nahe, als ihm ein Bekannter auf der Straße entgegen kam und ihn mit den Worten anredete: Bemühet euch nicht, die Gräfin ist schon seit mehreren Tagen verreiset. Leopold war betroffen bei dieser Nachricht. Wißt ihr es denn nicht? fragte der andere; man flüstert sich seltsame Dinge in die Ohren; doch hiervon ein ander Mal! Und schnell war er dem Barone entschlüpft, der wie betäubt lange da stand, nach dem Pallaste hinblickend. Seltsam, dachte er, daß der Pater auch hiervon mir nichts berichtete; doch er wollte mich wohl in meiner Bußübung nicht stören. Aber, fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, ist sie verreiset, so kann ich um so freier, ohne meinem Gelübde zu nahe zu treten, in dem Pallaste selbst Erkundigung einziehen, und ohne Zweifel hat man mir eine Nachricht hinterlassen

Das Thor des Pallastes war halb geöffnet. Er trat hinein, fand aber alle Säle verschlossen. Alles war

einsam und verlassen, und nur sein eigener Tritt hallte durch die langen hohen Gänge. Endlich trat ihm aus einem abgelegenen Gemache ein alter Diener entgegen. Er fragte nach dessen Herrschaft. Der Mann konnte oder wollte ihm keine Auskunft geben, als daß ihre Vorbereitungen vor dem Weggehen auf die Dauer einer langen Reise hinzudeuten schienen. Nur dieses Blatt, hat mir die Contessa Clorinde aufgetragen, in Ihre Hände zu legen. Mit diesen Worten entfernte sich der Diener.

Leopold las die an ihn gerichtete Aufschrift des Briefes, sie war von der Hand der jungen Gräfin. Wie glücklich fühlte er sich, nur ihre Züge zu lesen! Also sie hatte nicht verschmäht, ihm zu schreiben? O er wußte wohl, daß sie so unfreundlich nicht gehen werde, ohne dem Geliebten eine Nachricht zu hinterlassen. Er bedeckte mit Küssen die Buchstaben. Um mit sich und seinem Glücke allein zu seyn; trat er in den Garten. Auf der Stelle saß er nun wieder, wo sie seiner Liebe zuerst Gehör gegeben. Aber was schrieb sie ihm? Harret sie ungeduldig seiner? Ladet sie ihn ein, ihr zu folgen? Seine Hand drückte schon an dem Siegel des Briefes. Er zog sie wieder zurück und langte aus seinem Etui eine Scheere hervor; auch das Siegel soll nicht verletzt werden. Aber, wandte er sich selbst wieder ein, wird dich die frohe Kunde nicht in dem ernsten heiligen Geschäfte stören, das du vorhast? Solltest du das Geheimniß nicht bis morgen besiegelt lassen? Er zählte die Stunden. Nur eilf Stunden noch! Doch nein, rief er, um so freudiger wirst du dem Herrn deines

Dank darbringen? Schon war das Siegel gelöset, entfaltet hielt er das Blatt in seiner Hand, und er las und las und sein Gesicht entfärbte sich, während er las — denn er las seine eigene Verdammung.

Siebentes Kapitel.

An dem letzten Tage, während Leopold oben im Kloster in inbrünstigem Gebete vor dem Bilde des Gekreuzigten lag, war unten in dem gräflichen Pallaste folgendes Gespräch zwischen den beiden Besitzerinnen desselben und ihrem Beichtvater vorgegangen.

Ihr habt ein gefährliches Spiel begonnen, Pater; seht ihr nun, welchen Gewinn es brachte?

Gefährlich nur für schwache Seelen, ich dachte, ein hoher Geist walte in eurer Tochter. Der heiligen Kirche, glaubte ich, diene sie, Gott zu Ehren und der heiligen Jungfrau; aber nun zeigt sich, nur um den Geliebten hat sie gebuhlt. Guter Baum konnte nicht schlechte Frucht bringen.

Ihr hättet nicht übersehen sollen, welche Macht der Liebe Lockung über ein feuriges Weib besitzt. Überhaupt ziemte euch, mit mehr Ehrerbietung von meiner Tochter zu reden.

Nur vor Einem hegt meine Seele Ehrfurcht, vor Gott, und in seinem heiligen Amte spricht mein Mund

Wahrheit, die um so mehr das Herz reinigt, je mehr sie es wie mit schneidender Schwerdtesspitze durchdringt. Ich kenne nur Eine Liebe die zu ihm; dieser muß jedes Opfer fallen, und sie eben kennt keine Rücksicht, weil sie des Herrn Ehre sucht, und müßte sie mit Feuerflammen Leib und Seele scheiden.

Aber ich bin Mutter, und die Ehre meines Hauses ist in Gefahr verletzt zu werden.

Darum komme ich, euer Beichtiger, euch zu trösten, und aus der Wunde, welche des Feindes Nähe, den sie mit so weniger Vorsicht mied, eurer Tochter geschlagen hat, die Fäulniß mit dem Messer der Kirche auszuschneiden und den Balsam derselben hineinzugiessen. —

Er trat nun, von der alten Gräfin geleitet, in Clorindens Gemach. In schwarzem Gewande und tiefer Trauer lag das schöne Weib auf dem Ruhelager. Der Mönch begann die Wechselrede.

Warum betrübt ihr euch so, meine Tochter?

Ich traure über meine Niederlage, über eure, schlauer Mönch, und über die eurer Kirche. Aber der Heilige dort oben triumphirt.

Wenn nennt ihr den Heiligen?

Den, welchen auf mein Begehren durch des Schwächlings Hand der Dolch traf; ihn, der allein sich rein und heilig wahrte und Glauben und Treue gehalten hat bis in den Tod.

Ihr seyd in einem schweren Wahne befangen, Contessa; kann auch der Treue halten, der Gott die höchste

Treue gebrochen und der allein beseligenden Kirche nicht angehört? –

O Mönch, das spricht nicht Gott aus dir; weiche von mir und lästre nicht den, um welche meine Seele so tief betrübt ist.

Eben diese Betrübniß ist sündig, Gräfin, und wenn ihr nicht bald einlenkt, kann sie euch dem ewigen Verderben nahe führen.

Ja Mönch, du hast das ewige Verderben mir gebracht; da verdarb ich, als ich der Rache heimfiel und den Mord verlangte.

Ihr habt die That nicht vollbracht.

Meine Hand nicht, aber mein Wille und Vorsatz.

Die Kirche verzeiht euch den Willen, wozu nur die Liebe zu ihr euch trieb.

Nein, gekränkter Stolz und der Rache Wuth hat mich dazu getrieben.

Auch für solche Verirrung reicht die Kirche Verzeihung dem reuig zu ihr flehenden.

Mir schaudert vor einer Kirche, die so leicht den Mördern verzeiht.

Ja, wenn ihr die Verstocktheit bis zur Lästerung treibt, muß ich endlich mit dem Banne der Kirche drohen.

O wen der droben verbannt, der scheut keinen andern Bann mehr. Könnte mir der Christ, der in ihm wohnt und zum zweiten Male in ihm geblutet hat, vergeben: eurer Vergebung bedürfte es nicht weiter.

Wie euer Geist verwirrt ist von dem Gifte der Ketzerei, das ihr eingesogen! —

Grimmig schied der Pater, in tiefer Trauer die Mutter. Am Abend dieses Tages aber war es, da Clorinde das Blatt für Leopold schrieb, dessen Inhalt wir nun schon errathen werden. Hier folgt es.

Elender!

Wirklich, du hast gemordet deinen Freund, deinen Lebensretter? Schwächer als ein Weib, hast du vollbracht, was eines Weibes Wahnsinn von dir forderte? Mir begegnet dein Blick nicht wieder, bis wir zusammen vor dem Richter stehen. Graut dir auch davor? Du hast mich schwach gesehen, sehr schwach, und da war ich am tiefsten gesunken, als ich litt, daß dein giftiger Hauch meinen Leib berührte. Aber habe ich gesündigt: bin ich auch stark genug, zu bekennen mein Verbrechen; und gereinigt muß der Heilige vor dir stehen, dessen Namen ich gelästert habe; darum nur schreibe ich dir dies Blatt. Und so höre denn: ich habe ihn geliebt mit aller Gluth der Seele, und lieben werde ich ihn, so lange ein Hauch des Lebens in mir weht. Meine Liebe habe ich ihm bekannt, da floh er, um dir die Geliebte nicht zu entreißen; für diese Schuld hat ihn dein Dolch getroffen!

Und ach, daß erst die Dolchspitze, die das edelste Herz durchbohrte, die Bande zu durchschneiden vermochte, die meinen freien Geist gefesselt hielten! Zu spät nur schaue ich die Wahrheit, nun die Lippen stumm und geschlossen sind, die sie so freudenvoll mir

verkündeten. Wie das Lied mich oft ergriff! Nun singe Clorinde ich, den eigenen Trauersang! Und nicht einmal bei seiner Asche darf ich weinen!

Ich fliehe und trage die Verzweifelung mit mir. Auch dich geleite sie auf jedem Pfade. Dein Leben sey von nun an eine Flucht vor aller Huld und Gnade! Das wünscht dir

Clorindens letztes Wort.

Gewißheit seines höchsten Glückes glaubte Leopold in seiner Hand zu haben, da las er den Fluch, welchen die über ihn sprach, die ihm das Heil bringen sollte. Einen ungeheuern Frevel hatte er vollbracht, aber auch der Besitz eines ungeheuern Glückes harrete seiner, dessen auch nur eine Stunde zu genießen, ihm höher schien, als ewige Himmelslust. Und eine Schuld wenigstens ruhte auf dem Freunde: er hatte gelästert sein Gottesbild. Nun stand der Hingeschiedene rein, wie ein Verklärter, vor ihm, die Lebende wie eine Verbrecherin. Wie öde und leer dünkte ihm nun sein ganzes Daseyn, alles, was er gedacht und geglaubt, was er begonnen und vollbracht hatte! Der Druck einer ungeheuren Schuld lastete auf ihm, und nicht einmal ein Halm mehr blieb ihm, sich darauf zu stützen. Alles, alles, was ein Mensch im Himmel und auf der Erde besitzt, hatte er in diesem Augenblicke verloren. Die Quaal trug er im Herzen, die Schuld in der Erinnerung, alle seine Wünsche waren zum Verbrechen, seine Hoffnungen zur Sünde geworden.

Krampfhaft drückte er in der geschlossenen Hand das

Blatt zusammen; seine Sinne stockten, er hatte keine Gedanken, nur die Größe seines Unglücks zu denken. Schon fielen die letzten Strahlen der Sonne durch das Gebüsch hin. Noch stand er unbewegt da, als eine Hand ihn unsanft anfaßte und rüttelnd ihn wieder zu sich selber brachte. Der Pater war es, der ihm hierher gefolgt war, nachdem er zu Hause ihn vergeblich aufgesucht hatte. Lange sah Leopold diesen mit starren Blicken an. Wo ist sie? fragte er dann hastig.

Wer? entgegnete der Pater.

Clorinde, erwiederte der Baron.

Sie ist verreiset, versetzte Anselmo.

Und ihr wußtet es, fiel Leopold ein, und habt mir es verschwiegen?

Weil es euch, antwortete sein Beichtiger, noch nicht zu wissen frommte.

Wann aber sollte ich es erfahren? fragte Leopold.

Morgen, wenn ihr gebeichtet hattet vor Gott, entgegnete Anselmo, und Absolution erhalten und euer Geist von dem Lichte von oben erleuchtet war, wollt' ich Clorindens hohe That euch verkündigen und selbst zur Nacheiferung euch ermahnen. Durch euern Dolch ist der Widerspenstige gefallen: ein gutes Werk, sofern es zu frommem Zweck vollbracht ward, damit er nicht mit seinem süßen Munde und seiner Rednergabe noch mehr der gläubigen Seelen irre führte. Aber eben darum durfte Clorinde nicht euer werden, damit es nicht schien, als hättet ihr, was zu Gottes Ehre und der Kirche Heil geschah, bloß irdischer Liebe Lust zu fröhnen

vollbracht. Wie sie euch entsagte, solltet auch ihr der Contessa entsagen, ihr —

Leopold hatte sich lange bemüht, den innern Grimm zu bändigen und den Pater in der Rede nicht zu unterbrechen. Nun vermochte er sich länger nicht zu bewältigen, und heftig fuhr er auf: das lügt der Satan durch dich, Mönch! da lies und erröthe ob deinem Truge!

Und der Pater las, und als er gelesen hatte, zerriß er kalt das Blatt; der Wind wehete die Stücke fort.

Die Worte sind unschuldig, sagte er, nur der Verstand lästert, der sie freventlich durch der Rede Band zusammensetzt; so sey es denn gelöset und der Winde Spiel, das Gleichniß eurer Zweifel, die so vor dem Wehen des Glaubens zerstieben. Ja, fuhr er in argem Hohne fort, ihr seyd mündig worden, und bedürft der Mutter Leitung nicht mehr!

Wenigstens wie ein Kind sollst du mich nicht länger an dem Leitfaden gängeln! rief Leopold empört.

Wäret ihr ein Kind, entgegnete Anselmo, wäre euch besser; dann hättet ihr keine Schuld.

Wer anders, erwiederte der Baron, führte mich zur Schuld, als eurer Lehre Trug?

Sprecht lieber, sagte der Pater, in meinem unkeuschen Herzen ist die Wahrheit zum Truge worden!

Habe ich euch, entgegnete Leopold, nicht eben jetzt der Lüge überführt?

Der Lüge nicht, antwortete der Pater, der Unwahrheit, wenn ihr wollt, der irdischen Unwahrheit. Morgen hättet ihr alles gehört, wie es war; jetzt konnte

das irdisch Wahre euch nicht nützen, und weil ich nicht von einem solchen Zettel wußte, habe ich das irdisch Wahre euch verborgen, weil ich fürchtete, ihr möchtet unempfänglich dadurch werden, morgen das himmlisch Wahre zu vernehmen, und das ist es allein, was die Seele vom Verderben rettet. Euch ziemt es zu erröthen, Kurzsichtiger, nicht mir.

O Mönch, Mönch, fuhr Leopold auf, ihr stündet gar herrlich da, käme man nicht auch hinter eure Schliche!

Schliche? entgegnete trocken der Pater; Schliche, die habe ich immer nur bei euch Weltmenschen gesehen; Wir Priester des Herrn wandeln auf offener Bahn und brauchen niemand zu scheuen. Ihr aber seyd eben jetzt, während ich euch in stiller Andacht glaubte, heimlich fortgeschlichen, die Buhlin zu besuchen; da habt ihr nun gleich Gottes Strafe gefunden. Der hättet ihr entgehen können, hättet ihr meiner väterlichen Führung treulich folgen wollen. Doch ich sehe, ihr seyd jetzt nicht empfänglich für die Wahrheit. Ich dächte, ihr finget eure Buße von neuem an; dann wollen wir weiter mit einander reden.

Mit diesen Worten verließ er den Unglücklichen.

O Gott! seufzte Leopold, ich bin ganz wirr in meinem Sinne, ich kann die Gedanken nicht mehr finden! O hätt' ich nur Thränen, Thränen, um mein Unglück zu beweinen. Ja, nun faßt mich die Verzweifelung: den Freund gemordet, der Geliebten Fluch, die Pein im Herzen, von Gott verdammt, und nun auch noch des Mönches Spott!

Einige Tage sah man ihn stumm und in sich verschlossen umhergehen. Alles ekelte ihn an, seine Rosse und Wagen verkaufte er, entließ seine Dienerschaft; den Dolch trug er in einer Scheide in dem Busen mit sich. O, seufzte er oft, du bist nun noch mein einziger Freund, du Zeichen meiner Noth und der Schmerzen, die mein Herz durchschneiden; und was habe ich vom Freunde nun noch, als die wenigen Tropfen Blut? — An einem Morgen war er aus der Stadt verschwunden.

Einer war, der ihn aller dieser Quaalen hätte überheben können, Füllemann. Dieser wußte nun die Abreise der gräflichen Familie, auch Leopolds Trauer war ihm nicht unbekannt. Aber dieser feste Mann, der stets mit sich selbst einig, nie zweifelte, wie er handeln solle, überließ sie vorsätzlich ihrer tiefen Noth, weil diese allein nur so weltliche Gemüther in dem Innersten aufzuregen vermag. Ihr habt, dachte er, den Mord begangen, mögt ihr auch dafür Buße thun. Denn daß eine höhere Hand mit besonderer Gnade den Unschuldigen schirmte, ist nicht euer Verdienst. Und er fürchtete in der That, eine Sünde zu begehen, wenn er sie aus der Täuschung riß, weil sie dann, in der Freude, sich von den Beängstigungen frei zu fühlen, nur um so ungestörter dem alten Truge sich von neuem ergeben würden.

Achtes Kapitel.

Leopold wandte sich nach dem innern Lande. Ganz allein, die ihn überall begleitende Schuld im Herzen und den Dolch an demselben, trat er seine Wanderung an. Er wußte, der Bruder der alten Gräfin hatte ein Schloß in dem rauhesten Theile des Apenninen-Gebirges. Dort vermuthete er die Verschwundene, und dort wollte er sie aufsuchen. Er hatte ihr auf immer entsagt, so wie jeder Freude des Daseyns; aber auf solche Weise wollte er nicht von ihr scheiden. Hatte er gefehlt, so theilte sie die Schuld mit ihm, und nur für sie hatte er das Verbrechen begangen. Sie sollte ihm wenigstens verzeihen, wenigstens den Fluch aufheben, den sie über sein Haupt gesprochen hatte.

Viele Tage war er schon gewandert, die letzten Tage über hügeliges Land. Die höhern Berge standen nun vor ihm, und kaum eine Stunde noch war er von seinem Ziele entfernt. An dem Abhange des Gebirges lag zwischen Felsen an einem Waldbache ein stilles Dörfchen. Hier wollte er den Abend abwarten, um, wenn die Hitze des Tages nachgelassen hatte, die Höhe hinanzusteigen. Er saß beim Eingange des Dorfes vor einem Hause in dem Schatten einer Weinlaube, die, von dem Dache der ländlichen Wohnung fortgeführt, nur eine Erweiterung derselben schien. Eine gutmüthige Bäuerin hatte ihm eine Flasche mit Wein vor-

gesetzt und lud ihn ein, von den eben reifenden Trauben, die überall purpurn zwischen dem röthlichen Laube durchschimmerten, sich selbst die auszuwählen, zu denen er Lust hätte.

Aber auf den Reisestab gestützt, saß Leopold in stiller Betrachtung da. Vor seinen Blicken öffnete sich eine tiefe Schlucht, in der der Waldbach über Steine rauschend hinrollte. Zu seiner Rechten wandte sich in einer plötzlichen Krümmung der Weg hinauf, dessen Eingang, gleich einem Thore, zwei Felsen bildeten, von denen der eine, der zur linken, über der Schlucht heraufstieg, der andere neben dem Hause sich erhob, dessen Dach darauf, wie auf einer natürlichen Mauer ruhte. Durch diese Felsenpforte führte der Weg zu einer Kapelle hinauf, von wo er sich wieder etwas abwärts zum Schlosse wandte.

War es die Hoffnung, die so heiß ersehnte Verzeihung endlich zu erlangen, oder waren es frühere Erinnerungen, die bei der auch nur vermutheten Nähe Clorindens in seinem kranken Herzen wieder erwachten, Leopold fühlte sich zum ersten Male etwas leichter. Schon griff er nach seinem Stabe, durch das Felsenthor den Weg hinanzuklimmen, als ein plötzliches Rasseln ihn erschreckte, gleich als ob ein Wagen im vollesten Laufe den Berg herabrolle. Kaum hatte er Zeit aufzuspringen, so war auch der Wagen mit fürchterlicher Schnelligkeit schon unten, und die Pferde rannten, ohne den Umlauf nehmen zu können, gerade mit der Deichsel an die äußerste Ecke des Felsens zur Linken der Pforte.

Der Vorderwagen riß los durch die Gewalt des Stoßes, die Pferde rasseln mit schrecklichem Getöse in den Abgrund hinab, und der Deckel eines Sarges springt auf und kollert mit noch entsetzlicherem Gepolter denselben über den Abhang nach, der Wagen selbst aber steht, vorn an den Felsen gestemmt, fast wagrecht da. Leopold bebt zurück bei dem Anblick, denn es ist ein Leichenwagen. Stücke von dem darüber gedeckten Tuche haben zwischen die Räder sich hineingeschlungen, wie eine lange Schleppe hängt der andere Theil nach. Offen aber liegt die Leiche da. Und ein noch mächtigeres Entsetzen faßt den Staunenden, da er ihr ins Gesicht blickt. Die ist es, welche er sucht. Clorindens Mund kann nun nicht mehr den Bann des ausgesprochenen Fluches lösen; schon steht ihr unversöhnter Geist vor dem ewigen Rächer. Aber in voller Leichenschönheit liegt ihr bleiches Bild vor ihm, und ihre Züge verkünden noch im Tode Schmerz und Trauer. Abgestreift ist von der linken Seite das Gewand, entblößt zeigt sich der schöne Arm und die jungfräuliche Brust, unter der eine weite Wunde die Ursache ihres Todes verräth.

Die Landleute waren herbeigeeilt. Auf die Kniee warfen sich einige, aufrecht standen andere mit gefalteten Händen da, alle gafften die Leiche an, aber still und starr, ohne Regung waren alle, als ob sie selbst mit dem Blicke den Tod eingesogen hätten. Nun zog ein vom Berge herab ertönendes Klagegeschrei aller Augen dort hin. Man sah in hastiger Eile, und doch bei jedem Schritte durch die langen schleppenden Gewänder

gehemmt, langsam einzelne schwarze Gestalten herabkommen, dann mehrere zusammen, und bald zeigte sich in der Ferne der ganze Leichenzug. Von unten herauf hörte man das Gewinsel der bis zum Tode beschädigten Rosse, und immer dichter drängten sich die schwarzen Gestalten, die nach einander den Berg herabstiegen, um den geöffneten Sarg. Der stille Schmerz ward nun von einzelnen lauten Tönen des Wehklagens unterbrochen, aber als ob das Entsetzen allen die Besinnung geraubt hätte, unruhig gingen einige umher, unbeweglich standen andere und rangen die Hände, ohne etwas anzurühren oder Anstalten zur Fortbringung oder wenigstens Bedeckung der Leiche zu treffen. Jetzt träufelten einzelne Tropfen Blut aus der Wunde, und, den Mörder klagt sie an! schrieen einige Stimmen.

Leopold faßte ein Grauen; er wand sich, von allen mit mißtrauisch feindseligen Blicken angesehen, durch die schwarzen Gestalten durch und eilte den Berg hinan. Dich hat auch der Dolch getroffen, du grauenvoll schönes Bild, sprach er bei sich; Er hat dich hinabgezogen; der ist schwer und von ächtem Metalle; wie er an mir zieht, ich fühle es, wie er an mir zieht! — Erschöpft sank er auf der Treppe der Kapelle nieder. Schon dämmerte die Nacht herauf. Stille, wie bei den Todten, war es in der Kirche, der ganze Leichenzug war dem Wagen nachgeeilt. Er trat durch die offene Thür hinein. Da sah er eine schwarze Gestalt auf einem Leichensteine sitzen; diese hob ernst die Hand auf und winkte ihn fort mit stummen Zeichen. Das Grauen trieb ihn hinaus,

und mit flüchtigem Blicke erkannte er die alte Gräfin noch.

Er stieg den Weg hinab. Nun stand er an dem Waldbache, über den hier eine Brücke führte, unter der das Wasser, wie in kühnem Sprunge, über einen hohen Felsen hinabstürzte. Unten rauchten die Schornsteine des Städtchens, über dem das Schloß weiß in dem Mondscheine hervorschimmerte; und auch oben auf dem Gebirge schimmerten einige weiße Häuser aus der Dunkelheit hervor, die nur noch die schroffen Umrisse der Berge und Felsen erkennen ließ. Er setzte sich auf einem Felsenstück nieder; auch in seiner Seele schwand alles in Dunkelheit und kein fernes Sternlein schimmerte in diese innere Nacht. Hell aber leuchtete nun über seinem Haupte der volle Mond. Es schien ihm, als ob langsam ein schwarzer Zug von der andern Seite den Berg herauf nach der Kapelle sich bewege. Da tragen sie dich jetzt zur Ruhestätte, seufzte er; aber wie lange werde ich noch wandern müssen? Er machte eine unwillkürliche Bewegung und fühlte den Dolch auf seiner Brust. Nein, rief er verzweifelt aus, wir theilen die Schuld mit einander, wir wollen zusammen vor den Richter treten; hier wenigstens will ich deinem stummen Winke folgen. Floß nicht nochmals das Blut aus deiner Wunde? Blut fordert Blut! — Er zückte den in seiner Hand blinkenden Dolch nach seinem Herzen. Wieder zog er ihn zurück. Aber wenn ich nun vor den Richter trete, sagte er, und der Richter fragt: wer hat dich vor meinen Stuhl geladen? Ist deine Zeit auch verlaufen?

In diesem Augenblicke ließen sich Orgeltöne vernehmen, und ein stiller Gesang hallte durch die Nacht von der Kapelle herüber. Da war es, als löse sich alles in ihm in tiefe Wehmuth auf, zum ersten Male fand er die Thränen wieder. Nein, Stimme Gottes, rief er, richte mich, aber doch will ich dir gehorchen, will wandern, so lange du mich forttreibst. Und mit einem gewaltigen Schwunge schleuderte er den Dolch in die Tiefe hinab. Dabei war ihm ganz heimlich zu Muthe, einer so gefährlichen Waffe sich entledigt zu wissen.

Lange noch saß er da; über ihm tönte der Gesang von der Kapelle noch fort. Er versank immer mehr wie in einen Zustand des schauerlichsten Träumens. Es war ihm, als sähe er das sonst so stolze Weib sich scheu und schüchtern dem Throne des Weltbeherrschers nahen; eine unendliche Klarheit verbreitete sich um denselben, desto düsterer war die Gestalt der Nahenden. Der Richter winkte sie hinweg. Noch hat mein Spruch dich nicht beschieden, sprach er, sinke in den Sarg, in die Gruft hinab; da harre und büße, bis deine Stunde naht. Er sah wieder die schöne bleiche Gestalt in dem Sarge, wie sie in der engen Kammer der Gruft lag; sie lebte nicht und war nicht todt; denn sie hatte zwar das Leben von sich gestoßen, aber noch hatte sie der Tod nicht aufgenommen Da mußte sie ruhen, und so sehr sie geeilt hatte, doch harren, denn es war ihre Stunde noch nicht gekommen.

Nun hatte der Gesang geendet, Leopold fuhr aus seinem Träumen auf. Der Leichenzug wandte sich

unfern von ihm zu dem Städtchen und Schlosse hinab. Ein langer, hagerer Mann in einem schwarzen Mantel kam auf die Brücke zu. Als dieser den Ort, wo Leopold saß, erreicht hatte, blieb er vor ihm stehen und redete ihn mit den Worten an: ihr seyd ein Fremder und habt wohl von ferne dem Gesange in der Kapelle zugehört; und ohne Zweifel werdet ihr noch lange von dem erzählen, was ihr heute gesehen habt. Aber es ist schon tief in der Nacht, wo wollt ihr noch hin?

Leopold sagte ihm, daß er noch hoffe, unten in dem Städtchen ein Unterkommen für die Nacht zu finden.

Ihr geht, sagte der Mann, besser mit mir; ich wohne in jenen Häusern oben, und habe die Aufsicht über den Forst des Grafen, dessen Schloß ihr dort unten seht.

Leopold erhob sich und folgte ihm über die Brücke nach; sie gingen eine Weile schweigend mit einander. Ja, begann sein Begleiter zuerst, so geht es, wenn ein Mensch von dem Glauben weicht. Ich habe wohl auch manches auf dem Gewissen, aber mich vom Bande der Kirche loszusagen, das lasse ich schön bleiben; wo sollte ich auch Versöhnung finden? Ich warnte, man solle die Leiche von der Kapelle ferne halten, aber bei einer so hohen Person setzt man sich über manche Rücksicht hinaus; da sehen sie nun die Folgen davon. Wie der Wagen sich der Kapelle naht, fliegt ein Schwarm von Vögeln, die unter fürchterlichem Geschrei mit ein-

ander kämpften, zwischen dem Leichenzuge durch, dicht vor den Pferden hin. Die edlen Thiere scheuen; man ruft, man schreit, man will sie halten, aber alles das macht sie nur wilder; unaufhaltsam rennen sie die Straße hinab, und noch ein Wunder ist es, daß sie nicht auch die Leiche und den Wagen mit in die Schlucht hinabrissen, wo sie nun zerschmettert liegen. Aber was man sich erst nur heimlich ins Ohr flüsterte, das ist nun offen an des Tages Licht gekommen. Alle haben die schreckliche Wunde gesehen, wodurch sie sich selbst entleibt hat.

Dem Barone graute bei der Erzählung des Mannes, der wie ein dunkler Geist der Unterwelt in dem hellen Mondscheine ihm zur Seite ging und seine Rede mit schauerlichem Gebehrdenspiele begleitete. Aber er wollte, er mußte alles wissen. Er bat seinen Begleiter, ihm nicht zu verschweigen, was er von der Geschichte der Unglücklichen wisse und wodurch sie zu einer so entsetzlichen That getrieben worden sey.

Da ihr ein Fremder seyd, entgegnete der Waidmann, so trage ich kein Bedenken, euch manches mitzutheilen, wovon ich, um meines Herrn willen, nicht wünschte, daß es zu der Kunde der Einheimischen gelangte. Denn die Verschiedene ist seine Nichte, und alle, die sie gekannt haben, waren entzückt von ihrem hohen Geiste und ihrer Schönheit. Man will sich seltsame Dinge in dem Hause des Grafen erzählen; so viel

ist sicher, einer unglücklichen Liebe wegen brachte sie ihre Mutter, des Grafen Schwester, in unsere einsamen Berge. Aber auch hier ließ ihr ein unauslöschliches Verlangen nach ihrem Geliebten, der auf eine schreckliche Weise soll umgekommen seyn, Tag und Nacht keine Ruhe, und was das schlimmste war, sie verschmähte allen Trost der Kirche. Wir haben gar manches schöne Bild unten in der Kirche und auch in der Kapelle oben, die des Grafen hochseliger Herr Vater, der ein gar frommer Mann gewesen, gestiftet hat; aber das schalt sie einen abgöttischen Dienst. Statt dessen stieg sie oft in den Forst hinauf, und wo zwischen grauen Felsen alte Eichen stehen, und der Bach schäumend zwischen den Steinen sich durchdrängt, schien sie am liebsten zu weilen. Ich ging ihr oft von ferne nach, besorgte, sie möge auf irgend eine Art Schaden nehmen. Sie wollen sagen ich sey ein harter Mann, und es ist wahr, lange habe ich keine Thräne mehr vergossen, aber wie ein Kind mußte ich oft weinen, wenn ich sie so rührend klagen hörte. Bald war es ein Gebet, dann rief sie wieder einen Namen, alles in einer harten, fremden Sprache. Nur zuweilen hörte ich sie auf die beweglichste Weise Verse aus dem Dichter hersagen, den wir alle kennen, und aus dem auch ich noch aus meiner Jugend gar manchen Spruch behalten habe. Und war mir doch, als ob ich die Klagen des Ritters selbst vernähme, der in dem Kampfe, ohne sie zu kennen, mit eigener Hand seine Geliebte erlegt hat, wenn sie in dem tiefsten Schmerze diese oder andre Verse ausrief:

*) Jo vivo? io spiro ancora? e gli odiosi
Rai miro ancor di questo infausto die?
Di, testimon de' miei misfatti ascosi,
Che rimprovera a me le colpe mie.
Ahi man timida e lenta, or che non osi
Tu, che sai tutte del ferir le vie,
Tu ministra di morte, empia ed infame,
Di questa vita rea troncar lo stame?

Passa pur questo petto, e fieri scempj
Col ferro tuo crudel fa del mio core.
Ma forse usata a fatti atroci ed empj
Stimi pietà dar morte al mio dolore.
Dunque il vivrò tra memorandi esempj
Misero mostro d' infelice amore?
Misero mostro, a cui sol pena è degna
Dell' immensa impietà la vita indegna.

---

*) Tasso Cant. XII, 75. 76.

Nach der Uebersetzung:

Ich leb', ich athme noch? Und meine Blicke
Seh'n dieses Unglückstags verhaßtes Licht,
Des Zeugen meiner stummen Bubenstücke,
Der stets mir vorwirft meiner Schuld Gewicht?
Ha, feige, träge Hand, voll arger Tücke,
Die alle Wunden kennt, jetzt willst du nicht,
Du Dienerin des Tod's und alles Bösen,
Von diesem schuld'gen Daseyn mich erlösen?

Durchbohre diese Brust! Mit wildem Feuer
Tauch' ein den Stahl in meines Herzens Blut!
Doch wärst du dann vom Schmerz nicht mein Befreier?
Du bist gewohnt zu gränzenloser Wuth.
So leb' ich denn, ein elend Ungeheuer,
Ein schreckend Beispiel unglückseliger Gluth!
Ein elend Ungeheu'r und nur dies Leben
Der ew'gen Schmach kann würd'gen Lohn mir geben.

Ich habe oft ihre volle Verzweifelung angesehen, wenn sie so außen allein war, und eben diese Verse ließen mich das Schlimmste befürchten. Ich habe sie im Schlosse gewarnt, aber da meinten sie, zum Äußersten würde es nicht kommen, man müsse sie vorerst ihrem Schmerze überlassen, bis dessen ärgstes Toben von selbst sich gemindert habe. Und so fanden sie die junge Gräfin eines Morgens in ihrem Blute. Doch mir graut ordentlich, und ich bin froh, daß wir vor meinem Hause sind.

Der Hausherr pochte und die Thür öffnete sich den spät Eintretenden.

Neuntes Kapitel.

Die aufgehende Sonne fand schon wieder den vom Grauen des Ortes Fortgetriebenen auf seiner Wanderung. Als er von dem herabführenden Pfade auf die Straße kam, trieb ein Schäferknabe, ein munteres Lied singend, Schafe und Ziegen an ihm vorüber. Er sah etwas Blinkendes in der Hand des Jungen, womit dieser zu spielen schien; er sah genauer, und erkannte erstaunt seinen Dolch. Es wird ihm ganz bange zu Muthe, und doch fühlte er ein Verlangen nach der Waffe in sich. Was willst du, Knabe, rief er ihm nach, mit dem Dolche? Der Junge sahe sich um. Ich freilich, sagte er, weiß

nichts damit anzufangen. Als ich diesen Morgen zu dem klaren Bache hinabstieg, mir mit meinem Hute meinen Frühtrunk zu schöpfen, fand ich das blanke Ding in dem Gesträuche. Wenn es der Herr brauchen kann, gegen ein Stück Geldes soll er es haben. Leopold reichte ihm das Verlangte hin. So war der Dolch nun wieder in seiner Hand, den er von sich geschleudert hatte, und als er für sich allein war, steckte er diesen in den Rasen, und verrichtete recht in inbrünstiger Andacht sein Gebet vor dem Kreuzeszeichen. O, dachte er, wenn dieses allerheiligste Zeichen alle Schuld der Welt tilgt und sühnt, wie sollte es nicht auch das Blut versöhnen, welches durch dasselbe geflossen ist!

Rastlos setzte er seine Wanderung durch das nördliche Italien fort. Schon näherte er sich der Gränzscheide, welche die mächtige Alpenwand bildet. Wieder hatte er sich vor Tagesanbruch auf den Weg gemacht. Eben öffneten sich die ersten Blüthenkelche in dem frühesten Strahle der Morgensonne, und die Vögel brachten dem Herrn des wieder erweckten Lebens ihr Frühgebet dar. Eine feierliche Stille waltete durch die ganze Gegend. Da stand mit einem Male eine wilde, freche Gestalt, die unvermerkt hinter dem sie verdeckenden Busche hervorgeschlichen war, vor ihm, und indem sie das bloße Schwerdt über dem Haupte des Wanderers schwang, forderte sie trotzig Geld und Kostbarkeiten. Mit einer Kraft, wie sie nur die Verzweifelung verleiht, wand Leopold dem Räuber den Säbel aus der Hand, und schleuderte ihn weit in das Gebüsch hinein. Über den,

schrie er, hast du keine Gewalt, der unter Gottes Gericht geht. Und wenn mich denn der Teufel sendete? rief in furchtbarem Tone und ohne aus der Fassung zu kommen, der Räuber, und wollte mit der nervigten Faust seinen Gegner bei der Kehle packen. Da ergriff Leopold in der Verzweifelung den Dolch und zückte ihn nach der Brust des Mörders, der erschrocken davon zurückfuhr, die Flucht nahm, und um so eiliger zu entkommen suchte, da sich in der Ferne ein Reiter blicken ließ.

Leopold aber setzte kalt und gleichgültig, als ob nichts vorgefallen wäre, seine Wanderung fort. Er schritt durch die Städte, durch das Gewühl regsamer Menschen hin, aber nichts sprach sein verödetes Herz an; kaum die mächtigen Alpengebirge gewannen ihm Aufmerksamkeit ab. Da überraschte ihn in dem Hospize auf dem Gotthardt Cäciliens Bild. Die tiefe Ruhe, der selige Friede, die Unschuld und Reinheit in allen ihren Zügen griffen tief in sein geängstigtes Herz ein. So rein, so unschuldig, sprach er bei sich, warst du auch einmal, aber nun? — Das Wort des Fluches fiel ihm ein: dein Leben sey von nun an eine Flucht vor aller Huld und Gnade. Sein schuldiges Auge bebte vor dem reinen Bilde zurück und mußte es doch wieder suchen. Auch Clorindens Gestalt stand wieder vor seiner Seele und sein ganzes entschwundenes Lebensglück und alles, was er gehofft und verloren hatte. Von neuem faßte ihn die Verzweifelung mit ihren Krallen, und in schauerlicher Freude eilte er an dem Rande der Abgründe hin. Da glitt er aus, schon hat die Tiefe

ihn verschlungen; der Dolch, den er tief bis an den Griff in den Abhang stößt, dient ihm zur Habe und rettet ihn. Um diesen herauszuziehen, hatte er zum zweiten Male sich hinabgebeugt, und von der Gewalt, womit er ihn herauszog, geschleudert, fuhr die klirrende Waffe in weitem Bogen bis zu Cäciliens Maulthier hin.

In wildem Muthe setzte er seine Reise fort. Schon hat er die hohen Bergwände überstiegen, noch wandelt er durch die Thäler der Vorgebirge hin. Ein schweres Wetter steigt vom Horizonte auf; als ob die Wolken zu einer Wasserfluth geworden, stürzt der Regen nieder. Der Bergstrom ist aus seinen Ufern getreten, und schäumend rauscht er durch den Thalgrund hin. Nun steht er an dem Strome. Noch gewähren zwei Balken, der Überrest der weggeschwemmten Brücke, einen gefährlichen Übergang von dem hohen Ufer diesseits nach dem steilen Felsen jenseits. Furchtlos tritt der von seinem Schicksal Gescheuchte auf die Balken, mitten steht er nun auf dem unter der Last schwankenden, vom Regen schlüpfrigen Pfade; sein Fuß gleitet ab, und schon tragen ihn die reißenden Wogen fort. Mächtig rudert er, ein geübter Schwimmer, mit den Armen, will das Ufer erreichen, aber der Wuth des Stromes vermag er sich nicht zu entwinden. Pfeilschnell wird er fortgerissen, ein gewaltiges Sausen tönt ihm entgegen, und mit aufgerichtetem Haupte sieht er die nahe aufsteigende Dampfsäule, wo der Strom über eine steile Felsenwand sich hinabstürzt. Nochmals sucht er das Ufer zu gewinnen, schon faßt er das Gras an dem Uferrande; das

Gras reißt, er glaubt in den schäumenden Abgrund sich hinabgestürzt; aber unbewußt hat seine Hand nach dem Dolche gelangt, tief in dem Ufergrunde steckt die Waffe, und gerettet ist er aus der Wassersnoth. Und, o Dolch, rief er, ja darum wardst du in meine Hand zurückgegeben, du solltest mich retten aus Räuberhand, aus der Tiefe gähnendem Nachen und aus des Stromes reißender Wuth. Und in den Felsen neben dem Sturz der tosenden Fluth steckt er des Kreuzeszeichen; auf dem sichern Grund knieet er nieder, und sein Auge blickt auf zu dem Versöhnungsbogen, der in herrlichster Farbenpracht aus der dunklen Wolke auf ihn niederleuchtete. Er fing an zu ahnen in seiner Seele: die ewige Macht, welche dich dreimal aus der Gewalt des Todes gerissen hat, will ich nicht in Sünden untergehen lassen; zur Buße führt sie dich, und Versöhnung versagt sie keinem ihrer Kinder, so lange nach dem schweren Wetter ihr lichtes Farbenzeichen tröstend hernieder blickt.

Aber wenn auch so zuweilen ein milder lichter Schein in die Nacht seines Geistes fiel, so umdüsterte ihn in andrer Stunde nur wieder desto dichtere, schauerlichere Dunkelheit. Allerlei Bilder und gespenstische Gestalten löseten sich, besonders wenn er am Abend allein war, aus seinem geängstigten Sinne los. Dann sahe er sie ordentlich neben ihm stehen, wandeln, ihm winken, drohen, ihn anreden, ohne daß er ein Wort vernahm. Oft blickte er scheu um sich, ob nicht auch seines gemordeten Freundes Schattenbild mit blutiger Wunde sich unter ihnen rege, und ein anderes Mal

wieder wünschte er mit sehnlichstem Verlangen, daß doch des Freundes Gestalt ihm erscheinen möge. Denn er war fest überzeugt, daß der Freund, der hier schon so gern verzieh, dort nicht zürnen könne, und daß er selbst sich unendlich leichter und wohler fühlen werde, wenn einmal nur der versöhnte Geist ihm Verzeihung herüber geflüstert hätte. Und doch, wenn er sich dachte, jetzt wird er kommen, wenn es ihm war, als ob sich etwas rege und er ein Rauschen vernehme, befiel ihn ein Grauen, oder Clorindens drohende Gestalt trat dazwischen, und nie konnte er den ersehnten Geist, den er sich immer nur mild und friedlich lächelnd dachte, vor sich sehen. O, sagte er dann wohl, nur denen, die in dem ewigen Grauen wohnen, ist es vergönnt, als schreckhafte Gespenster die schuldigen Herzen zu ängstigen; aber was könnte euch, Bewohner des seligen Landes, aus der ewigen Freude in diese Nacht und Bedrängniß herüber ziehen? Wenn er endlich einschlummerte, so sah er wieder die Grabhöhle vor sich und Clorinde lag bleich in dem Sarge und ihre Lippen bebten im Gebete. Tief unten aber stand ein anderer Sarg, der war groß weit und offen, und es war, als höre er ein Murmeln aus dem Sarge: sieh da, das Hemmungspförtlein dem, der seiner Stunde nicht harren kann; eile nur, des Herrn Gericht magst du nicht beflügeln.

Wenn er dann aufwachte, war er müde und matt, als ob er gar nicht geruht hätte, und es bangte ihm vor dem Dolche, der Böse möge doch in schwacher Stunde einmal ihn zur Selbstentleibung berücken, und er auch

an der grauenvollen Stätte des Gerichts harren müssen. Aber dann sagte er wieder: nein, du liebes Kreuzeszeichen, du hast mich gerettet vom Verderben; ich schleuderte dich weg und du kehrtest in meine Hand zurück — und Gnade flehend sank er vor demselben nieder.

Der Strom des Krieges hatte sich indessen durch das Land, das allein im großen Kampfe keine Parthei ergreifen wollte, eine Bahn gebrochen. Leopold fühlte sich durch die Kampfeslust und den freudigen Muth der durchziehenden Schaaren angeregt. Du willst mit ihnen ziehen, sagte er zu sich selbst. Da dein Leben der Welt so wenig Heil gebracht hat, vielleicht daß dein Tod einen tüchtigen Menschen erhaltet, der an der Stelle gefallen wäre, wo du niedersinkst; auch ist ein ehrlicher Tod besser als ein elendes, in Thatenlosigkeit versiegendes Leben. Früher schon hatte er bei dem Militär gedient, um so lieber bot man ihm eine Offizier-Stelle an, da er mit allen Pflichten und Erfordernissen des Dienstes vertraut war.

Aber noch war er mit den vordringenden Schaaren kaum einige Tagemärsche weit in das feindliche Gebiet vorgerückt, als er an einem Übel erkrankte, welches alle tapfre Kämpfer weit mehr scheuten, als den Tod auf dem Wahlplatze. Er wurde mit andern Kranken nach einer Stadt am Rhein zurück gebracht. Hier befand er sich mit vielen andern in einem Hospitale, und so sehr man auch alles aufbot, so konnte doch bei der Menge der Hülfe begehrenden der Einzelne nicht immer gehörig bedacht werden. O, seufzte er für sich, auch nicht einmal

des rühmlichen Todes werde ich Schuldiger werth geachtet; wie Er fiel, so wird heimtückisch mich die Krankheit morden. Er glaubte sich dem Tode nahe, alle seine Kräfte raffte er zusammen und schleppte sich vor das Krankenhaus hinaus. Es war ein heller Wintertag, und auch von dem kalten Himmel blickte heiter und freundlich die Sonne herab. Leopold setzte sich, matt und vor Kälte bebend, auf den Stein am Eingange des Thores nieder; aber doch ward es ihm leichter in der Seele, da er zum freien Himmel aufblickte.

Während er so da saß, ging ein Bürger der Stadt die Straße hin, und als er den Mann, dessen ganzer Anblick der eines schwer Erkrankten war, unter dem Thore sitzen sah, blieb er mitleidig stehen, und fragte ihn: warum er sich hier unten in der kalten Luft, und nicht oben in dem warmen Hause befinde? — Einmal zum Tode bestimmt, erwiederte der Kranke, will ich wenigstens des Trostes genießen, nicht da oben in den dumpfen Mauern, sondern unten unter Gottes Himmel zu sterben. — Leben und Tod steht in Gottes Hand, erwiederte der Bürger; aber würde euch nicht ein Getränk, eine Erfrischung wohl thun? fragte er theilnehmend. — O! versetzte Leopold, wo so viele nach Labung verlangen, wird leicht der Einzelne übersehen. — Der Mann besann sich eine Weile. Kommt mit mir, sprach er dann, es wird sich schon ein Plätzchen für euch in meinem Hause finden.

Er faßte den Kranken bei dem Arme, und als die-

sem die Kraft zum weitern Gehen versagte, trug er ihn auf dem Rücken nach seiner Wohnung, wo er ihn mit der sorgfältigsten Treue viele Wochen lang verpflegte. Denn jetzt erst fing die Krankheit an, ihre ganze Kraft zu äußern. Doch allmälig milderte sich die Wuth derselben, und Leopold war so weit genesen, daß er es wagen durfte, sich zu seinem Regimente nach dem mildern feindlichen Lande zu begeben, wo er hoffte, ganz die verlorene Kraft wieder zu gewinnen. Mit tiefer Rührung schied er von dem edlen Manne, ohne dessen uneigennützige Liebe er ohne Zweifel der Macht der Krankheit unterlegen wäre. Sein Gepäck hatte man ihm nach dessen Hause gebracht, und auch das Geringste fehlte ihm nicht, als er sich zur Abreise rüstete; den Dolch allein vermißte er. Aber er wollte, um seinen Wirth, der einen so hohen Sinn gezeigt hatte, auch durch den fernsten Verdacht nicht zu beleidigen, dessen gar nicht erwähnen. Schon reichte er zum Abschiede seinem Wohlthäter die Hand, als dieser mit folgenden Worten ihn anredete: Ihr habt ohne Zweifel ein Stück von euerm Geräthe vermißt. Lieber Herr, deutet mir es nicht übel, daß ich es bei Seite schafte. Ihr habt gar arge Dinge in euern Fieberträumen gesprochen, daß mir oft davor gegraut hat. Das Ding nimmt das Leben, das irdische, und auch das ewige, wenn es die eigene Hand nach dem Herzen wendet. Nehmt lieber dafür ein anderes, was das Leben giebt, und laßt das Bilderwesen und Anrufen der Heiligen, und haltet euch an Gott und unsern Erlöser.

Damit holte er eine kleine Handbibel unter seinem Rocke hervor und legte sie in die Hand des Scheidenden.

Zehntes Kapitel.

Leopold saß in tiefer Betrachtung in seinem Wagen, denn noch fühlte er sich nicht stark genug, die Reise zu Pferde zu machen. Er blickte in sein vergangenes Leben zurück. So war er denn wieder von einer großen Gefahr gerettet, und recht sichtbar waltete eine besondere Sorge und Huth Gottes über ihm, die abermals wie durch ein Wunder ihm Hülfe gereicht hatte. Er kam darauf, sich selbst und die Art seines religiösen Glaubens mit seinem Wohlthäter und dessen Glauben zu vergleichen. Dieser Mann, der sich spärlich mit den Seinigen nährte, hatte aus der reinsten, uneigennützigsten Liebe ihn aufgenommen, ja sich der Gefahr ausgesetzt, selbst mit den Seinigen von einem Übel befallen zu werden, welches sich so leicht mittheilt. Daß er ihn beim Scheiden reichlich belohnte, und eine besondere Gnade Gottes ihn und seine Familie vor der Krankheit bewahrte, das, als dieser den fremden Menschen, den er noch niemals gesehen hatte, in sein Haus aufnahm, konnte er doch nicht voraussehen, am wenigsten

erwarten. Ja selbst als er im Fieber die gräßlichsten Reden, deren er sich zum Theil noch dunkel erinnerte, ausstieß und ohne Zweifel sein ganzes entsetzliches Geheimniß verrieth, vermochte dieß die thätige Liebe und Sorgfalt seines Wirthes nicht zu mindern. Und es war dieß ein Mann ohne alle gesellschaftliche oder wissenschaftliche Bildung, der mit der treuherzigsten Einfalt von den Angelegenheiten der Zeit und von den großen Staaten sprach, die ihm auch nicht geräumiger schienen, als die Kantone seines kleinen Landes; nur wenn auf religiöse Gegenstände die Rede kam, bewies er eine ungemeine Einsicht. Aber von Begeisterung zeigte er auch nicht eine ferne Spur, wohl aber ein tiefes Gemüth und eine große Frömmigkeit. Leopold sah ihn oft, wenn er an seinem Bette saß, mit vieler Andacht in der Bibel lesen.

Und dieser Mensch, sagte er, vermochte ein so hohes Liebeswerk zu vollbringen? Ich mit all meiner Begeisterung, zu der oft so feurig die hohen Tempel und herrlichen Bilder mich entzündeten, mit dem Feuerglauben im Herzen, konnte nicht einmal vom Morde, vom Morde am Freunde, mich rein bewahren? Wenn denn ein stiller, frommer Instinct den Menschen, dessen Herz überall diesem innern Führer folgt, sicherer leitete, als jedes äußere Gebot? O ich habe immer nur eitles Streben und Erdenlust in meinem Herzen gefühlt; nur dann, wenn so recht mächtig der heilige Dienst mich ansprach, ward ich der gemeinen Welt entrückt und fühlte so ganz mich emporgehoben! Aber wie lange blieb ich auf der

Höhe? Sank ich nicht sogleich wieder, sobald mich die Hand losließ, die von außen mich emporhielt? War nicht mein ganzes Daseyn ein Steigen und Fallen, ein Auf- und Niederwogen? Sollte es nicht einen dauernden Zustand geben, fest, freudig, heiter, fromm und rein, ohne dieses beständige Schwanken?

O Gott, seufzte er, du fortgestoßener Freund warst so. Stets lag die Bibel auf deinem Arbeitstische, oft traf ich dich, wie du darin lasest; dann sahst du mit freudigem Blicke von derselben zu mir auf und ermuntertest auch mich zu dem Lesen des heiligen Buches. Aber ich glaubte alles das in viel herrlicherer Verklärung durch die Werke der Kunst zu schauen, als die todte, stumme Schrift des Buches es mir zu verkünden vermochte. Aber wenn denn nun jemand auf den Gebirgen wohnte, oder unter uncultivirten Völkern in einem fremden Lande, wo er an einem erhebenden Dienste sich nicht erlaben kann, müßte er der rechten Andacht, der feurigsten wenigstens, entbehren? Wäre diese geknüpft an etwas, das außer dem Menschen liegt? — Das heilige Buch freilich kann jeder, wo er sich auch hinwende, überall als einen Schatz aller Geheimnisse einer höhern Offenbarung, als den Inbegriff aller Vorschriften des Glaubens und Lebens mit sich nehmen. Auch in der fernsten Öde, wo es keine Tempel und Kirchen gibt, kann er aus der heiligen Schrift in göttlichen Gedanken sich erbauen; auch wo Priester und Prediger ihm mangeln, zu jeder Stunde daraus Trost und Freude schöpfen. Und wenn eben jener Mann, der mir so hohe

Liebe bewies, aus diesem Schatze seine Einsicht gesammelt hätte? Wenigstens wie viel hat vor dem Verlassenen, der in jeder Angelegenheit nach dem Priester schicken muß, der andere voraus, welcher den göttlichen Freund und Tröster stets um sich hat, und diesen nur zu befragen braucht, um in jeder Lage des Lebens die rechte Belehrung, Beruhigung oder Zurechtweisung zu finden! Man hat unsrer Kirche oft vorgeworfen, sie verbiete dem Layen das Lesen der Schrift; ich habe gelehrte Männer hierüber befragt, sie erklärten dieß für eine grundlose Beschuldigung. Aber doch läßt sich nicht läugnen, die Schrift ist unter unsern Glaubensgenossen weniger gekannt und verbreitet, und die Kirche besitzt sie nur in einer Sprache, die dem Volke unbekannt ist. Sollte man sie dennoch vorsätzlich diesem zu entziehen suchen? Sollte man uns wirklich Glaubensvorschriften geben, die nicht durch Gottes Wort begründet sind oder dem klaren Sinne desselben geradezu widerstreiten?

Es war, als wollte ein neues Licht in seinen Geist leuchten, dessen Strahl doch noch nicht ganz die Dunkelheit desselben zu durchdringen vermochte. Er fühlte sich angeregt von neuen, ungekannten Gedanken, ohne diese in voller Klarheit zu fassen. Er begriff sich selbst nicht, wie er in solcher Noth noch nicht zu dem heiligen Buche seine Zuflucht genommen hatte, und wie es der Hinweisung eines so schlichten, ungebildeten Menschen bedurfte, um ihn darauf hinzuführen. In seiner Jugend hatte er keinen Unterricht unmittelbar aus der

heiligen Schrift erhalten, und später ohnehin nie sich mit diesem Buche beschäftigt. So trug er denn ein recht feuriges Verlangen, einmal zu dem Urquell selbst zurückzugehen und die Worte Jesu und der heiligen Apostel aus ihrem eigenen Munde zu vernehmen.

Als er daher eine kleine Stadt erreichte, so ließ er seinen Wagen halten, und um an diesem ihm so feierlichen Tage ja niemand zu belästigen, befahl er seinem Diener, an einem Gasthause anzufahren. Und nun schloß er sich in dem ihm angewiesenen Zimmer ein. Es war der ersten mildern Tage einer, wie sie den Übergang von dem Winter zu dem Frühling bilden; warm schien die Sonne durch die Fensterscheiben. Aber wie er nun vor dem Buche da saß, fühlte er auch ganz seine Unbekanntschaft mit demselben. Wo sollte er aufschlagen? Ich will es dem Zufall überlassen, dachte er, oder vielmehr der Macht, die auch im Zufall waltet, und sehen, wie zuerst Gottes Stimme zu mir spricht. Er schlug auf Gerathewohl auf und las: *)

„Ehe die Kinder geboren waren und weder Gutes noch Böses gethan hatten, auf daß der Vorsatz Gottes bestände nach der Wahl, ward zu ihnen gesagt, nicht aus Verdienst der Werke, sondern aus Gnaden des Berufers, also: der Größere soll dienstbar werden dem Kleinern. Wie denn geschrieben steht: Jacob habe ich geliebet, aber Esau habe ich gehasset. Was wollen wir denn hier sagen? Ist denn

*) Röm. IX.

Gott ungerecht? das sey ferne. Denn er spricht zu Mose: welchem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig, und welches ich mich erbarme, des erbarme ich mich. So liegt es nun nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen. Denn die Schrift sagt zu Pharao: eben darum habe ich dich erwecket, daß ich an dir meine Macht erzeige, auf daß mein Name verkündiget werde in allen Landen. So erbarmet er sich nun, welches er will, und verstocket, welchen er will."

Leopold hielt inne; immer beklommener ward ihm das Herz. Doch nun wird der Trost folgen, dachte er, und die Enträthselung des harten Spruches. Er las weiter:

„So sagest du zu mir: was schuldiget er denn uns? Wer kann seinem Willen widerstehen? Ja, lieber Mensch, wer bist du denn, daß du mit Gott rechten willst? Spricht auch ein Werk zu seinem Meister: warum machest du mich also? Hat nicht ein Töpfer Macht, aus einem Klumpen zu machen ein Faß zu Ehren und das andere zu Unehren? Derhalben, da Gott wollte Zorn erzeigen und kund thun seine Macht, hat er mit großer Geduld getragen die Gefäße des Zornes, die da zugerichtet sind zur Verdammniß; auf daß er kund thäte den Reichthum seiner Herrlichkeit an den Gefäßen der Barmherzigkeit, die er bereitet hat zur Herrlichkeit, welche er berufen." —

Weiter vermochte er nicht zu lesen; er schlug das Buch zu, und im höchsten Entsetzen sprang er auf. O Buch des Grauens! rief er, ja Wahrheit verkündest du, aber schreckliche Wahrheit. Wie glücklicher war ich in der furchtbarsten Täuschung! da hoffte ich wenigstens durch lange, harte Buße den Zorn des Himmels zu erweichen, aber nun? nun darf ich nicht einmal mehr etwas hoffen! Ja nun tagt es in meinem Geiste, ein schauerliches Morgenroth bricht in denselben herein. Ich bin nicht der Berufenen einer, schon bei meiner Wiege ward mir es gesungen: du bist ein Gefäß des Zornes, zur Verdammniß geformt. Ja, du hoher Werkmeister, ich vermesse mich nicht, dich anzuklagen. Kann auch der Wurm, der in seinem steinernen Hause auf dem dunklen Boden der Meerestiefe gefesselt ist, und den der lichte Tag nicht bescheint, bis der Sturm ihn losgerissen und er todt auf den Wogen des Meeres schwimmt, kann dieser Sohn der ewigen Nacht auch fragen: warum wurden mir nicht, wie dem königlichen Adler, Schwingen gegeben, bis zur Sonne emporzuschweben, und ein Auge stark genug, um in ihr hellestes Licht zu blicken? Aber du oben wehre es auch dem Geschöpfe nicht, daß es in der Tiefe seufzt, und richte es nicht, wenn es nach dem Lichte ringt, aber dennoch nur Werke der Nacht zu vollbringen vermag. O Heinrich, Heinrich! „Noch ehe die Kinder geboren waren, und weder Gutes noch Böses gethan hatten," war der eine schon berufen, der andere verstoßen. Du Liebling, erwählt von der ewigen Liebe, du mußtest freilich auf leuchtender Bahn wandeln;

mit dir konnte ich Sohn der Verdammniß nicht gleichen Schritt halten. Aber nun ist auch dein Mord keine Sünde mehr, und ihr Tod von eigener Hand kein Verbrechen. Jener, deß Gefäße wir alle sind, hat uns dazu geformt; wir konnten nicht anders. Hab ich mir auch dies wallende, immer heiße Blut selbst in die Adern gegossen? Wir waren dazu bestimmt, durch gräßliche That die Welt zu erschrecken. — Aber hat denn nur bei mir allein sich alles umgekehrt? Den Freund, den Lebensretter morde ich, und ein fremder Mann, der mich zum ersten Male sieht, rettet mich mit Gefahr seines eigenen Lebens. Das schreckliche Opfer verheißt auch den höchsten Preis, und sie, die zur ungeheuern That mich stachelte, spricht den Fluch über mir. Dreimal giebt das Werkzeug des Todes mir das Leben, und das heilige Buch, in dem so viele Tausende das Leben finden, giebt mir den Tod, den gräßlichsten, den ewigen Tod.

In solchen Gefühlen und Betrachtungen ließ er, ohne Theilnahme an irgend etwas, was um ihn vorging, in seinem Wagen sich fortziehen. „Welchem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig.“ — „Jacob habe ich geliebt, Esau gehaßt.“ — „Nicht an jemandes Wollen oder Laufen liegt es.“ — „So erbarmet er sich nun, welches er will, und verstocket, welchen er will“ — Diese Sprüche tönten immer fort und fort durch seine Seele. Alle die Schreckbilder, womit so oft sein verletztes Gewissen ihn geängstigt hatte, wichen nach und nach von ihm. Er überschaute sein ganzes Leben, und

es war ihm klar, was er auch gethan und begonnen haben mochte, es mußte dennoch alles so erfolgen, wie es gekommen war; und er war in der That nie unglücklicher als jetzt, da er nichts fürchtete, aber auch nichts mehr hoffte. Eine völlige Gleichgültigkeit gewann immer mehr Macht über sein ganzes Daseyn; nichts, auf der Welt nichts, und nichts im Himmel zog ihn länger an; es war, als ob alle innere Lebensregung in ihm erlahmt sey. Kalt ging er in die Schlacht und bot seine Brust dem feindlichen Geschütze entgegen, wie er theilnahmlos den endlichen Sieg der Verbündeten und die Nachricht von dem geschlossenen Frieden vernahm. Wie früher den Dolch, so führte er nun überall die Bibel mit sich. Oft kam ihm das Verlangen, nochmals aufzuschlagen, ob nicht vielleicht ein tröstlicherer Spruch ihm entgegentönen werde. Aber dann fiel ihm wieder ein, was er einmal den Pater hatte sagen hören: es sey ein grauenvolles Buch dem, der es nicht mit der rechten Salbung lese; und ließ es uneröffnet, aus Furcht, noch etwas schrecklicheres zu lesen.

Aber hat einmal ein Menschengeist dem ewigen Lichte sich verschlossen, so verwirrt er sich auch immer mehr in einem Gewinde von Zweifeln, aus dem er sich nicht loszuwickeln vermag. Aus dem verderblichen Wahne geräth er in den verderblichern. Wo der Glaube ihn verläßt, üben Unglaube und Aberglaube um so ungestörtere Macht über ihn und von den himmlischen Gewalten kann er sich nicht lossagen, ohne die der Hölle zu Hülfe zu rufen; denn allein kann er sich doch einmal

nicht wahren vor der dunklen Macht, die ihn gefangen hält. So verstrickte sich Leopold immer mehr in dem eigenen Truge. Auch an die ewige Liebe und Weisheit glaubte er nicht mehr. Denn eine Macht, sagte er, die so über dem Menschen waltet, ist die Liebe nicht. Das ist das uralte, eiserne Verhängniß, das uns erbarmungslos fortstößt. Aber ist es nun nicht auch Wahn, was ich von einem unsterblichen Leben und ewiger Fortdauer nach dem Tode oft so ergötzlich träumte? Was sichert mich vor ewiger Zernichtung? Es war ein tiefes Forschen nach einem Geheimnisse in ihm, dessen Dunkelheit er nicht zu durchdringen vermochte. Er kam nach und nach auf die Idee: wenn denn doch ein unwiderstehliches Schicksal über ihm walte, ob sich nicht Kräfte, geheime Mächte auffinden ließen, vermittelst deren jeder, dem es gelänge, Gewalt über sie zu gewinnen, wenigstens den Einfluß seines Verhängnisses zu hemmen vermöchte? ob sich nicht wirklich ein Arcanum sollte entdecken lassen, wodurch man nicht vor Zernichtung, aber vor einem frühen Tode sich schirmen, ein Mittel, wodurch man, wenn überhaupt ein vom Leibe geschiedener Geist noch fortdaure, diesen herüberziehen und zwingen könnte, Rede zu stehen über alle die Geheimnisse, welche die jenseitige Welt verschließt?

Früher schon hatte er sich in eine geheime Gesellschaft aufnehmen lassen, welche sich des Besitzes tief verborgner Weisheit rühmte. Wie eifrig arbeitete er nun mit einigen Brüdern! Wie mächtig zogen ihn alle die mystischen Zeichen des Pelikans, der Rose, des

Kreuzes, das nun für ihn eine ganz andere Bedeutung gewann, des Löwen, des Stieres und viele andere, und alle die Verschlingungen von Kreisen und Linien an! Wenn klappernd, während er in stiller Betrachtung da saß, die Gerippe aus den Särgen hervorstiegen, oder wenn er, in das Grab hinabgelassen, mit dumpfem Halle die Erdschollen auf den Deckel der Todtenlade herabfallen hörte, wie furchtlos hielt er alle diese Proben aus, gleich einem Spiele, das man mit ihm trieb, da er das wahre Grausen empfunden hatte! Wie ernst und feierlich prüfte er sich selbst in dem langen, schwarz verhüllten Saale, vor seinem Altare stehend und den Blick nach den Todtenköpfen hingewendet, aus deren tiefen Höhlen der schwache Schein hervorfiel, der nur matt den düstern Saal erleuchtete! Wie freudig trat er dann in die hellstrahlende Halle hinein, und wie er nun an der weiß bedeckten Tafel in dem weißen Ritterkleide da stand, das Rohr, der Gebrechlichkeit Zeichen in der Hand, das Schwerdt unter den Füßen und das rothe Marterkreuz auf der Brust; der Bruder mit dem Tuche den Mund ihm abwischte und er das gesegnete Brod empfing! da war ihm, als müsse mit dem Genusse des heiligen Mahles ein tiefverborgenes, ungeheures Geheimniß sich ihm erschließen; es traten wieder Augenblicke der tiefsten Rührung, des sehnsuchtvollsten Hoffens ein, aber die Öde in seinem Herzen verschlang stets wieder alle aufkeimende, tiefere Regung. Nachdem er den Sinn aller dieser Zeichen ergründet hatte, so wußte er gerade eben so viel als zuvor; er wußte gar

nichts, und die Zweifel blieben in ihm. Unmuthig sagte er sich endlich von den Brüdern los und kehrte nach seiner Vaterstadt an den Rhein zurück.

Eilftes Kapitel.

Auch in seiner Vaterstadt lebte der Unglückliche eine Zeit lang in seiner innern Öde und Gleichgültigkeit fort, nachdem ihm der letzte Versuch mißlungen war, der dunklen Macht ein Geheimniß zu entreißen, das sie ihm nicht freiwillig enthüllte. Nur zuweilen schien es, als ob das Zusammentreffen mit einem alten Freunde, und die Rückkehr so mancher Erinnerungen aus einer an diesem Orte froh durchlebten Jugend sein erkaltetes Herz etwas erwärme; aber selbst auch der Rücktritt in den Kreis einer Familie, die ihn mit Innigkeit liebte, vermochte es nicht ganz zu heilen.

Als die Kriegsflamme sich von neuem entzündete, fühlte er sich abermals von Kampfeslust angeregt. Diesmal trat er in die Dienste des Staates, dem seine Vaterstadt zugefallen war, und sein besseres Geschick wollte, daß er bei demselben Regimente mit Robert zusammentreffen sollte, ja daß er in diesem den Rittmeister der Escadron fand, bei der er als untergeordneter Offizier eintrat. Alle Kriegsgenossen liebten und ehrten diesen

kräftigen, an Geist und Leib gleich gesunden jungen Mann, und mehr noch als durch den in der Schlacht so oft erprobten Muth, gewann er alle für sich durch seinen ächt brüderlichen Sinn, womit er vor keinem einen Vorzug begehrte und was er selbst besaß, stets gern mit jedem theilte, welcher um ihn war. Die Schaaren umzogen, wie mit einem Walle, das feindliche Gebiet, und mochte auch erst die lange Zögerung des Kampfes manches muthige Herz mit ungeduldigem Zürnen erfüllt haben, so brach mit Einem Male die Schlacht so gewaltiger los. Des kühnsten Muthes ungeachtet hatte man am ersten Tage weichen müssen; desto glänzender entschied sich der Sieg am dritten Tage. Robert hatte in dem dichtesten Gewühle der Schlacht mitgekämpft, aber wo sich Leopold neben oder hinter ihm zeigte, war es, als ob die Kugeln selbst den kühnen Kämpfern Bahn machten, und unversehrt gingen beide durch diese Tage, die eben so reich an Gefahr als an Ruhm waren.

Unaufhaltsam drangen nun die Sieger dem fliehenden Feinde nach, und obgleich keine größere Schlacht mehr vorfiel, so hatten doch noch einzelne Heeresabtheilungen manchen harten Kampf mit dem Feinde, der um so verzweifelten Widerstand zeigte, je mehr er auf seine eigene Hauptstadt zurückgedrängt wurde. So war nur wenige Tage, bevor man die Waffen gänzlich niederlegte, eine feindliche Schaar erst nach schwerem Kampfe über einen Fluß zurückgeworfen worden. Es fehlte dem Feinde an Zeit, die Brücke abzubrechen,

aber um seinen Rückzug zu sichern, ließ er zu ihrer Vertheidigung eine Abtheilung seiner Leute zurück. Robert befand sich mit seinen Reitern an der Spitze der ihren Gegnern auf dem Fuße nachfolgenden Sieger. Ohne Zögern sprengte er mit einem Theile seiner Schaar, nachdem er Leopold aufgetragen hatte, mit dem andern den Übergang durch den Fluß selbst zu versuchen, auf die Brücke hin. Der Feind feuerte, heftig, einige Kugeln hatten das Geländer zur Seite der Brücke weggerissen. Die Reiter, ohne sich daran zu stören, eilten vor, und schon hatte ihr kühner Führer fast den Übergang gewonnen, als eine Kugel sein Roß traf. Das edle Thier sprang hoch auf, und warf seinen Reiter über die Brücke hinab.

Leopold hatte vergebens versucht, durch den allzu tiefen Fluß zu setzen. Noch hält er am Ufer; er sieht den kühnen Führer über den Rand der Brücke hinabgestürzt; ein Entsetzen faßt ihn mit allen andern. Soll dieses edle Leben jetzt, dem Ziele so nahe, ohne Wunde untergehen? ruft er. Und bevor er noch das Wort gesprochen, war er von seinem Pferde abgesprungen; als ein geübter Schwimmer machte er sich Bahn durch den Strom, und noch zu rechter Zeit erreicht er den Kampfgenossen, der, dem Sinken nahe, sich nur noch mit Anstrengung seiner letzten Kräfte, durch den Zuruf der am Ufer haltenden ermuntert, über dem Wasser hielt. Beide kamen unversehrt auf dem jenseitigen Ufer an, welches bereits die Reiter von den Feinden gereinigt hatten. Es war dies ihr letzter Kampf in diesem Kriege, und

wenige Tage darauf zogen die Deutschen Schaaren zum zweiten Male triumphirend in die feindliche Hauptstadt ein.

Auch Leopold theilte diesmal das Hochgefühl der Siegesfreude bei dem Einzuge in die stolze Stadt, und mehr noch, als er sah, wie nach und nach sich die prunkenden Säle von den Kunsttrophäen leerten, und jedes Volk die ihm entrissenen Schätze zum Zeichen des nun vollendeten Sieges zurücknahm. Denn seit jenem Kampfe auf der Brücke fing nun allmälig eine milde Wärme an, ihren linden, belebenden Hauch durch sein erstarrtes Daseyn zu wehen. Er hatte ein edles Menschenleben gerettet: zum ersten Male wieder fühlte er an jenem Tage ein wohlthuendes, nicht unbefriedigendes Gefühl in seinem Innern, und als er an dem Abend desselben auf sein Lager niedersank, erwachten lange nicht gefühlte Regungen in ihm; zum ersten Male wieder betete er zu der ewigen Macht, in freudigem Danke, daß sie zu solch einer That seinem verzweifelnden Muthe Gelegenheit gegeben.

Zuvor schon, wenn er Robert ansah, war ihm oft, als ob in diesem nur eine ähnliche, frühere Erscheinung seines Lebens wiederkehre, ohne sich doch darüber recht mit sich verständigen zu können; und wie ein Mensch keinen andern vom Tode retten kann, ohne daß der dem Leben neu gewonnene damit zu seinem Lebenserretter in eine nähere Beziehung trete, so fühlte er sich vor allen zu diesem hingezogen. Robert aber hing seit jenem Tage mit einer zärtlichen, ja so zu sagen, weichen Liebe, die man am wenigsten in diesem strengen, rauhen

und in dem Kriegsleben fast verwilderten Gemüthe hätte suchen sollen, an seinem Lebenserretter. Die verbündeten Schaaren fingen an, von der Hauptstadt des Feindes sich zu entfernen, um sich in den Provinzen desselben mehr auszubreiten und da bequemere Quartiere zu suchen. Robert und Leopold lebten in den innigsten Verhältnissen zusammen. Wie wohlthätig wirkte aber auf diesen seine nähere Verbindung mit jenem, und durch ihn mit seinen andern Kriegsgenossen; und wie stärkte er sich selbst an der freudigen Kraft, der stets regen Begeisterung in dem lustigen Kriegsleben dieser Jünglinge, das doch wieder im geringsten nicht aus den Schranken sich entfernte, wie sie die strengste Sittlichkeit nur ziehen mochte! Er lernte hier eine Begeisterung kennen, die, ohne irgend eine Anregung der Sinne, rein aus einer sittlichen Idee hervorkeimte, und wenn er dann vergleichend in sich selbst forschte, so entging es ihm nicht, wie auch sein früheres Leben, bevor es durch schreckliche Ereignisse gestört war, in einer ganz andern Sphäre sich bewegt hatte. Ging er nun tiefer und forschte nach den Elementen dieser Begeisterung, so fand er: es war, neben mächtigem Zürnen über unverdiente Kränkung, hohe Vaterlandsliebe, sie kämpften für die Freiheit und eine bessere Zukunft ihres Deutschen Volkes; aber ihn hatte Verzweifelung in den Kampf getrieben. Neben dieser Begeisterung für das Vaterland war es hoher religiöser Glaube: daß das Gute nicht könne untergehen, und daß Gott dennoch den am Ende mit dem Siege krönen werde, der nur fest

an ihm hält und ohne Wanken und Zagen seine Sache verfolgt. Aber auch der Glaube an Gott wankte in ihm, und die Idee eines eisernen Verhängnisses kann keinen Muth, noch weniger Begeisterung einflößen. Er fing an zu erkennen, daß er in einem tödtlichen Schlummer liege, und doch vermochte er nicht, sich demselben zu entwinden. Es stieg wohl der Gedanke in ihm auf, ob er nicht jetzt, in einer andern Gemüthsstimmung, wo er so recht das Sehnen nach Trost und Versöhnung in sich fühle, Licht und Beruhigung in der heiligen Schrift suchen solle. Er holte sie hervor, aber dann befiel ihn immer wieder ein Zagen, und er gedachte, wie er ja früher, da er sich besser fühlte, statt der völligen Rückkehr zum Guten, nur in den allerschrecklichsten Zustand versetzt worden sey, und das heilige Buch blieb, nach wie vor, verschlossen für ihn.

Zwölftes Kapitel.

Während Leopold unschlüssig mit sich selbst rang, fand eines Tages Robert die Bibel auf dessen Tische, und war nicht wenig verwundert, sie bei seinem Freunde, den er als Katholiken kannte, zu finden. Leopold scheute sich, seinem Kriegsgefährten zu erzählen, durch welchen sonderbaren Tausch er zu dem Besitze dieses Buches gekommen, aber er verbarg ihm nicht, mit welchem Grauen ihn früher dasselbe erfüllt und wie er seitdem nicht gewagt habe, es wieder aufzuschlagen. Laß uns versuchen, sagte Robert, ob nicht heute der Herr freundlicher zu uns spricht. — Er schlug auf und las, während sein Freund in ängstlicher Erwartung neben ihm in das Buch blickte, mit lauter Stimme:*)

„Denn des Menschen Sohn ist gekommen, selig zu machen, das verloren ist. Was dünket euch? Wenn irgend ein Mensch hundert Schafe hätte und Eins unter denselben sich verirrete: läßt er nicht die neun und neunzig auf den Bergen, gehet hin und suchet das verirrete? Und so sichs begiebt daß er es findet, wahrlich ich sage euch, er freuet sich darüber mehr, denn über die neun und neunzig, die nicht verirret sind. Also auch ist es vor euerm Vater im Himmel nicht der Wille, daß jemand von diesen Kleinen verloren werde.“

---

*) Matth. 18. 11–14.

Nun, fragte Robert, ist das nicht ein tröstliches Wort, recht des hohen Meisters werth? Und giebt es etwas herrlicheres, als zu kommen, bloß um zu retten, was verloren ist?

O, rief Leopold aus, wäre mir damals diese Stelle begegnet, wie vielen Verirrungen, welchen Leiden wäre ich nicht entgangen! Aber stehe mir bei, Robert, als treuer Kriegsgefährte, auch in diesem Kampfe. Sprich aufrichtig, glaubst du, daß auch von den Kleinsten keiner soll verloren gehen und nicht aus der großen Zahl derer, die in die Welt treten, jedem voraus sein Verhängniß bestimmt ist, so daß der eine gar nicht straucheln, der andere aber, so sehr er auch ringe, sein Heil nicht erkämpfen kann?

Wie kommst du nur auf so gotteslästerliche Gedanken? versetzte Robert unmuthig. Meinst du, der Vater könne von seinen Kindern eines verloren gehen lassen, wenn schon der Hirte geht, und dem verirrten Schäflein an dem Felsenhange mit Lebensgefahr nachklettert, und es, wenn er es findet, auf den Arm nimmt und zurückträgt?

Ach, erwiederte Leopold, schilt nur jetzt nicht, da ich im Herzen so froh bin; aber die Schrift selbst hat mich auf solche Gedanken gebracht.

Es mag seyn, sagte Robert, daß du irgend eine Stelle falsch verstanden hast. Aber sollte auch irgend eine Stelle diesem zu widersprechen scheinen, so scheint sie es gewiß nur, und ist bestimmt nur in einer besonderen Beziehung, etwa um eine irrige Meinung bei den

Gläubigen zu bestreiten, stark und schneidend ausgedrückt. Denn das bleibt ewig unsere tröstliche Lehre: „also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ Welche Gewalt aber wäre so mächtig, daß sie einem Menschen verwehren könnte zu glauben, so er es nur sich selbst nicht verwehrt? —

Leopold las von diesem Tag an oft und viel in dem heiligen Buche; und wie manche tröstliche Wahrheit enthüllte sich vor ihm, aber auch mit wie ganz anderm Sinne fing er nun an, sein Leben zu beurtheilen, und wie manche Rede Heinrichs fiel ihm ein, die er jetzt erst zu verstehen glaubte! Nun betrachtete er mit Rührung die wunderbare Art, wie ihn Gott in so vielen Gefahren erhalten hatte, und klarer als je durchschaute er es nun: die ewige Liebe wollte ihr Kind nicht zurückrufen, so lange es den finstern Mächten angehörte, sondern mit großer Geduld erst dessen freudige Rückkehr erwarten um ihm nicht ihre Gnade entziehen zu müssen. Dabei kam ihm der Gedanke: ist auch dein edler Freund durch dich gefallen, so hast du doch wieder ein nicht minder edles Leben gerettet. Aber er schauderte zusammen bei diesem Gedanken. Armer Mensch, schalt er sich selbst, wie du dich sogleich stolz deiner selbst überhebest! Nun wähnst du dein Verbrechen schon wieder gut gemacht zu haben? Aber hättest du ihn denn retten können, wenn sich nicht die ewige Gnade recht klar an dir hätte bewähren wollen, und ihn vor deinen Augen

in die Wellen des Stromes herabsinken lassen? Bei allem Willen ihn zu retten, hättest du es doch nicht vermocht, hätte sie ihn nicht in die Gefahr gegeben! Dabei fühlte er so recht tief, wie er keine Ansprüche auf die Gnade Gottes habe, und wie nicht das eigene Verdienst, sondern allein der Glaube an Christus in dem Heile näher führen könne. Das Gleichniß von dem Töpfer war ihm weniger auffallend mehr, und es schien ihm überhaupt, als ob jene Worte, die ihn so sehr erschreckt hatten, einen immer mildern Sinn für ihn gewönnen.

Dabei konnte es nicht fehlen? daß auf diese Angelegenheit, die, jetzt sein ganzes Daseyn in dessen tiefster Wurzel erfaßte, nicht öfter seine Rede hinlenkte, wenn er mit Robert zusammen war. Dieser erzählte ihm dann von Theodorus, wie sehr dieser wahrhaft fromme und weise Mann sie oft erbaut habe, und wenn irgend ein Mensch seinem immer noch schwankenden Freunde über irgend ein Geheimniß Licht und Aufschluß zu gewähren vermöge, es Theodorus vor allen sey, bei dem er Hülfe finden werde. Dadurch erweckte er in Leopolds Gemüth eine rechte Sehnsucht nach diesem Manne, und auch Robert sehnte sich nach den Seinen zurück. Der Friede war geschlossen, man bedurfte jetzt ihres Armes *nicht* mehr; um so leichter wirkten sie sich gegen den Herbst hin die Erlaubniß aus, ihrem Regimente, das bald nachfolgen sollte, in die Heimath voranzugehen.

Ihre Reise war schnell und glücklich, und sie beschleunigten dieselbe um so mehr, je näher sie ihrem Ziele kamen.

Sie hatten in der Frühe des Morgens die letzte Tagereise begonnen; es war an einem Sonntage. Eben ritten sie einen Hügel herauf, da enthüllte sich der stille friedliche Ort vor ihren Blicken, und das Geläute vom Thurme begann, gleich als ob es die Rückkehrenden feierlich bewillkommne. Landleute, die Männer in ihrer dunklen, reinlichen Sonntagskleidung, die Frauen in hellerm, bunterem Putze, gingen in kleinen Gesellschaften und vertraulichem Gespräche aus einem benachbarten Dorfe und den durch das Thal zerstreut liegenden Mühlen und einzelnen Wohnungen, zur Kirche hin, einem einfachen heitern Gebäude, das an dem Ende des Dorfes in dem Grünen gar einladend da lag. Eben verstummten die Töne eines feierlichen ernsten Gesanges, als sie dem Gotteshause näher kamen; wie ein Ruf des Herrn zog es sie zu demselben hin. Sie sprangen von ihren Pferden ab und schickten diese mit ihren Dienern nach dem Dorfe voraus. Sie selbst wandten sich nach der Kirche. Weil sie aber mit ihrer fremden Erscheinung keine Störung verursachen wollten, blieben sie außen an der Thür stehen. Sie vernahmen von innen eine Stimme, tief und langsam, aber freundlich milde; Robert erkannte sie sogleich für die seines verehrten Theodorus. Schon hatte dieser seine Rede begonnen. Er sprach von dem Rufe des Herrn an alle sündige Wesen zur Rückkehr zum Frieden, und der rechten Freude in dem Vereine mit dem Vater und dem göttlichen Sohne, und von den Mitteln und Anstalten, welche die Vorsehung trifft, jedes ihrer Kinder zur Buße und Besse-

rung zu wecken. Zuletzt schloß er mit einer das Herz ergreifenden Einladung an alle zagende Seelen, die zwar den Ruf Gottes vernehmen, aber immer schwanken, demselben zu gehorchen.

Leopold fühlte sich zugleich schmerzlich zerknirscht und trostvoll erhoben in seinem Innern. Es war nicht der polternde Lärm der Mönche, noch das harte Gericht, wie es stolze Priester, gleich schuldig wie ihre Brüder, doch keck, über diese aussprechen; es war die herzliche, rührende Stimme des Boten des Herrn, der milde freundliche Ruf der ewigen Liebe durch einen ihrer Söhne an ihre andern Kinder. Auf die Rede folgte ein nicht allzu lauter, harmonischer Gesang. Dann entfernte sich ein Theil der Gemeinde. Der Prediger, — er ward im Vorüberschreiten außen gesehen — ein ehrwürdiger Greis, an dem, man konnte es deutlich wahrnehmen, das Leben mit allen seinen Schicksalen vorübergegangen war, aber auch um so tiefer wie die Furchen im Gesichte, so die Freudigkeit des Glaubens in das Herz eingegraben hatte, trat vor den Altar. Hier sprach er mit wenigem von der Versöhnung derer, die freudig dem Rufe des Herrn gefolgt sind, und von ihrer seligen Vereinigung mit dem Vater.

Und ihr nun, schloß er, ihr Theuern des Herrn, die ihr das Pfand der Versöhnung im Herzen tragt und den Trost freudigster Zuversicht in der Seele; ihr alle, denen der Herr in dieser Stunde einwohnt und die ihr wahrhaft gespeiset und getränkt seyd mit dem Fleische und Blute des Versöhners — empfanget nun auch zum

Siegel und lautem Zeugnisse eurer Versöhnung das heilige Mahl. Denn wie ihr, ohne die Gabe der goldenen Saat nicht leiblich leben könntet, so wäret ihr geistig todt ohne die Himmelsspeise, welche eure Seelen labt und erquickt. —

In heiliger Stille, in sichtbarer Rührung und freudigster Andacht nahten alle dem Altare und empfingen das heilige Brod und den Kelch aus den Händen des greisen Gottesboten. Ein feuriges Dankgebet und ein erhebender Gesang schloß die Andacht.

Wie war Leopold zu Muthe! Er vergaß sich selbst und die Welt, ganz den heiligsten Gefühlen hingegeben. Alle seine Sinne schwiegen, und es war doch tief in seiner Seele eine Labung, eine Gluth und Kraft, und Klarheit zugleich, als habe auch er von dem himmlischen Mahle gekostet. Er stand und blickte die aus der Kirche zurückkehrenden an, aber er sah sie nicht, bemerkte nicht, wie Robert dem Vater und der Schwester entgegen eilte und mit herzlichem Drucke ihre Hände fassend, sich still mit ihnen zurückwandte. Er trat in die Kirche hinein. Es war alles wohlanständig und reinlich, ernst, einfach und still, kein Schmuck, von ferne nichts, was die Andacht hätte stören, oder den Gedanken durch Beschäftigung der Sinne nach außen hätte ziehen können. Dem ehrwürdigen Geistlichen dankte er für die Erbauung, die er ihm gewährt hatte. Beide traten mit einander zur Kirche heraus, als ihnen Robert entgegen kam, der über der Freude des unerwarteten Zusammentreffens mit dem Vater und der Schwester den Freund vergessen hatte.

Theodorus bewillkommnete seinen jungen Freund auf das freudigste, und alle drei gingen mit einander nach der Pfarrwohnung.

Doch wir verlassen jetzt Leopold in dem heiligen Kreise dieser Menschen, froh, ihn endlich gerettet zu sehen, und wenden uns zu seinem Freunde, den er nicht mehr unter den Lebenden wähnte.

Fünftes Buch.

Die göttliche Schwachheit ist stärker, denn die Menschen sind.

I. Cor. I, 25.

Erstes Kapitel.

Heinrich hatte vergeblich seinen Freund aufgesucht, ohne auch nur eine Spur des Vermißten auffinden zu können. Über diesen Reisen und Nachforschungen war der Winter hingegangen, und er widerstand nun länger nicht mehr der Sehnsucht seines Herzens, die ihn zu seinem alten Vater hinzog. Er überraschte denselben mit dem Frühlinge, und wie wohl fühlte er sich nicht in dieser durch jede Art von Gewerken und menschlichem Kunstfleiße blühenden Stadt, in diesen milden Gegenden, die zwischen den Sevennen und Alpen mit dem Strome der Rhone dem Mittage sich öffnen, wo bei dem Rebenstocke, der goldnen Saat und den Baumfrüchten unsrer mittlern Regionen auch die Goldfrucht,

die Olive und der Maulbeerbaum freudig gedeihen, und die, ohne von den Nachtheilen beider Himmelsstriche zu leiden, alle Annehmlichkeiten des Nordens und Südens vereinen. Noch reichten die Stürme, welche das Herz und die östlichen und nördlichen Provinzen des Reichs verwüsteten, nicht bis in den Süden desselben hinab, und um so freudiger genossen Vater und Sohn des lange entbehrten Zusammenlebens, je weniger beide an den politischen Ereignissen Antheil nahmen. Heinrichs Vater besaß in dem Umkreise der Stadt weite Güter; er selbst lebte unweit derselben auf einem sehr angenehmen Landsitze, in einer freundlichen Wohnung, die mit den nöthigen Wirthschaftsgebäuden, welche sich an dieselbe anschlossen, ein großes Ganze bildete. Hier befand er sich in der Mitte einer Zahl von thätigen, tüchtigen Menschen, die ihn alle wie ihren Vater ehrten und deren Geschäftigkeit er mit Hülfe eines Hausverwalters lenkte. Alle empfingen Heinrich als den einzigen Erben und künftigen Besitzer dieser weiten Güter mit tiefer Ehrfurcht und liebten ihn bald eben so sehr, als sie sein liebevolles freundliches Wesen gewahrten. Unserm Freunde selbst aber war es, als habe er nie so recht seine Liebe zu seinem ehrwürdigen Vater empfunden und sich in der Liebe desselben so glücklich gefühlt, als jetzt; auch der Alte schien in der Nähe seines Sohnes nun recht wieder seines Daseyns sich zu erfreuen. Heinrich hatte ihm kein Geheimniß aus allen Schicksalen seines Lebens gemacht, selbst seine Liebe und freiwillige Entsagung nicht ausgeschlossen, und der Vater hatte

es dem Sohne nicht verholen, wie dann erst in den Wogen, welche dieses Erdenrund umfließen, sein Alter wie eine freundlich helle Abendsonne untertauchen werde, wenn er ihm eine solche Tochter ins Haus führen würde. Von Harder waren öfter Briefe angelangt, die alle von der herzlichsten, ja man konnte sagen, zärtlichsten Theilnahme zeigten, und selbst Cäcilie hatte es nicht verschmäht, ihrem Freunde zuweilen einige Zeilen beizufügen. Heinrich hatte nämlich bei seiner Abreise aus Italien den Freunden ein Haus in der Schweiz bestimmt, dem er sie ihre Briefe zu übersenden bat, und auf diesem Wege schnell von ihrem veränderten Aufenthalte Nachricht erhalten. Auch von Theodorus langten manche freundliche Briefe an, und dieser hatte es auf sich genommen, seinen Freund mit dem vertraut zu machen, was man von Alberts Schicksalen in Erfahrung bringen würde. Hieraus und aus dem gänzlichen Mangel an weiterer Nachricht von dem Mahler, hielt sich denn auch Heinrich mit den andern überzeugt, daß ihr unglücklicher Freund unter den Opfern gefallen war, die ihr Deutsches Vaterland seiner wieder errungenen Freiheit brachte. Hierdurch schwanden die letzten Bedenklichkeiten in ihm, und er war entschlossen, sobald die Stürme des Krieges sich würden gelegt haben, eine neue Reise nach seinem Vaterlande anzutreten und dann Cäcilie als seine unzertrennliche Gefährtin, und ihren Vater in die südlichern mildern Lande mit zurückzuführen. Groß und herrlich war das Glück, welches ihm die nahe Zukunft versprach. — Aber ein Abgrund

öffnet sich uns oft plötzlich zwischen uns und unserm Glücke, und, statt aller der geträumten Herrlichkeit sind wir am Ende froh, nur das eigene Leben aus dessen gähnendem Rachen gerettet zu haben.

Die Waffen ruhten endlich, die alte Herrscherfamilie war auf den Thron ihrer Väter zurückgekehrt. Aber während im Norden der Sturm sich legte, entzündete sich in diesen glücklichen Gegenden ein innerer Krieg, der um so furchtbarer ward, als der von der Wuth bewaffnete gegen den Wehrlosen, der Bürger gegen den Bürger kämpfte. Eine Faction, die der neuen Regierung eben so abhold schien, als der alten, verbreitete, wie man wissen wollte, unter dem Schirme eines hohen Prinzen aus dem Königshause selbst, von dieser Gegend, wie aus ihrem Mittelpunkte, ihre Einflüsse nach allen Richtungen. Zu der Wuth, wie sie religiöser Fanatismus erzeugt, gesellte sich auch noch Parteihaß und Habgier. Das umrollende Rad der Zeit selbst wollte man in seinem Laufe zurückwenden, und die Protestanten, welche man als die Günstlinge, und eben darum auch als die Begünstiger dieser Zeit ansah, die in dem Raume von fünf und zwanzig Jahren solche Umwälzungen herbeigeführt hatte, traf vor allen der Haß und die Verfolgung. Man erlebte alle Schrecknisse einer finstern, gräuelvollen Vergangenheit, deren Rückkehr man in unsern Tagen, in der Mitte des civilisirtesten Erdtheils, für unmöglich geachtet hatte. Wie aber hätte Heinrich in diesen Verwirrungen seinen Vater verlassen können! Die Sorge um ihn machte unter

diesen Bedrängnissen alle anderen Gefühle in ihm schweigen.

Höher noch stieg die Verwirrung, als der Gefürchtete, auf dessen Schritte ganz Europa mit gespannter Erwartung hinsah, zum zweiten Male erschien. Die religiöse Wuth mußte in dieser Gegend eine Zeit lang der politischen weichen. Hier und in einer benachbarten, ganz rechtgläubigen Stadt behaupteten sich die Anhänger und alten Krieger des zum zweiten Male Verdrängten am längsten, bis sie endlich der Übermacht erlagen. Raub und Mord bezeichneten den Eintritt der wilden Sieger, und zum zweiten Male erfuhren die Unschuldigen, die an allen diesen politischen Vorgängen keinen Antheil genommen hatten, Verfolgungen, die an Dauer und Schrecklichkeit noch weit die ersten übertrafen.

Auch Heinrich war mit seinem Vater von dem Lande in die Stadt geflohen, und ein feuriger Eifer erwachte in den Bedrängten für den Glauben, um den sie so vieles erleiden mußten. Doch ihre Leiden sollten noch erhöht werden, selbst an heiliger Stätte sollten sie keine Sicherheit mehr finden.

Die Gemeinde war in tiefer Andacht in einer der beiden Kirchen versammelt. Da erhob sich außen ein wilder Lärm; bald schritten einzelne freche Gestalten mit lautem Tritte und trotziger Miene durch die Kirche hin. In hoher religiöser Feier, ohne sich stören zu lassen, sprach der Geistliche fort, ein Mann in bester Kraft und voll des heiligen Geistes. Er redete von der

Beseligung eines reinen, schuldfreien Herzens, und von dem tröstenden Zeugnisse, das uns dieses tief in uns von der Nähe unseres Gottes giebt, und sollte es auch außen scheinen, als habe er seine Huld von uns abgewendet. Bald drängten sich der Frechen mehr in die Kirche herein und ihre Gebehrden wurden drohender; dazwischen scholl der wilde Ruf einzelner Stimmen: laßt uns alle zumal erwürgen, da wir sie jetzt in Händen haben. Tiefe Beängstigung ergriff die Herzen der Versammelten. Mütter drückten ihre zarten Lieblinge an die Brust, um durch Einen tödtlichen Streich mit ihnen zugleich zu sterben. Ältern nahmen Abschied von ihren Kindern, Freunde sagten den Freunden das letzte Lebewohl. In tiefster Andacht waren einige auf die Kniee gesunken, in inbrünstigem Gebete sich selbst und die nahe Gefahr vergessend; bange Furcht mahlte sich auf den Gesichtern anderer; tiefe Verachtung sprach aus einigen Blicken; in hohem Glaubenseifer und freudiger Ergebung blickten andere Augen zu dem Himmel auf; ein Seufzen, ein ängstliches Ächzen unterbrach zuweilen die Stille. Aber da brausete der Lärm von neuem auf: eine ganze Schaar Bewaffneter drängte sich herein. Der Geistliche aber begann das Gebet zu sprechen, wie man es über Sterbende zu halten pflegt, und wenn das Getümmel auf Augenblicke schwieg, so hallte dazwischen seine starke, helle Stimme, recht wie aus einem unverzagten Herzen. Doch bald ward er über dem Getöse gar nicht mehr gehört; man stieß ihn herab von seinem hohen Stande, trieb die Gemeinde aus der Kirche; die heilige Stätte

aber ward verunreinigt, beraubt, und alles zerstört, was zu dem Dienste des Herrn gehörte.

Auf den Sturm folgte wieder eine kurze Stille, und da die Stadt so wenig Sicherheit gewährte als das Land, so wandte sich nun der alte Friedberg nach seinem Hause zurück; sein Sohn und ein einziger Freund, ein junger kräftiger Mann und Vorsteher einer Fabrik-Anstalt, der nicht weit von dem seinigen ein Landhaus hatte, begleiteten ihn. Aber welch ein Anblick bot sich ihnen dar! schon von ferne erkannten sie kaum ihre Wohnung wieder, die eher einer verfallenen Ruine aus einer frühern Zeit der Zerstörung zu gleichen schien. Und wie sie näher kamen, in welch einem Zustande fanden sie das sonst so heitre, freundliche Gebäude! überall an den Wänden sah man den Rauch und schwarzen Dunst der um das Haus angezündeten Feuer; die Spiegelscheiben der Fenster waren zerschlagen, die Tapeten herabgerissen, die Böden aufgebrochen, die Möbel zertrümmert. Von den abgebrannten Scheunen standen nur noch die Wände; die Ställe waren leer, alle Bewohner vertrieben. Mit schwerem Herzen sahe Heinrich die Zerstörung an; nicht die Größe des erlittenen Verlustes war es, was ihn am meisten betrübte, sondern die Größe der unversöhnlichsten Wuth, der selbst der Raub nicht genügt, die dann erst abläßt, wenn sie auch, was ihr nicht angehören kann, zertrümmert hat. In ähnlichem Zustande fanden sie auch das Landhaus ihres Freundes, der von Geburt ein Schweizer war.

In tiefem Kummer kehrten alle zurück; aber kaum

traten sie zum Thore der Stadt herein, so umwogte sie auch das Tosen eines wüthenden Volkshaufens. Heinrich und eben so Stähli (so hieß der Fabrik-Herr) hatten früher einige Male laut und kühn vor den Behörden der Stadt über die Schwäche oder den bösen Willen Klage geführt, womit man sie ohne Schutz dem wildesten Grimme eines fanatischen, irre geleiteten Haufens Preis gab; und gerade sie, die Fremden, hatten den meisten Haß und Neid erregt. Seht da die Feinde des guten Königs, die Verächter unseres Glaubens! rief eine freche, rohe Gestalt; auf ihren Ruf drängten sich andere um sie her, und unter mancherlei Mißhandlung schleppte man sie in eine Art von Gefängniß. Kein Widerstreben war möglich; sie mußten der Gewalt gehorchen. Eingeschlossen waren sie nun in dem engen, unreinen Gemache; die Nacht stieg herauf; außen dauerte der Lärm fort. Doch jetzt öffnet sich die Thür; man gebot ihnen zu folgen, sie glaubten, man führe sie zum Tode.

Ein Trupp Bewaffneter geleitete sie durch die Straßen; man kam zu dem Thore; das Thor dreht sich knarrend in seinen Angeln; sie treten in die Nacht hinaus. Der Lärm der Stadt verstummte allmälig hinter ihnen; unter mancherlei Spott und Schmähung gegen ihren Glauben gingen die Bewaffneten zu ihrer Seite. Nun nahte man sich einem Hügel, man kam an Friedbergs Landhause vorbei, aus dessen oberstem Zimmer der schwache Schein eines Lichtes kaum bemerkbar hervorschimmerte; durch seine Fluren ging es dann hin, und hoch stand schon die Saat, welche seine

Begleiter oft höhnend mit den Füßen niedertraten. Endlich gelangten sie bei einem Thurme an, von dem nicht ferne, an dem Rande eines Waldes, ein Haus stand. Einer der Begleiter schloß mit einem großen rostigen Schlüssel die Thür der Thurmes auf; eine enge Treppe führte sie zu einer andern Thür, auch diese ward geöffnet, und den Gefangenen ihre Wohnung angewiesen. Da harret, sprach einer aus der Bande, der ihr Führer zu seyn schien, bis man über euch Gericht halten wird. Und du Louvautte, sagte er zu einem seiner Untergebenen, der jetzt hervortrat, eine starke, kurze, gedrungene Gestalt, bürgst mir für die Eingekerkerten. Verlaßt euch darauf, entgegnete dieser mit höhnischer Freude, sie sind in sichern Händen.

Damit schlossen sie die Thür; man hörte sie die kurze Stiege hinabsteigen und unten die zweite Thür schließen. Endlich verstummte auch der letzte rauhe Ton der im Scheiden ihrer That sich Rühmenden.

Zweites Kapitel.

Der Thurm war den Eingeschlossenen wohl bekannt. Er stand an der Gränze von Friedbergs Besitzungen und war der Überrest eines weitläuftigen alten Gebäudes, wie verfallene Mauern, Keller und Gewölbe rings umher zeigten. Er hatte ursprünglich den Eingang erst in ziemlicher Höhe über dem Boden; später hatte man unten eine Thür ausgebrochen, und die obere zugemauert, so wie auch die Fenster, von denen nur ein einziges offen gelassen, aber mit starken eisernen Stäben versehen war. Durch dieses und eine Öffnung in der Decke, durch die eine Treppe hinaufgeführt hatte, fiel das einzige Licht herein. Denn der Thurm bestand ursprünglich aus zwei Geschossen; das obere war gewaltsam zerstört, das untere noch sehr fest, und ein hoher Pfeiler, der in der Mitte aufstieg, trug die gewölbte Decke. Die Thüren waren von starken Bohlen und dicht mit eisernen Banden belegt, und der Thurm, früher zu einem solchen Zwecke nicht bestimmt, schien später zu einem Gefängnisse gebraucht worden zu seyn. Aber graute den Unglücklichen vor dieser Wohnung, so schauderte ihnen noch mehr vor dem Manne, in dessen Gewalt sie gegeben waren. Sie kannten ihn als einen brutalen, grausamen, dabei seinem Glauben fanatisch ergebenen Menschen, der mehrerer schweren Verbrechen halber eine lange Zeit

auf der Galeere hingebracht hatte und sich jetzt bei den blutigen Auftritten besonders auszeichnete.

An diesem Orte, einer so feindseligen Macht hingegeben, saßen die drei in der dunklen Nacht zusammen. Noch kurz vorher waren sie geehrt unter ihren Mitbürgern; lebten auf bequeme Weise in einer reichen Umgebung, die sie durch ihren Fleiß, ihre Thätigkeit und Redlichkeit sich geschaffen hatten; und nun waren sie ohne Schuld, ohne Verbrechen, ohne gerichtet oder nur verhört zu seyn, eingekerkert, und jeder Augenblick konnte über ihr Leben entscheiden. Wenn aber Vater und Sohn wenigstens des Trostes genossen, daß sie, was sie auch traf, gleiches Schicksal mit einander theilten, so war Stähli der Vater von vier Kindern, der Gatte eines liebenswürdigen Weibes, das mit der besorglichsten Zärtlichkeit an ihm hing. Lange saßen die drei auf dem Fuße des die Decke tragenden Pfeilers stumm beisammen. Stähli brach zuerst in laute Klagen aus, schalt sich selbst feige, daß er geduldet hatte, daß man ihn in die Nacht hinausführte, ihn wie einen Todten lebendig in ein Grab einschloß, in dem er doch am Ende würde elend umkommen müssen. Er gedachte des Weibes, seiner Kinder, wie sie nun klagen, sich abängstigen würden, des Vaters harrend, der sich ohne Spur verloren habe.

Es war eine schreckliche Nacht, und selbst auch der lichte Schein des herrlich herauf tagenden Morgens, der sie mit seiner ganzen Pracht begrüßte (denn nach dieser Himmelsgegend blickte ihr Fenster) fiel trüb und düster

in ihre Seelen. Der heitre Morgen führte einen heitern, aber glühend heißen Sommertag herauf. Matt und lechzend saßen sie bald da, gingen bald unruhig in ihrem Kerker herum, ferne von aller menschlichen Hülfe, auch nicht der Laut einer Stimme drang zu ihnen. Sie schienen in Schweigen begraben und Heinrich dachte oft an Ugolino in dem Hungerthurme, aber er sagte den andern nichts, um sie nicht noch mehr zu beunruhigen.

Die Nacht brach zum zweiten Male herein; man sahe ängstlich derselben entgegen, da man am Abend wildes Geschrei von Louvautte's Wohnung her vernahm; die Eingekerkerten schlossen kein Auge. Eben fielen die ersten Strahlen der neuen Sonne in ihren Thurm herein, als man Waffengeklirr und den Tritt eines sich nähernden Menschen hörte, und zwischen den rostigen Stäben der Fensteröffnung hob sich das rothbraune Gesicht ihres Aufsehers hervor. Seine rohe Stimme brüllte zu ihnen herein, ihnen einen vergnügten Morgen in ihrem anmuthigen Landhause wünschend. Er reichte ihnen einen Krug mit Wasser und ein Brod durch das Fenster, und diese Gaben brachte er ihnen von nun an regelmäßig jeden Morgen, bevor er in die Stadt ging; daneben schilderte er ihnen gar manche gräßliche Scene, die hier vorgefallen, nannte manchen wohlbekannten, schätzbaren Mann, der geblutet habe, und hieß sie ihr Glück segnen, daß sie sich in so guten, sorgsamen Händen befänden.

In der dritten Nacht waren von großer Ermattung und Sorge endlich alle in einen festen, fast betäubenden

Schlummer versunken, aus dem sie erst Louvautte's Morgenruf weckte. Eine besondere Freudigkeit lag auf des Alten Gesicht, und indem er die beiden jungen Männer, als sie wieder allein waren, mit einem tröstlichen Lächeln anblickte, stand er auf und beide sahen ihn erstaunt aus einer Mauernische eine Flasche Wein und ein Körbchen mit Speisen hervorholen, das er daselbst verborgen hatte. Da seht ihr nun, Kinder, redete er sie an, daß uns der Herr nicht verläßt. Laßt uns darum Muth haben; und sollte uns auch das Äußerste begegnen, nun so kehren wir ja nur zu einem freundlichen Herrn und Vater zurück.

Er erzählte ihnen, daß er aus seinem Schlaf dem das Alter schon seine Dauer und Festigkeit genommen, durch den Ruf einer schwachen, wie es schien, weiblichen Stimme um Mitternacht sey geweckt worden. Schlaft, ihr Armen, habe sie gerufen, so fest und ruhig in euerm Thurme? Er habe, ohne daß alles dies den festen Schlaf seiner Gefährten störte, sich aufgemacht und die Helferin der Nacht sogleich erkannt. Es war Louvautte's Gattin, ein stilles, gutmüthiges Weib, das früher bei manchem ländlichen Geschäfte in Friedbergs Hause Dienste geleistet und von ihm bei dem wüsten Leben ihres Mannes viele wohlthätige Unterstützung erhalten hatte. Diese habe ihm nun die Speisen herein gereicht und sich schnell entfernt, mit der dringendsten Bitte, ja alles vor ihrem Manne verborgen zu halten.

Wie labten sich alle drei zusammen an den Speisen; aber die jungen Männer genossen alles Zuredens unge-

achtet nur wenig von dem Weine, um diesen dem Greise aufzubewahren. Ein feuriger Muth erwachte in allen, und es war, als ob mit dem Leibe auch ihre Seele neu gelabt und erquickt sey. Und so fehlte seit dieser Zeit, während am Morgen Louvautte regelmäßig das Brod brachte und den Wasserkrug an einem nahen Feldborne von neuem füllte, nun auch die gutmüthige Mariane — so hieß das Weib — an keinem Tage, indem sie bald am Morgen, oder in der heißesten Schwüle des Mittags, oder wann sie sich sonst unbeobachtet wußte, irgend eine Labung brachte, die sie den Eingeschlossenen für das Geld, welches sie noch bei sich hatten, und einige Kostbarkeiten verschaffte. Doch so sehr die beiden jungen Männer auch um eine Decke, einige Kissen, oder um sonst etwas zu einem bequemern Lager für den Greis baten, so lehnte sie es stets unter Thränen ab. Sie versicherte, seit sie die Unglücklichen in dem Thurme wisse, habe sie keine Ruhe mehr und sie würde ihnen gern alles gewähren, aber sie dürfe es um ihres Mannes willen nicht. Denn wenn dieser es bemerkte, so würde sie nicht bloß selbst den grausamsten Mißhandlungen desselben ausgesetzt seyn, sondern auch den Eingekerkerten nicht einmal mehr die heimliche Hülfe, wie bisher, leisten können. Alle aber dankten Gott, daß sie doch wenigstens diese nicht entbehrten.

So gingen einige Wochen hin; die Kräfte des alten Friedberg schwanden sichtbar mit jedem Tage. An ein reiches Leben gewöhnt, das ihn nie genöthigt hatte, sich eine Bequemlichkeit zu versagen, dabei von den

marterndsten Sorgen um den geliebten Sohn geängstigt, unterlag er nur zu schnell den Entbehrungen eines solchen Aufenthalts, welcher ihn nicht vor der Kühle der Nächte schützte und wo der harte Boden ihm zum Lager diente; und auch die ihm gereichte, immer nur dürftige Labung gewährte ihm keine gehörige Stärkung. Er hielt sich, um seine beiden Gefährten nicht zu beunruhigen, so lange er es vermochte, aufrecht, und von dem Gefühle der Annäherung seines Todes ward sein Gemüth mit großer Heiterkeit erfüllt; aber bald vermochte sein kräftiger Wille seinen schwachen Gliedern nicht mehr zur Stütze zu dienen.

Heinrich sahe mit tiefster Betrübniß dem Versiegen der väterlichen Kraft zu; nicht der Gedanke einer möglichen Trennung war es, was ihm wehe that, sondern das Unvermögen, seinem alten, schwachen Vater bei so vielen Mitteln, die ihm sonst zu Gebote standen, jetzt auch die nöthigste Bequemlichkeit nicht gewähren zu können. Er und Stähli wollten dem Greise aus ihren Röcken eine Decke bereiten, aber standhaft wieß dieser es von sich, und nur mit vieler Mühe konnte der Sohn den Vater bereden; während er selbst auf dem harten Boden hingestreckt lag, sein greises Haupt auf Heinrichs Schooß zu legen.

So saßen sie einige Tage da, meist jeder stille in sich selbst versunken. Stähli sah oft mit tiefem Schmerze die beiden an, und dann vergaß er ganz über dem Anblicke ihres Jammers die eigene Noth. Aber zu einer andern Zeit wieder faßte ihn der Grimm in dem In-

nersten; er stampfte mit den Füßen, daß das Gemäuer bebte, forderte Waffen, Waffen, um wenigstens an einem der Mörder blutige Rache nehmen zu können; aber dann sah er sich in den dicken Mauern eingeschlossen und spottete bitter über seine eigene Schwäche, die wohl in den Kerker sich habe führen lassen, aber ihn nicht zu sprengen vermöge. Mit den rührendsten Ausdrücken tröstete ihn dann wieder der Greis und bat ihn, nicht durch solche Ausbrüche die letzte Stille seines entschwindenden Daseyns zu stören. Und der edle Mann vergoß dabei Thränen, sich anschuldigend, daß er, nicht genug selbst unglücklich zu seyn, auch die Last des ohnehin schon so tief gebeugten Greises noch erhöhen müsse, und er bat diesen auf das flehentlichste um Verzeihung, und ruhte nicht, bis Heinrich aufstand und ihm erlaubte, das Haupt des Greises auf seinen Schooß zu nehmen. In diesem treuen Dienste wechselten beide mit einander, doch so, daß der Sohn die größere und längere Mühe desselben sich nicht nehmen ließ.

Auch Heinrichs Gemüth ward immer mehr von einer innern Heiterkeit erfüllt. Er sahe für seinen Vater dem Ziele so vieler Leiden entgegen, wovon ihm der Tod nun bald Befreiung versprach. Noch ein Tag und eine Nacht gingen hin. Der Greis versank zuweilen in einen Schlummer; dann strahlte eine besonders lichte Freudigkeit aus seinen Mienen, und wenn er erwachte, sagte er oft: o daß ich es euch doch beschreiben könnte, was für unaussprechlich herrliche Gestalten ich gesehen habe; aber eben das Beste und Herrlichste vermögen wir nicht auszusprechen.

Zum letzten Male ging ihm die Sonne auf, hell leuchtend in all ihrer Majestät; mit der reinsten Freude blickte er in ihren Glanz. Louvautte erschien an diesem Morgen nicht. Der Greis schlummerte wieder ein; in besonderer Verklärung leuchtete diesmal sein Angesicht. Sein Haupt ruhte auf dem Schooße des Sohnes, aus dessen Augen einzelne Perlen hervorquollen. O der fromme, fromme Vater! flüsterte Stähli; er war betend neben ihm auf die Kniee gesunken. Nun regte der Alte seine Hände, als ob er an seiner Stirn etwas suche, und wie betroffen fuhr er aus seinem Schlummer auf. Wo ist denn der Kranz? fragte er, noch wie im Traume. Habt ihr, Kinder, denn nicht die überaus lichte und liebliche Gestalt in dem weißen Gewande und mit den silbernen Fittichen gesehen, die eben heranschwebte, den Kranz auf mein Haupt niederließ und mir winkend zuflüsterte: Komm, du Lebensmüder, nun gehen wir zum Vater —? Ja Kinder, fuhr er fort, die volle Klarheit des Geistes wieder gewinnend: nun neigt es sich zu Ende. Du, Heinrich, wirst glücklich seyn, und du weißt schon, wer dich beglücken wird; du, Stähli, wirst den Deinen wiedergegeben werden, die Gestalt hat mir es gesagt. Aber ist denn Louvautte nicht gekommen, daß ich ihm verzeihen kann? — Kinder haltet fest am Glauben! — Er blickte einige Male suchend umher, dann schlossen sich seine Augen, um sich dem Lichte der Sonne, die nun hoch am Himmel aufgestiegen war, nicht wieder zu eröffnen.

O du Seliger, du trägst nun die schönste aller

Kronen, den Märtyrerkranz! sagte Stähli, und weiter konnte er vor Wehmuth kein Wort mehr sprechen. Heinrich aber war von tiefster Trauer und Freude zugleich erfüllt. Das liebe Haupt, das noch in seinem Schooße ruhte, schien schwerer geworden zu seyn und er fühlte, wie es nach und nach erkaltete. Ja du weiße, lichte Erscheinung, sprach er stille in sich, ich kenne dich wohl; aber das dachte ich nicht, daß du in so ernster Stunde dich wieder zeigen würdest. Wohl, Cäcilie, die Palme ist es, die du bringst! Stumm und still, in den innern Kummer versunken, saßen beide lange bei der lieben Leiche.

Marianens Stimme weckte sie aus ihrer Betäubung. Sie hatte erst eine Weile schweigend die Scene angesehen. O Gott, seufzte sie dann, er ist wohl gar gestorben. Die zwei tief Betrübten blickten auf; sie reichte ihnen ein Kissen herein. Für den alten Vater! sprach sie leise. O, entgegnete Heinrich, hat doch sein ehrwürdiges Haupt so manches Mal auf dem harten Steine geruht; nun, da er dessen nicht mehr bedarf, bringt ihr das Kissen. Sie erzählten ihr nun, wie freudig er geschieden und wie er zuletzt noch ihrem Manne verziehen habe. Da nehmt ihr, sagte das Weib, eine große Last von meiner Seele; denn von allem Schrecklichen, was er je begonnen, hat mir immer das Ärgste geschienen, den frommen, unschuldigen Greis so einzukerkern. Aber gräßliche Dinge sind wieder in der Stadt vorgegangen. Der König hat einen vornehmen Offizier geschickt, um dem wilden Leben endlich Einhalt zu thun:

selbst den Abgesandten der Majestät haben sie tödtlich verwundet, da er ihnen einreden wollte; darüber ist mein Mann mit andern zur Untersuchung eingezogen worden.

Stähli bat, sie möge um so mehr ihnen endlich ihre Freiheit wiedergeben, da es gewiß der Wille des Königs nicht sey, daß man Unschuldige so mißhandle.

Wie gern, erwiederte sie, wollte ich es thun! Aber da sind andre bei uns, die vermögen mehr als der König, und diese haben mir diesen Morgen noch zwei wilde Leute geschickt, die mir und meinen Kindern mit dem Tode und allen Martern droheten, wenn ich die Gefangenen frei ließe oder es an den Tag käme, wo sie eingeschlossen seyen. Aber was, sagte sie, ist nun mit dem Todten anzufangen? dieser kann doch bei euch nicht bleiben?

Heinrich und Stähli baten auf das dringendste, sie selbst den alten Vater bestatten zu lassen, damit nicht einer von den rohen Menschen auch die Leiche noch mißhandle. Sie versprachen ihr bei dem Todten, bei ihrer eigenen Ehre, sobald das heilige Geschäft vollendet sey, in ihren Kerker zurückzukehren.

Mariane willigte endlich nach vieler Bedenklichkeit ein; sie reichte ihnen wieder die Labung und entfernte sich dann. Stähli aber ruhete nicht, bis Heinrich, der die Leiche nicht von sich lassen wollte, sich erhob, und sie legten nun das Kissen unter das Haupt des Greises, der wie in ruhigem Schlummer da lag.

Drittes Kapitel.

Ihr alle, die ihr schon geweint habt bei den theuren Überresten eines Vaters oder einer Mutter, eines Bruders oder einer Schwester, eines geliebten Kindes oder eines Freundes, und die ihr in dem Glauben an den Herrn truget, was der Herr gesandt hat, euch brauche ich das nicht zu nennen, was so tief das Herz bewegt, was es verwundet und auch wieder heilt; was es ängstiget und tröstet zugleich, und was kein sterbliches Wort auszusprechen vermag; und ein anderer, der dies noch nicht erfahren, oder der bloß den Schmerz der Verzweifelung, aber um seines Unglaubens willen nicht auch den Trost des Himmels empfunden hätte, würde mich doch nicht verstehen, wenn ich es ihm auch nennen wollte. Denkt euch diese Gefühle noch erhöht durch die außerordentliche Lage unsres Freundes und die Reihe der vorangegangenen Ereignisse, und ihr werdet ahnen, was in seinem Innern vorging. In dem Grade als die Erde unter ihm sank und ein dichter Schleier alles Irdische vor seinem Blicke verbarg, neigten sich auch hell und heiter die Wolken des Himmels zu ihm hernieder, und nahmen ihn auf und trugen ihn in die selige Höhe, wo nun sein Vater als ein entfesselter Geist im Lichte wandelte. Er war allmälig in den Zustand getreten, in welchem alle Schrecken der Erde keine Gewalt mehr über uns haben, und die Stürme, die hier unten alles

durch einander wirren, uns nicht mehr fassen können, weil wir allzu hoch stehen, als daß sie uns noch zu erreichen vermöchten. Aber das eben ist die Wonne in dem Schmerze, die Süßigkeit in der Trauer, die Freude in der Wehmuth, das Licht in der Dunkelheit, daß da, wo die Bande der Erde sich lösen, die des Himmels sich fester knüpften, wir wenigstens diese unsichtbaren Bande in der stillen Nähe des Todes lebendiger fühlen und bei dem Wehe der Erde der Trost des Friedens Gottes in einem vertrauenden Herzen nur um so voller und labender quillt.

So saß Heinrich in stillem Frieden, ja man konnte wohl sagen, in hoher Freudigkeit des Geistes neben der Leiche seines Vaters. Sein Freund sah ihn oft verwundert an, und, du große Seele, dachte er bei sich, ich fasse dich nicht; es muß eine mir unbegreifliche Kraft in deinem Innern leben, daß du alles so zu tragen vermagst. Er fühlte sich allzu tief unter ihm, als daß er es nur wagte, ein Wort zu seinem Troste zu sprechen. Nur zuweilen reichte er ihm etwas Wein, und der Freund durfte ihm den Genuß desselben nicht versagen. Am Abend erschien Mariane wieder. Stumm reichte sie ihre Gabe herein; Stähli flüsterte einige Worte zu ihr hinaus; sie nickte ihm zu und entfernte sich.

Heinrich sank mit der Nacht in einen ruhigen Schlaf, und der Freund konnte lange den Blick von den beiden Schlummernden nicht abwenden, von denen der eine in seiner Leichenruhe ausgestreckt da lag, der andere mit dem Haupte an den Fuß des Pfeilers gelehnt, fast

saß. Es schien ihm, als ob er jetzt besonders, in dem Schlafe, zwischen beiden eine größere Ähnlichkeit entdecke, als er sie je bemerkt hatte. Wenn man sie so ansah, man wußte nicht, welcher von beiden der Lebende, welcher der Todte war, ja sie schienen nur die Bilder Eines Wesens, das eine in der Jugend, das andere im Alter erblichen, denn auch Heinrich war todtenbleich. Endlich schlummerte auch Stähli ein. Erst das Morgenlicht weckte ihn wieder; bald nach ihm erwachte auch sein Freund. Verwundert sahe dieser in den lichten Tag. O, wie habe ich so lange geschlafen, sagte er; aber der Vater war bei mir, ganz die lichte selige Gestalt, wie er in mir lebt und leben wird, bis ich selbst ihm einmal so begegnen werde. Und ich sage mit ihm, daß ich dir es, Freund, aussprechen könnte, was ich überschwenglich Hohes und Herrliches gesehen habe.

Da öffnete sich unten die Thür. Ein leiser Tritt kam die Treppe herauf; die zweite Thür that sich auf, Mariane trat herein. Erlaube, Freund, begann Stähli, daß ich mich nun auf kurze Zeit zu einem Geschäfte entferne, das wir am Abend vielleicht so ungestört nicht besorgen könnten.

Gott, rief Heinrich, du willst doch nicht schon den Vater forttragen?

Nein, entgegnete der Freund; ihm mit diesem Weibe seine Ruhestätte bereiten.

Und warum, fragte Heinrich, soll ich nicht auch theilnehmen an diesem letzten Dienste?

An dem letzten erwiederte Stähli; an diesem nicht.

Dir als dem Sohne ziemt es, des Vaters Leiche indessen zu bewachen.

Mit diesen Worten war er auch schon hinausgetreten, das Weib ihm nach. Leise lehnte sie die Thür hinter sich an. Bald, bald, seufzte Heinrich, wirst auch du liebes Bild von mir genommen werden; doch du lebst ja in meinem Innern fort; da halte ich dich ewig fest.

Es dauerte lange, bis Stähli zurückkam. Er war einer solchen Arbeit nicht gewohnt, ganz erhitzt trat er in den Thurm zurück; das Weib schloß hinter ihm zu. Heinrich aber reichte dem Freunde die Hand. Habe Dank, sprach er, du Guter; du hast mich wohl verstanden. Wie gern hätte ich nicht mitgeholfen, aber sehr wehe hätte es mir gethan, dem Vater mit eigener Hand die Grube zu graben.

In meist stummer Betrachtung ging der Tag hin; am Abend erschien die Schließerin wieder. Nun, Freund, sagte Stähli, laß den Lebensmüden uns zur Ruhe bringen. Heinrich bat, ihm wenigstens bis zum kommenden Morgen die liebe Gesellschaft zu lassen; aber allzu überwiegend war die Vorstellung seines Freundes, daß man an dem, was man heute ungestört thun konnte, vielleicht morgen würde gehindert seyn. Es war ein ernster Augenblick, der nächste schreckliche nach dem, da der liebe Tode die Augen schloß. Mit aller Macht brach wieder der Schmerz in Heinrich hervor; er überwand ihn zum zweiten Male. Ach, sagte er, ich weiß, es ist Täuschung, der Vater ist gestern schon heimgegangen; aber so lange wir nur die theuern Überreste noch

vor uns sehen, wähnen wir uns von dem Geliebten nicht ganz geschieden. Doch laßt uns nicht länger zaudern. Sorgsam hob er mit dem Kissen das theure Haupt auf; der Freund und das Weib halfen mit, und sie trugen die Leiche zu dem Grabe hinab.

Nur wenige Schritte von dem Thurme war die Grenze von des Verstorbenen, nun Heinrichs Besitzungen. In reicher Fülle stand die Saat da, bald zur Erndte reif; aber der, welcher die Früchte einsammeln sollte, war nicht mehr, und die waren zerstreut, deren fleißige Hände sie gepflanzt hatten. Neue traurige Erinnerungen erhöheten Heinrichs Kummer, aber von neuem dankte er seinem Freunde, als dieser, auf das Grab zeigend, ihn mit folgenden Worten anredete: Siehe, hier auf dem eigenen Boden soll er ruhen, und der Markstein daneben mit seinem Namenszuge sey sein Grabstein. Sie senkten die Leiche in das Grab hinab, mit dem Kissen unter dem Haupte. Oben drüber machten sie ein Dach von Brettern, und nun erst warfen sie mit der Schaufel die Erde darauf. Denn wir wissen wohl, die liebe Gestalt wird bald zerstört seyn, aber uns graut, an dem Bilde des Todten selbst etwas zu entstellen. Wo wir von demselben scheiden, soll es noch unversehrt seyn, und keine Erdscholle soll es berühren.

Nachdem sie dem Todten den letzten frommen Dienst erwiesen hatten, hielten sie noch ein stilles Gebet bei dem Grabe. Dann kehrten die beiden Männer, die sich so leicht ihrer Freiheit hätten bemächtigen können, von

einem schwachen Weibe geleitet, in ihren Kerker zurück, vielleicht um denselben nie wieder zu verlassen, und nicht einmal eines Grabes sich zu erfreuen, wie sie es bereitet hatten.

Viertes Kapitel.

Abermals gingen einige Tage ohne Hoffnung hin; man schien sie ganz dem Andenken der Menschen entziehen und aus dem Kreise der Lebenden verstoßen zu wollen. Die beiden Freunde wechselten nun manche ernste, bedeutungsvolle Gespräche mit einander. Wie die Liebe, auch wenn sie alles geleistet hat, doch am Ende sich selbst nicht genügt, so dachte wohl Heinrich und äußerte es auch vor seinem Freunde, wie sein letztes Zusammenleben mit dem Vater für beide so reich an der beseligendsten Freude gewesen und wie sehr er es nun bereue, die Jahre die er in fernen Landen verlebte, nicht auch mit dem Greise getheilt zu haben. In Stähli dagegen regte sich wieder der alte Unmuth, daß er so macht- und thatenlos hier in diesem Zwinger eingeengt sey. Warum auch sagte er, haben wir von früh an solche Mißhandlungen geduldet? Warum haben wir nicht da, als die Frechen in die Kirche drangen, lieber uns in ihre Mordwaffen gestürzt und an heiliger Stätte das Leben aus-

gehaucht, da wir doch am Ende wie wehrlose Schafe hingeschlachtet werden?

Freilich, entgegnete Heinrich, damals knirschte gar manches muthige Herz vor innerer Entrüstung über den Frevel; aber wozu gehört mehr, diesem innern Drange, dem Wunsche der Rache nachzuleben, oder denselben in uns zu überwinden?

Gewiß zu dem letztern, erwiederte der Fabrik-Herr. Aber wenn wir hiernach unsre Thaten ermessen wollen, dann müssen die Guten immer die Schwachen und Wehrlosen seyn und der Spott der Schlechten, die ungehindert ihren Übermuth an ihnen auslassen.

Es kommt mir, sagte Heinrich, seit wir in diesen Mauern eingeschlossen sind, ein gar herrlicher Spruch der heiligen Schrift nicht aus dem Sinne, dessen tiefe Kraft ich hier erst habe recht fühlen lernen: daß die göttliche Schwachheit stärker als die Menschen ist. Und hast du, Freund, nicht kürzlich auch einen gar kräftigen Belag dazu geliefert? Warum hast du, da wir im Freien waren, dich wieder von dem Weibe einschließen lassen? Siehe, da war das Weib stärker als wir, daß uns in ein Gefängniß zurückführte, wovor uns graut. Denn gern sind wir doch wohl nicht dahin zurückgekehrt?

Gern nicht, fiel der Kaufherr ein, aber freiwillig. Sie hätte uns nicht bewältigt, hätten wir ihr entrinnen wollen.

Aber warum, fragte Heinrich, haben wir nicht gewollt, was wir wünschten, und das vorgezogen, wo-

von wir voraussahen, daß es uns den herbsten Schmerz bringen werde?

Weil wir, versetzte Stähli, nicht Treulose seyn, weil wir das Weib nicht unglücklich machen wollten, das sich vertrauensvoll in unsre Macht gegeben und so edel indessen sich unsrer angenommen hat; weil wir alle Marter, den Tod selbst, für zu geringe achten, um dafür unsre heiligste Zusage zu brechen.

Und warum achten wir, fragte Heinrich, diese Zusage so heilig?

Weil wir, erwiederte sein Freund, nur dadurch, daß wir Treue üben, unser Herz von Schuld rein bewahren und frei zu Gott aufblicken können.

Auch ich, stimmte Heinrich ein, achte dies als das Höchste, als den herrlichsten Sieg und die rechte Kraft und Stärke, die allein allen Trug, alle List der Welt überwindet. Und siehe, Freund, um dieses herrlichste Gut, und was nach diesem unter den irdischen Dingen einem Mann das Schätzbarste ist, um unsre Ehre hätten wir uns gebracht, hätten wir der Gewalt die Gewaltthat entgegen gesetzt. In einem civilisirten Staate, wo die Gerechtigkeit das Schwerdt handhaben soll zum Schutz und Frommen des getreuen, unschuldigen Bürgers, ist es keine Schande, ohne Schuld und Verbrechen gemißhandelt, beraubt, gemordet zu werden; hier fällt die Schmach allein auf die Regierung, deren Schwäche oder böser Wille so weit geht, den Räuber und Mörder in ihrer Mitte zu dulden. Hätten wir uns widersetzt, so trügen wir auch einen Theil

der Schuld mit, wir hätten die Waffen geführt gegen die Bürger des Staates. Und ist einmal der innere Bürgerkampf entflammt, wer will dann entscheiden, welche die Angreifenden waren? Wer will die Wuth fesseln, ist sie einmal losgelassen von den Banden, und würde sie uns nicht auch wieder zu weit geführt haben? Damit aber, daß jene gegen Wehrlose ungereitzt wütheten, stehen sie auch als die Schuldigen vor der ganzen Welt da. Ja was hätte unser Widerstand nur gefrommt bei der großen Überzahl unsrer Feinde?

O! rief Stähli, nun erst ist mir es recht klar, warum ihr immer so abriethet, wenn wir, von Zorn entbrannt, die Waffen ergreifen und lieber mit der ganzen Stadt untergehen, als uns der Willkür dieser Wüthenden Preis geben wollten. Aber das sehen sie nicht ein, neben der Mißhandlung verachten sie uns auch noch um unsrer Schwäche willen.

Schwach allerdings, antwortete Heinrich, erscheinen wir darin, daß wir sie doch, da wir uns zur Wehre setzen konnten, nach ihrer fanatischen Wuth ungehindert über uns walten ließen. Aber wenn solche Wehrlosigkeit, solches Verschmähen jeder Waffe, womit ein Mensch seinen Gegner von sich abwehren könnte, Schwachheit ist, so beruhet diese nicht auf feiger Zaghaftigkeit, nicht auf dem, was die Schlechten zu ihren Thaten treibt, sondern auf der eigenen Selbstbewältigung, auf der Übermacht des göttlichen Gedankens in uns; und sey es Schwachheit, so ist es eine göttliche Schwachheit, so ist es die höchste Kraftäußerung, jeder eige-

sten Kraft, Hülfe und Wehre zu entsagen und uns ruhig in die Fügung einer höhern göttlichen Ordnung zu ergeben, deren heiliges Gesetz uns einen solchen Widerstand nicht gestattet. Und glaubst du wohl, daß die Menschen so viel vermögen, als diese göttliche Schwachheit?

Stähli aber fiel seinem Freunde um den Hals. Ja, du großer, herrlicher Mensch, rief er aus, ich habe dich bei dem Tode deines Vaters kennen lernen; du vermagst mehr mit deiner göttlichen Schwachheit, als wir Starken mit unserm Grimme. Aber sprich weiter, lehre sie mich ganz kennen, diese göttliche Schwachheit.

Heinrich aber blickte erröthend seinen Freund an. So sagte er, sollte nie ein Freund zu dem andern sprechen; Freunde müssen einander ehren, nicht aber bewundern und rühmen wollen.

Nun, entgegnete Stähli, rühmen habe ich dich nicht wollen; so mußt du es nicht nehmen. Aber daß wir uns immer solche Gewalt anthun müssen! fuhr er fort, den abgebrochenen Faden der Rede neu anknüpfend.

Gut, versetzte Heinrich, daß wir es vermögen. Und wer in der That ist schwächer, der, welcher der aufsteigenden Leidenschaft gebietet und seine Hand ruhen läßt, oder der andere, welcher wild in seinem Grimme hinfährt und den Wehrlosen mißhandelt?

Ich verstehe, worauf das führen soll, erwiederte Stähli; gewiß ist es dieser. Denn so gewaltig er auch in seiner That erscheint, so schwach ist er an innerer Kraft und Freiheit; er handelt nicht mehr nach Wil-

len und Einsicht, er ist nur das Werkzeug einer blinden Macht, die ihn treibt und deren Drange er nicht zu widerstehen vermag. Allein beurtheilen wir nach solchem Maaße die Thaten der Menschen: wie vielen Helden, die groß und leuchtend in der Geschichte da stehen, müßte man, statt der empfangenen Bewunderung, nur mit Verachtung lohnen.

Die göttliche Schwachheit, versetzte Heinrich, ist wenigstens nicht in ihnen, und alle diese Weltstürmer, deren blutige Bahn Verwüstung und Wehklagen bezeichnet, ich kann sie eben so wenig bewundern, als die, welche in irdischem Bangen feige verzagen und nur irdisch, nicht aber göttlich schwach sind. Auch stehen beide am Ende einander gleich; in keinem ist die göttliche Idee, der höhere Gedanke, welcher sie bekräftiget und vor allem sich selbst besiegen läßt; beide gehorchen dem Ungöttlichen, einer Gewalt, die ihnen überlegen ist, nur mit dem Unterschiede, daß diese den einen vorwärts treibt, den andern zurückstößt.

Aber wenn die Menschen immer nur nach *solchen* Grundsätzen handelten, wandte Stähli ein, geschähe überhaupt nichts Großes mehr in der Welt.

Das Große wohl, sagte Heinrich, aber nicht des Schrecklichen so viel, und alle solche Gräuelscenen verschwänden von selbst.

Allein wodurch gewinnt der Mensch, fragte Stähli, diese rechte Stärke?

Nur durch die Übermacht des Göttlichen in ihm, versetzte Heinrich, nur dadurch, daß er in sich selbst

keine Stärke sucht, daß er ganz in die Huth einer höhern Macht sich begiebt, und indem er ihre Sache zu der seinigen macht, auch die feste Zuversicht hegt, daß Gottes Sache nie unterliegen könne, aber auch erkennt, daß nur da erst recht der Kampf des Menschen für Gott beginnt, wo der mit sich selber geendet ist.

Aber, hielt Stähli entgegen, wenn nun Kerkermauern uns umschließen, oder ein gewaltiges Schicksal alle unsre Kräfte lähmt, und wir gar nicht wirken und für Gott kämpfen können?

O, versetzte Heinrich, da gerade ringen wir oft in dem gewaltigsten Kampfe, wo wir von außen gänzlich thatenlos, sind da am stärksten, wo wir am schwächsten scheinen, und viel schwerer, als für Gott zu kämpfen, ist es oft, dem Herrn stille zu halten und zu zeigen, daß Mauern und Bande zwar unsre Glieder, nicht aber den freudigen Glauben fesseln können, daß wir stark genug sind, wohl unsrer Einsicht, nicht aber seiner Weisheit zu mißtrauen und auch da zu hoffen, wo wir ihn nicht verstehen.

Ach ja, stimmte Stähli ein, das wäre auch kein Glaube, der nicht eine Probe auszuhalten vermöchte.

Fünftes Kapitel.

Schon mehrere Tage war die Luft sehr dick und schwül; man sah einem Gewitter entgegen. Noch während beide Eingeschlossene mit einander sprachen, stiegen schwere Wolken an dem Horizonte herauf; die Sonne barg sich hinter einem dunklen Schleier. Es war, als ob die unsichtbare Macht auch noch in der Stunde, da die Worte ausgesprochen wurden, die Kraft der Herzen prüfen wolle, aus denen sie hervorgeflossen waren.

Eine dumpfe Stille in der Luft verkündete den sich bald loslösenden Sturm. Schon hallte der Donner von ferne. Nun trieb der Wind wirbelnd den Staub auf; der Tag schien zur Nacht werden zu wollen. Der Regen fiel, lauter hallte der Donner; mit fürchterlicher Schnelligkeit wälzte sich das Wetter heran. Heinrich war es feierlich zu Muthe; er äußerte es nicht, er dachte es kaum, aber doch sprach es tief in ihm: Ewiger, nimm mich zu dir in dem Wetter! O, rief Stähli, was ist doch der Menschen Zürnen gegen diese überirdische Macht! Das Wetter stand senkrecht über ihnen, Blitz zückte auf Blitz durch die schauerliche Dunkelheit, Strahl und Hall theilten Einen Augenblick des Entstehens und Verschwindens mit einander; der Boden wankte, es war, als sey die Erde aus ihren Fundamenten gerissen. Nun, Freund, rief Heinrich in feierlicher Begeisterung aus, nun lösen sich unsre Bande;

droben bei dem Vater finden wir uns wieder. Die Freunde sanken einander in die Arme. Ein gewaltiger Schlag riß sie wieder auseinander; es war, als fiele oben ein Feuerpfeil prasselnd auf das Gemäuer nieder, der Thurm wankte und borst bis in seinen Grund hinab.

Als Heinrich wieder zu sich selbst kam, wehte eine frische, erquickliche Luft durch die Mauern; das Gewitter war verschwunden, hell und freundlich schien die Abendsonne von Westen herein. In diesem Augenblicke richtete sich auch Stähli empor, tief aufathmend aus der noch beklommenen Brust. Aber wo fällt denn nun das Licht herein? rief er verwundert aus; und wie hell und luftig es in unserm dumpfen Gemache ist! Man untersuchte vor allem den Thurm. Fest stand der Pfeiler in der Mitte, unversehrt das Gewölbe über ihnen, welches er trug. Aber die Thür war aus den Angeln gerissen und in das Gemach hereingeworfen; gerade hier war die Mauer von oben bis unten durch eine fürchterliche Gewalt zerrissen und der Spalt klaffte weit von einander; ein schwarzblauer Rand bezeichnete die Bahn, welche der Blitz genommen hatte. Noch war die untere Thür verschlossen, aber der herabgefallene Schutt und das herausgerissene Gestein, das sich an den Thurm angelehnt hatte, bot von der Mitte der Treppe einen leichten, gefahrlosen Ausgang in das Freie.

So ist der Mensch: sie, die eben noch gewünscht hatten, Gott möge sie im Wetter zu sich nehmen, fielen auf ihre Kniee nieder, und dankten für ihre wun-

derbare Lebenserhaltung. Freudig sprang Stähli auf. Nun laß uns auch keine Sekunde mehr verlieren, rief er, Gott selbst hat unsre Bande gelöset, auf eine Weise gelöset, wie wir es nicht erwarten durften; wir sind frei, laß uns fliehen!

Fliehen? fragte Heinrich betroffen; vor wem fliehen? Wir haben kein Unrecht gethan.

Aber um neuem Unrechte, neuer Mißhandlung zuvor zu kommen, fiel Stähli ein. Oder willst du warten, bis man dich in ein andres, schrecklicheres Gefängniß schleppt, wo uns nicht ein gutmüthiges Weib Labung reicht?

Freund, entgegnete Heinrich, was haben wir diesen Morgen noch gesprochen?

O, sagte Stähli, das paßt daher nicht mehr. Ich werde der Gewalt keine Gewalt entgegensetzen, aber ich sehe auch nicht ein, was mich zu dem längern Weilen in diesem Thurme verpflichtet, in den nicht das Recht, sondern die Gewalt mich eingeschlossen hat?

Eben diese Gewalt, erwiederte Heinrich. Die, welche uns eingeschlossen haben, sollen uns auch wieder herausführen. Man soll nicht sagen, daß wir Verbrechen halber in Verwahr gebracht, heimlich entflohen seyen, und öffentlich unsern Namen als ehrlos bezeichnen; durch unsre Flucht aber würden wir wirklich schuldig scheinen.

Die Zeit ist kurz und theuer, fiel Stähli ungeduldig ein; fliehe, komm! das Weib, die Kinder rufen.

Schon stand er auf dem Rande der Mauer und

stieg in das Freie hinab. Heinrich folgte ihm bis gegen das Grab seines Vaters hin; nun blieb er stehen. Und ist es zu fliehen fest beschlossen, rief er, lebe wohl, Freund, Gott geleite dich, folge der Stimme des Herzens! auch ich folge ihr und bleibe.

Nochmals bat Stähli dringend, dann drückte er dem Freunde die Hand; schon scheidend fiel er ihm abermals in die Arme, und schnell verschwand er in den nahen Wald hinein.

Heinrich trat zu dem Grabe seines Vaters. Schwirrend stiegen zwei Lerchen aus dem Fruchtfelde in die hohe Luft auf. Das umherstehende Getreide hatte mit den gewichtigen, zur Erndte reifen Ähren sich von beiden Seiten auf das Grab herabgeneigt, das sie fest verdeckten. Heinrich stand bei dem Grabe; er athmete tief die frische, kühle Luft ein; es that ihm so wohl, nach dem weiten freien Raume des Himmels wieder aufzublicken. Welch ein stilles, seliges Leben, dachte er, rings die Natur durchdringt; wie der Regen alles erquickt hat! Die niedergesenkten Halme erheben bald ihr Haupt wieder, neu gestärkt von den an ihnen glänzenden Tropfen, welche sie noch niederbeugen; der Vogel schwingt sich zwitschernd in den freien Himmelsraum hinauf; du Seliger, dessen Gebeine hier ruhen, bist heimgekehrt in die noch freiern Weiten; auch der Freund hat sich dem Kerker entwunden, und ich sollte in den Thurm, den wie im Grimme des Herrn Hand zerrissen, zurückkehren? — Und doch, wie floh der Freund durch die Büsche! Jedes Geräusch schreckt ihn,

jedem Begegnenden weicht er scheu aus, und muß er in dieser Entstellung, wie er aus dem Thurm kam, nicht wirklich einem entsprungenen Verbrecher ähnlich scheinen? — Nein, sterben kann ich, aber auch den Schein der Schuld nicht tragen. Dank dir, Vater, daß du frühe in diesem Glauben mich erzogen hast!

Er fühlte so recht, er stehe in Gottes Hand. Er war so schwach, so wehrlos, und in dieser göttlichen Schwäche so unbesieglich stark, daß selbst der Schrecken des Todes keine Gewalt über ihn gewinnen konnte. Eben wollte er nach dem Thurm zurückkehren, als ihm von da her Mariane entgegentrat. O Gott, redete sie ihn an, muß ich euch hier finden? Als ich den Thurm so zerstört sah, fürchtete ich erst, ihr wäret umgekommen, freute mich dann, als ich euch nicht fand; aber wo ist euer Gefährte?

Er hat sich, entgegnete Heinrich, der Fesseln entledigt.

Ach, bat das Weib, fliehet auch; nun können sie mich nicht strafen; der Thurm selbst zeugt, daß ich euch nicht frei gegeben.

In diesem Augenblicke trat ein Mann hinter ihnen hervor, in Offiziers-Uniform, und wie sein ganzes Äußere zeigte, von hohem Range. Er hatte ihre Worte, von ihnen selbst unbemerkt, angehört und verlangte Aufklärung. Heinrich erzählte ihm in gedrängter Kürze die Geschichte ihrer Gefangennehmung, ihm die Flucht des Freundes eben so wenig verschweigend, als den

Tod des Vaters. Und ihr wäret, fragte verwundert der Unbekannte, wirklich nicht entflohen?

Nein, entgegnete dieser stolz, nur ein Verbrecher entflieht.

In der That, junger Mann, sagte der Fremde, ihr scheint ein solches Schicksal nicht zu verdienen; fliehen sollt und dürft ihr nicht, aber mit mir nach der Stadt zurückkehren und Gerechtigkeit fordern.

Wie oft, erwiederte Heinrich, haben wir umsonst Recht gefordert; wäre es uns zu Theil geworden, so schlösse dieses Grab nicht die Gebeine eines der edelsten Menschen ein.

Der Unbekannte lobte Marianen wegen ihrer Menschenfreundlichkeit; Heinrich dankte ihr auf das herzlichste für die ihm und seinen Unglücksgefährten erwiesene Liebe, und schenkte ihr noch das Getreide des Ackers, worauf sich das Grab seines Vaters befand. Beide Männer wandten sich nach der Stadt zurück, wo sie mit der Dunkelheit anlangten. Sein Begleiter nahm unsern Freund für diese Nacht in seiner eigenen Wohnung auf, und er erfuhr nun, es war von den Offizieren einer, die abgesandt waren, um die Ruhe in der Stadt wieder herzustellen. Durch die Unterstützung dieses Mannes gelang es Heinrich, daß man die Eingekerkerten für frei und unschuldig erklärte. Aber als er selbst nun in den lebhaftesten Farben die Gräuel schilderte, die ihm selbst und seinen Freunden begegnet waren, und auf Bestrafung der Thäter drang, sahen

sich die Richter bedenklich, ja fast unwillig an; man beschied ihn, ein anderes Mal diese Klage vorzubringen.

Heinrich eilte vor allem zu Stähli's Gattin. Der größere Theil ihres Hauses war geplündert und verwüstet worden. Er fand sie in einem hintern Gemache unter ihren Kindern, die in ihrer Unschuld munter um sie spielten, gleich als ob nichts Schreckliches vorgegangen wäre. Sie selbst aber war sehr bleich und traurig. Sie sank vor Freuden in Ohnmacht, als sie hörte daß ihr Gatte lebe und gerettet sey. Heinrich aber bebte tief in seinem Innern bei dem Gedanken, wie das stille Glück so vieler unschuldigen, edlen Familien durch eine Zahl Nichtswürdiger und ihre fanatische Wuth war gestört, und durch so manches blutige Opfer auf immer zernichtet worden. Er selbst ließ sich durch das erste vergebliche Bemühen nicht abschrecken, wiederholt laut und öffentlich Genugthuung zu fordern. Denn, erklärte er seinen Freunden, sollte ich auch damit nichts erreichen, so müssen es die Schlechten doch laut hören und in sich selbst fühlen, wie verächtlich sie in dem Urtheile aller Bessern dastehen.

Er hatte nun wieder einige Zeit in seiner Vaterstadt zugebracht, als an einem Abend der Offizier zu ihm kam. Ihr wißt, sagte dieser zu ihm, daß ich diese Gräuel verabscheue, aber ihr habt sehr unklug gehandelt, euch nicht an eurer Freisprechung genügen zu lassen; kaum war diese zu erlangen, und nun sehe ich voraus, bald wird ein neuer Sturm ausbrechen; wenn ihr euch nicht zeitig entfernt, so werdet ihr ohne Zweifel

als das nächste Opfer fallen. Hiermit empfahl er sich, ohne weiter ein Wort zu verlieren oder den Dank zu erwarten.

Heinrich besuchte am folgenden Tag nochmals seine Freunde und hatte das Vergnügen, Stähli, der sich von allem Vorgefallenen schnelle Nachricht zu verschaffen gewußt hatte, im Kreise seiner Familie zu treffen. Da siehst du nun, sagte Heinrich, wie gut es war, daß ich nicht floh; schwerlich befänden wir uns sonst an dieser Stelle zusammen. Gewiß, sagte dieser, die ewige Vorsicht leitet alles doch am Ende besser, als wir es erwarten. Nun aber, sagte sein Freund, laß uns ein Land verlassen, das uns keine Sicherheit mehr gewährt. Alle seine Reiseanstalten waren auch vor dieser Mahnung seines wohlwollenden Retters schon getroffen. Die Aufsicht über seine Güter übertrug er dem Verwalter, mit dem sein Vater bisher das Ganze geleitet hatte; nach wenigen Tagen verließ er selbst die Stadt.

Er nahm seine Richtung nach einem nahen Seehafen. Sein Plan war, hier ein Schiff abzuwarten, das ihn nach Italien bringen sollte. Dort wollte er den Winter in dem Schooße von Füllemanns Familie hinbringen und bei diesen wohlwollenden Menschen Ruhe suchen von so vielen Leiden.

Aber wie er nun allein in seinem Wagen hinfuhr, und zuletzt die Stadt und die wohlbekannte Landschaft aus den Augen verlor, und überall fremde Gegenstände ihm begegneten: da sank er auch immer mehr aus dem gespannten, erhöheten Zustande, worein ihn der Tod

seines Vaters und die an denselben geknüpften Ereignisse versetzt, und worin ihn in seiner Vaterstadt der heilige Unmuth und das Zürnen über so viele Kränkungen, die noch fortdauernd seine unschuldigen Glaubensbrüder trafen, erhalten hatte, in die stille Ruhe und Einsamkeit seines eigenen Innern zurück, und nun erst empfand er recht die tiefe Wunde und den Schmerz in seinem Herzen. Er fühlte sich so allein, so verlassen, so losgetrennt von allem, was ihm das Theuerste war auf der Erde. Um so mehr sehnte er sich nach verwandten, gleichfühlenden Herzen, und das Glück zeigte sich günstig seiner Sehnsucht. In dem Hafen der Stadt lag ein Schiff segelfertig, das in wenigen Tagen nach Genua abgehen sollte. Er miethete sich um einen hohen Preis eine eigene Kammer auf demselben, um sich von andern ungestört seinen Gefühlen überlassen zu können.

Die Stunde der Abfahrt kam; er ging nach dem Hafen. An dem Gestade flehte ihn in zerrissenen Kleidern eine scheußliche Gestalt, die alle Zeichen der tiefsten Erniedrigung eines Menschen an sich trug, um eine Gabe an. Er erschrack bei ihrem Anblicke, und jetzt bebte auch die Gestalt vor ihm zusammen und fing an, um Gnade zu bitten. Es war Louvautte; mit Hülfe seiner Genossen hatte er aus seinem Gefängnisse sich losgemacht, konnte aber darum dem härtesten Geschicke nicht entgehen, und fürchtete nun die Rache eines Mannes, den er so übermüthig und erbarmungslos behandelt hatte. Geh, Elender, rief ihm Heinrich zu; schon verfolgt dich dein Gericht, ich begehre nichts von dir.

Nachdem er ihm eine Gabe hingeworfen, stieg er in das Boot. Aber er konnte sich, während dieses vom Ufer abstieß, des Ausrufs nicht erwehren: unglückliches Land, dessen eigne Bürger sich morden! bist du noch nicht gesättigt mit dem Blute deiner Kinder?

Sechstes Kapitel.

Heinrich hatte sich den Tag über in seiner Kammer gehalten; aber als die Nacht mit ihrem dunklen Schleier das bunte Leben verdeckt hatte und auch auf dem Schiffe alles stille und ruhig geworden war, stieg er auf das Verdeck hinauf, um sich an dem Anblicke des weiten Himmelsbogens und der hehren ernstern Welten zu laben, welche nur die Nacht unserm Blicke enthüllt. Und welch eines Anblickes genoß er nicht! Der Himmel funkelte von dem Heere seiner Gestirne, zwischen denen in stiller Pracht das goldene Horn des erst zunehmenden Mondes glänzte und ein schwaches Licht auf das Meer warf. Aber die Wasserfläche schien selbst des himmlischen Lichtes nicht zu bedürfen. Weithin bezeichnete eine leuchtende Bahn den Lauf des Schiffes, und ein heller Schein schimmerte auf jeder Woge, welche das Schiff in seinem Wege durchschnitt, oder die sich mit lautem Schlage an demselben brach. Es war dies eine große, erhabene

Scene, wie sie das Land nicht darbietet. Eine unendliche, leuchtende Fläche schien das Meer, ein endloses Gewölbe der Himmelsbogen, und mitten durch den unendlichen Raum schwebte das Schiff wie ein wandelnder Punct hin.

Wie groß muß das Menschenherz nicht seyn, daß es wagt, sich in eine solche Unendlichkeit zu tauchen, ohne sich in derselben zu verlieren, und, ob es gleich auch über eine einzige Woge nicht gebieten kann, doch furchtlos über ein wogendes Meer schifft, und selbst dem Sturme trotzt und, aus seiner Wuth gerettet, das sichre Land gewinnt? In solchen Gedanken erhob sich Heinrichs Seele. Es war ihm, als sey in diesem Augenblicke alle Erdenschwere von ihm niedergesunken, als wandle er selbst mit den Sternen auf ihrer Bahn hin, dem Lande der Unsterblichkeit entgegen. Aber armer Menschengeist, wenn du auch hoch steigst, und immer höher, und endlich ganz der Tiefe wähnst entschwebt zu seyn: es hemmt dich doch wieder die Fessel, die dich daran kettet, und du sinkst hinab und fühlst dann erst recht, wie tief du stehst, weil du eben noch so hoch warest.

Wieder gedachte er aller der Ereignisse, welche in dem Raume weniger Jahre an ihm vorüber gegangen waren, alles des Freudigen und Trüben, des Holden und Entsetzlichen, was sie ihm gebracht hatten, und alle die Gestalten, die ihm begegnet waren, schritten an seiner Seele vorüber; drei nur blieben zuletzt vor ihm stehen: sein Vater, Albert und Cäcilie, und er pflegte Rede mit ihnen. Er befand sich in einem Zustande, es

war nicht Wachen und nicht Träumen; an den Mast angelehnt, die begeisterten Blicke nach dem Himmel gewendet, stand er da; Entschwundenes und Dauerndes, Vergangenes und Zukünftiges verwebte sich ihm zu Einem wunderbaren Ganzen zusammen. Wohl selig, sprach er halb laut für sich, seyd ihr, die ihr über den Sternen wandelt; wir aber unter dem himmlischen Zelte werden in einem schwankenden Schiffe über ein wogendes Meer hingetragen, und wir sehen oft nicht, wohin das Schiff steuert und durch wessen Hand es geleitet wird. Und wohin bist du geschwommen, mein Freund, in deinem Schiffe mit der schwarzen Trauerfahne? Hat sie dich fortgescheucht, vor deren Blicke aus dem Boden Blumen sprießen? Wie sicher und freudig würde das lichte Bild dein Schifflein geleitet haben, mit dem Hauche ihres Mundes den Sturm beschwichtigend, und hätte ich auch nicht in dem Schifflein, daß nur für zwei Raum hat, mit hinfahren können, ich wäre selig gewesen, nur am Ufer zu stehen und von ferne eurer Fahrt zuzusehen. Nun aber bist du dort oben, und ich schwebe unten auf der Fluth und niemand lenkt mir das Schifflein; sie zwar, ja wenn sie mir zur Seite stünde — doch nein, wenn es die letzte Fahrt gilt, dann wird sie nahen und wie dem Vater, auch mir die Palme reichen; dann wandeln wir alle als himmlische Gebilde über das Meer hin und sinken nicht mehr in den Wellen unter; und welch seliges Leben wird uns dann umfangen, wenn wir einmal alle zusammen sind, und keine neue Trennung mehr uns von einander zieht! Und ihr Seligen,

wißt ihr denn auch um uns? und leben auch wir in euch fort, wie ihr unsterblich in uns lebet? und sehnt auch ihr euch zuweilen zu uns herab, wie wir zu euch uns hinaufsehnen? Ach, ihr sehnt euch wohl nur, uns zu euch hinaufzuziehen?

Da war ihm, als ob in dem Mondlichte hoch und geisterähnlich eine Gestalt ihm entgegen schreite, und die Gestalt war ihm wohl bekannt, des Freundes Angesicht blickte ihn an, aber minder bleich, als er es sonst gesehen hatte. Freude und Grauen faßte ihn zugleich. Kommst du Freund, redete er die Erscheinung an, lebend zu mir hernieder? Zieht dich dein Sehnen herab, und willst du mich mit dir hinaufnehmen? Bringst Du die Palme?

Die Gestalt steht; sie regt sich wieder, sie breitet die Arme gegen ihn aus, und er erwacht in ihrer Umschlingung von seinem Traume, und fühlt in ihrem innigen Drucke, daß er nicht mehr träume; er lag in des Freundes Umarmung.

Lange hielten sich die Freunde umschlungen; vor der Macht innerer Gefühle vermochte keiner einen Laut hervorzubringen. Endlich lösete sich zuerst das Wort von Heinrichs Brust. An deinem Herzen wieder, Freund! rief er; aber auch noch in deinem Herzen? Ein Strom von Thränen brach aus Alberts Augen. O, sagte er, auch nicht einen Tag brachte mir die Vergangenheit, an dem ich nicht deiner gedacht hätte, und es war meine herbste Quaal die Furcht, dein Glück gestört zu haben. Alles habe ich angehört, fuhr er fort, was

du mit dir selbst gesprochen hast, und ich glaubte lange zu träumen; aber du bist nicht glücklich, Freund, nicht in dem Besitze des Gutes, dessen du allein nur würdig bist?

Ach, entgegnete Heinrich, laß uns jetzt davon nicht reden; noch ist mir es ein Traum, daß ich dich wieder habe, den ich für immer entschwunden achtete; nun laß uns auch der Wonne des Wiederfindens ganz uns hingeben.

Und beide Freunde saßen noch lange auf dem Verdecke beisammen und sahen zu den Sternen hinauf. Froh sich wieder zu besitzen, sprachen sie nur wenig, und es war ihnen dann wieder, als ob es nur ein Traum sey, und sie fürchteten das Erwachen, bis ein Druck von des Freundes Hand dem Freunde sagte, daß er nicht träume. Erst als die Sterne schon wieder anfingen hinabzusinken, stiegen sie in das Schiff hinunter.

Siebentes Kapitel.

Die Fahrt unsrer Seefahrer war kurz und glücklich. Beide kamen einander nicht von der Seite; den Tag brachten sie mit einander meist auf dem Verdecke, die Nacht in der Kammer zu, welche Heinrich für sich gemiethet hatte. Wie vieles hatten sie zu fragen und zu erzählen, und wo hätten die beiden Freunde auch bequemer zusammentreffen können, um einander ihr Herz zu öffnen und alles erblicken zu lassen, was darin vorgegangen war, als auf dem Schiffe bei der Seefahrt? Sie begannen nun, sich ihre Schicksale von dem Augenblicke ihrer Trennung in Rom an zu erzählen, indem der eine bis zu einem gewissen Punkte seine Geschichte fortführte, und dann auch der andere berichtete, was ihm bis dahin begegnet war.

Mit tiefer Rührung hörte Albert Heinrichs Erzählung an. Unmuthig sprang er auf, da er Leopolds Untreue vernahm; — aber habe ich dich nicht gewarnt? rief er; wohl hat mir lange geahnet, daß dieser Mensch ein großes Unheil auf dich ziehen werde. Aber in Clorinden, sagte er, hat dich wieder deine große Unbefangenheit getäuscht; und schwerlich wärest du den Krallen des Mönches, die dich schon faßten, entrissen worden, wäre dir Unerfahrenen nicht Füllemann zur Seite gestanden, der edle Kaufherr, der bei aller Schlangen-

Klugheit doch die Taubenunschuld bewahrte. Aber als er von Cäciliens Krankheit und Wiedergenesung hörte, und dem Entschlusse des Freundes, ihr freiwillig zu entsagen, da fiel er diesem um den Hals. Nein, rief er, nein, du darfst nicht entsagen; du bedarfst des Trostes, welchen sie allein dir zu gewähren vermag, und du nur auf Erden bist ihrer, sie nur ist deiner werth. Und um wessentwillen wolltest du auch entsagen? Für mich? Mir kann sie nimmer werden; es war eine große Verirrung, nur je den Wunsch nach ihr gehegt zu haben, und diese habe ich redlich gebüßt. Aber nun höre, laß auch mich erzählen, und du wirst selbst einsehen, wie mein Lebenspfad nun ganz von dem ihrigen losgetrennt ist.

Er erzählte nun, wie er, von Cäcilie fortgescheucht, in einem der Verzweifelung nahen Zustande über die steilsten, unwegsamsten Gebirge geflohen sey, und hier einige Tage zugebracht habe, durch die Gaben gutmüthiger Hirten erhalten, bis er in der Klause eines Einsiedlers eine Zuflucht gefunden habe. Hier, sagte Albert, mochte ich wohl viele Tage hingebracht haben; denn auf die Zeit achtete ich nicht mehr, alles war mir gleichgültig, was um mich vorging. Ich versank immer mehr in mich selbst, und fühlte, wie ich immer unglücklicher ward, je mehr ich mir nachgab; aber es war, als hatte mich ein Strudel gefaßt, der mich unwiderstehlich in den innern Abgrund zog. Nur dann fühlte ich mich etwas freier, wenn ich auf das Gebirge hinaufstieg, oder die Wände der Klause mit allerlei Bildern

schmückte. Ich weiß nicht, wohin es am Ende mit mir gekommen wäre, hätte nicht die Erscheinung eines großen herrlichen Mannes mich in das thätige Leben wieder zurückgeführt. Woher er kam oder wer er ist, weiß ich nicht; ein Greis aber war es,, der noch die ganze Manneskraft zu besitzen schien, ganz so eine Gestalt voll Kraft, Liebe und Begeisterung, wie ich mir am liebsten die Apostel denken mag. Es muß eine eigene, wundersame Gabe seyn, und nur im Besitze weniger Auserwählten, sogleich bei dem Anblicke eines Menschen auf dessen Außenseite sein inneres geistiges Bedürfniß zu lesen und wie in bewußtlosem, göttlichem Schauen zu sagen: dieß thut dir noth, das ergreife, so wirst du leben. In mir wenigstens erregte er die Kraft, die mich allein wieder aufrichten konnte; er weckte den schon verglimmenden Funken der Vaterlandsliebe in mir. O Gott, was vermag doch ein einziges Wort, wenn es wie ein gewaltiger Spruch den Bann löset, worin wir, unser eigener schlimmster Feind, uns selbst gethan haben. Doch ich kann dir den Mann zeigen, der dies Wunder an mir wirkte; ich habe sein Bild gemahlt, wie es in mir lebt.

Er holte ein kleines Gemählde herbei, das Bild eines Apostels, der einen Todten lebendig macht. Ja, das ist er, rief Heinrich aus; nur etwas idealisirt ist sein Bild, vielleicht ist er auch jetzt wirklich so. O, muß denn alles Heil, du hoher Mensch, aus deiner Hand fließen, und hat der Herr dich überall zu seinem Boten auserkoren, wo er etwas Großes wirken will?

Du kennst ihn also auch? fragte Albert verwundert.

Ob ich ihn kenne? fragte Heinrich; ob ich meinen Theodorus kenne? Er eben ist es, von dem ich dir früher so vieles erzählt habe, und durch ihn weiß ich auch von deinem Aufenthalte bei dem Eremiten.

Nun, sagte Albert, befremdet es mich nicht mehr, daß er mir sogleich wie eine lange schon bekannte Erscheinung vorkam. Sein Bild mußte, auch ehe ich ihn sah, mir selbst unbewußt in meiner Seele gewesen seyn. Doch, um auf meine Geschichte zurückzukommen. Ich eilte, so schnell ich es vermochte, zu unsern Kämpfern, in deren Reihen ich eintrat. Hier fand ich Cäciliens Bruder, einen an Leib und Geist gleich frischen Jüngling. Gänzlich hatte ich schon seiner Schwester entsagt, doch dies ist ein unpassender, anmaßender Ausdruck; wie kann ich einem Gute entsagen, das mir nicht angehört und auf das ich keine Ansprüche habe? Ich war Meister geworden der Regungen meines Innern; sie war wieder meine liebe Schwester, Robert mein Bruder, und mit aller Sorge wachte ich über diesen nur allzu kecken Bruder. Unser Schicksal trennte uns endlich in der letzten gewaltigen Schlacht, die der Feind auf unserm vaterländischen Boden lieferte. In die Brust verwundet, stürzte ich nieder.

Und verriethst Robert dein Geheimniß, fiel Heinrich ein. Von diesem Augenblicke an bist du uns verschwunden und wir haben dich nicht mehr geglaubt unter den Lebenden. Aber wie ist dir es weiter gegangen, und welch wunderbares Schicksal führt dich hier mit mir zusammen?

Es giebt Zeiten in unserm Leben, fuhr Albert fort, wo unser Daseyn wie in einem Wendepunkte sich plötzlich dreht, und ein einziger Tag mächtigere Wirkungen auf uns hervorbringt, als die Begegnisse von Jahrzehenten, die in gewohntem Gange ruhig hinwandeln. Ein solcher Wendepunkt für mein Daseyn war die Nacht nach der Schlacht. Nicht bloß, daß sich durch die mächtige Erschütterung die Starrheit in meinem physischen Wesen brach, so wie du selbst bemerkt hast, daß sich mein bleiches Aussehen um vieles vermindert habe; o daß ich dir, Freund, lebendig schildern könnte, was von da an in meinem Innern vorging. Von Ermattung und Blutverlust war ich in eine Ohnmacht gesunken, und lange mußte ich in Bewußtlosigkeit da gelegen seyn. Denn als mir wieder die Besinnung zurückkehrte, war es tiefe, dunkle Nacht; kein Stern leuchtete am Himmel, eine undurchdringliche Finsterniß hüllte alles um mich ein; die Sinne schienen mir erstorben. Nur das schneidende Wehe der Wunde fühlte ich, und hörte das Ächzen der Sterbenden. Mancher Klageruf hallte hohl durch die Nacht, dazwischen manch gräßlicher Fluch; bekannte Laute, und Töne in fremder, unbekannter Sprache klangen durch einander. Wie lebendig todt, ich weiß es nicht anders zu nennen, lag ich da, ich hatte das volle Bewußtseyn, aber kein Gefühl des Lebens, selbst die Wunde schmerzte nicht mehr. Nun regte mich mit einem Male der Gedanke auf: aber wer hat gesiegt? Denn noch war die Schlacht nicht entschieden, als ich fiel, und ich war fest entschlossen,

falls sie verloren gegangen, meine Wunde nicht verbinden zu lassen. Nun aber zog ein nahes lautes Wimmern meine Aufmerksamkeit auf sich. Es war die Stimme eines Menschen, der zwischen Leben und Tod zu ringen schien, und in abgebrochenen Tönen ein Gebet herstammelte. Dazwischen jammerte er wieder: o Gott wirst du mich gnädig aufnehmen, wenn ich in meinen Sünden vor dich trete, ohne das heilige Sacrament, ohne Entsündigung erhalten zu haben. Nach der Art seines Gebetes schien ein schweres Verbrechen auf ihm zu lasten. Immer noch, sagte Albert, schaudert mir, wenn ich mir einen Glauben denke, der den Trost des Lebens, ja die Ruhe des letzten Augenblicks, nicht an den Glauben an die ewige Liebe und Versöhnung, sondern an den Genuß gewisser äußerer Entsündigungsmittel knüpft, die sich zu verschaffen doch oft gar nicht in der Macht des Menschen steht. Ich wollte dem Unglücklichen einige Worte des Trostes sagen, aber ich fühlte, wie mich die Kräfte verließen; ich sank in eine neue Ohnmacht.

Als ich wieder zu mir kam, trat eben die Sonne über die Ebene herauf. Nicht weit von mir lag ein todter Mann, mit allen Zügen der Verzweifelung im Gesichte, unbedenklich jener Unglückliche, dem das Sterben so schwer geworden war. Jetzt kamen einzelne Soldaten über das Schlachtfeld her; es waren von unsern Leuten, mir ein freudiges Zeichen. Dort zu dem Manne, rief einer den andern zu, es ist noch Leben in ihm. Sie trugen mich fort, und mit wie hoher Freude er-

füllte mich nicht die Nachricht von dem vollkommenen Siege. Nun folgt aber eine lange Zeit, von der ich mich fast nichts erinnere. Bei den ersten Fragen, die ich wieder über den Gang des Krieges that, vernahm ich, man kämpfe bereits auf feindlichem Boden. Wie in weiter Ferne lag mein vergangenes Leben hinter mir. Ich dachte mir wohl, ihr würdet mich für todt achten, und für euch wollte ich auch, so schwer mir die Trennung ward, todt seyn; und ich suchte auf jede Weise zu vermeiden, nicht irgendwo mit meiner Erscheinung störend zwischen euch zu treten.

Als ich so stark war, wieder zu der Armee zurückkehren zu können, ruhten bereits die Waffen und die feindliche Hauptstadt war in unsern Händen. Hier fesselte mich die große Menge der daselbst aufgehäuften Kunstschätze, von denen ich mich erst lossagte, als der Vertriebene wieder zurückkehrte und ein neuer Krieg unvermeidlich war. Um nicht Robert zu begegnen, den ich bei den Reitern wußte, trat ich zu einem Infanterie-Regimente über. Sogleich in der ersten Schlacht ward ich abermals, doch nicht sehr bedeutend, verwundet, und als ich so weit genesen war, um eine Reise machen zu können, wandte ich mich nach diesen mildern Gegenden, um mich vollkommen zu erholen und den Winter in Rom zuzubringen, von wo früher meine Ungeduld mich weggetrieben hatte. Und so war es denn ein glücklicher Zufall, daß wir, um nach demselben Lande hinüberzusetzen, auch auf demselben Schiffe zusammentrafen.

So sey denn auch, sagte Heinrich, von nun an unser Lebenspfad nicht getrennt; laß uns zusammen die früher verabredete Reise antreten; auch ich entsage freudig einem Gute, das ich mit dir nicht theilen kann.

Ich zweifle nicht, entgegnete Albert, daß dir es endlich gelingen werde, deiner Liebe den Sieg abzugewinnen; aber ich kenne auch die Innigkeit deines Wesens, ohne Cäcilie könntest du nie glücklich seyn. Und in der That, welchen Dienst könntest du mir damit erweisen, um meinetwillen deinem Glücke zu entsagen?

Achtes Kapitel.

Unsre Freunde waren glücklich gelandet. Aber Albert mahlte sich nun mit der ganzen Besorglichkeit eines Freundes alle die Unannehmlichkeiten aus, welche für seinen Begleiter aus einem neuen Zusammentreffen mit der gräflichen Familie, mit Leopold oder dem Pater, dem vielleicht nicht ganz auszuweichen war, hervorgehen konnten. Zugleich besorgte Heinrich, den stillen Frieden in Füllemanns Familie zu stören, da er nicht in dieselbe treten konnte, ohne auch das Entsetzen vor so vielen Gräueln, die er indessen erlebt hatte, mit sich zu bringen. Diese Rücksichten bewogen unsre Freunde, ihren frühern Plan zu

ändern, und sich statt nach dem mittlern, nun nach dem obern Italien zu wenden. Sie wollten vorerst den wohlbekannten Landsitz an dem Comer-See besuchen, und dann wollte Albert den Bildern in der Klause noch ein neues beifügen. Er fühlte sich vollkommen stark und beide waren überzeugt, daß für sie das Reisen in jeder Hinsicht kräftigender und wohlthätiger seyn würde, als der ruhige Aufenthalt an Einem Orte.

Sie fanden das Landhaus an dem See leer und verlassen; seit Harders Abreise war es unbewohnt geblieben. Der Garten glich einer Wildniß; das Strauchwerk hatte in unbeengter Freiheit seine Zweige weit ausgebreitet, wilde Pflanzen wucherten in ganzer Üppigkeit in den Beeten. Mit welchen Gefühlen betrat Heinrich diesen Ort! Aber als sie an die Stelle kamen, wo Cäcilie bei dem ersten Anblicke des Freundes vor ihm erbebte, blieb Albert eine Weile nachdenklich stehen. Mit welcher innern Ruhe, sagte er dann, stehe ich nun hier! auch nicht der fernste Wunsch regt sich in mir bei der Erinnerung an die Zeit, die ich erst so freudig, dann in so herbem Kampfe hier verlebte. Aber eben dies ist mir das sicherste Zeugniß, daß ich nun völlig aller Bande ledig bin. Und eben darum, fuhr er zu Heinrich gewendet fort, laß uns, was in allen Verhältnissen das Beste ist, uns klar mit uns selbst verständigen und nicht schweigend etwas thun, was sonst später der eine könnte scheinen mit schlechtem Gewissen empfangen, der andere ungern gegeben zu haben Ich habe kein Recht auf sie, aber da mir deine große Liebe und Gewissenhaftigkeit ein

solches einräumt, gut! so entsage ich ihr denn freiwillig, und freue mich, sie deine Braut zu nennen; aber nimm auch du sie freudig aus meiner Hand als eine liebe Schwester.

O, entgegnete Heinrich, warum willst du mir nicht gleiches zutrauen, wie dir selbst? Auch ich werde es vermögen, einem Gute zu entsagen, das ich mit dir nicht besitzen kann.

Ich entsage ja aber gar nicht, hielt ihm Albert entgegen. Ich habe dir schon gesagt, mein Schicksal hat mich längst von ihr geschieden; mir kann sie nicht angehören, wem sie auch zu Theil werde. Und wenn du doch durchaus dich opfern willst, willst du denn auch sie opfern? kannst du jenes ohne dieses?

Sie opfern? wiederholte Heinrich fragend. Ich könnte sie opfern?

Nicht bloß um dein Glück, versetzte Albert, entscheidet es sich jetzt, auch um das ihrige; sie aber hat lange entschieden, sie liebt dich; soll diese ihre erste, herrlichste Liebe verwelken in hoffnungslosem Sehnen? Kannst du das Verhältniß mit ihr zerreißen, ohne auch ihr Herz zu zerreißen?

Wohl, sagte Heinrich, ich kann mich nicht lossagen, ohne mein Glück und das ihrige zugleich zu zernichten; und soll mir doch das höchste Glück zu Theil werden, aus wessen Hand möchte ich es lieber empfangen, als aus der deinigen, du lieber, herrlicher Freund!

Albert drückte ihm freudig die Hand, sein bleiches Gesicht röthete sich etwas von einem durchschimmernden

Scheine, was nur in dem Momente des höchsten Entzückens zu geschehen pflegte. Aber du bist in diesem Augenblicke todt für sie, sagte er; sie hat lange keine Nachricht von dir erhalten. Ich gehe nach dem See hin, du nach dem Dorfe; bis ich zurückkomme, hast du den Freunden geschrieben.

Die beiden Freunde trennten sich von einander. Heinrich fühlte nun erst wieder recht das Glück seiner Liebe, da er zu lieben sich kein Gewissen machen durfte; und mit welcher innern Bewegung fertigte er nicht das Blatt ab, das er an Theodorus richtete!

Noch an diesem Tage setzten die beiden Freunde ihre Reise fort. Schon waren die Gebirge überstiegen, sie wandelten wieder in dem Thal; von ferne begrüßte sie das Kirchlein vom Felsenhange. Albert schritt seinem Freunde voran, den Pfad hinauf. Sie klopften an der Thür an; niemand lud sie zum Eintritte ein. Da weiß ich noch Bescheid, sagte Albert; der gute Bruder ist ausgegangen. Damit griff er in eine Öffnung oben in der Mauer über dem niedern Eingange und holte einen Schlüssel hervor. Für die Freunde des Hausherrn, bemerkte er, steht die Klause immer offen. Er öffnete die Thür; sie traten ein. Noch war alles gerade so, als ob Albert erst vor wenigen Tagen die Wohnung verlassen hätte. Die Bücher lagen, wie immer, auf dem Tische, vor dem der Stuhl des Einsiedlers stand. Das Cruzifix hing dem Eingange gegenüber zwischen den beiden Fenstern; an den Seitenwänden waren die Gemählde. Verwundernd betrachtete Heinrich diese. Ja, sagte er, das

ist die Unschuldwelt, wie sie in der Reinen, Zarten lebte; alle diese Männer und Frauen sind noch Kinder oder vielmehr schon verklärte Gestalten einer bessern Welt. Aber dieses Bild hier? Und hat der vom Sturme fortgeführte Schiffer glücklich den Port erreicht? — Danke Gott mit mir an dieser Stätte, entgegnete Albert, und dem herrlichen Greise, ohne den ich sie vielleicht nie verlassen hätte.

Man hörte von außen die Thür gehen. Der Bruder pflegte oft, wenn er heimkehrte, Freunde in seiner Klause zu finden, und trat ohne Befremden herein. Aber wie freudig erschrack er, als Albert ihm entgegen kam. Sie bewillkommten einander auf das herzlichste. Aber der Bruder sah den Mahler immer wieder mit Wohlgefallen an und lächelte ihm freundlich entgegen. So, sagte er, mit dem Schwerdt an der Seite, und heiter aus den Augen blickend, und auch mit der Zunge rührig, gefallt ihr mir viel besser, als damals in eurem Verstummen.

Aber, fragte Albert, werdet ihr den Genesenen eben so gern aufnehmen, als den Kranken; den Kriegsmann eben so, wie den Mahler?

Wenn euch der Raum bei mir nicht zu enge ist, erwiederte der Bruder; von Herzen gern; sind wir doch gewissermaaßen auch Kriegsleute, nur in unsern Waffen verschieden.

Und wenn ihr geistlichen Streiter, fügte Albert bei, eines heiligern Kampfes euch rühmt, so war diesmal wenigstens auch der unsrige kein unheiliger; und

auch mit euren Waffen haben wir den Feind besiegt: denn mit dem Schwerdte allein wären wir seiner nicht mächtig geworden, hätte nicht der Glaube mitgekämpft. Aber, es ist mein voller Ernst, erlaubt ihr wohl, daß ich mit meinem Freunde einige Zeit bei euch verweile? Wir verlangen nichts als eine Schlafstelle in eurer Kammer; mit allem andern wollen wir uns schon von dem Städtchen aus versorgen.

Wenn euch der Winter nicht fortscheucht, sagte der Bruder; ich mag so liebe Gesellschaft gern bei mir dulden. Aber wenn der Schnee auf den Bergen und in dem Thale liegt, und niemand mehr zu der Kapelle herauf kommt, wo nur im Sommer Gottesdienst gehalten wird, ist es ein gar einsamer Aufenthalt hier oben.

Desto besser, fiel Heinrich ein, so können wir einander um so ungestörter leben. Und wie freue ich mich nicht, sagte er zu Albert gewendet, du lange entbehrter Freund, hier dich ganz ungetheilt zu besitzen.

Man fing noch an diesem Tage an, für einen längern Aufenthalt die Vorbereitungen zu treffen. In dem Städtchen miethete man einen Diener, der die täglichen Bedürfnisse heraufbrachte; daneben legten sie in dem Keller des Bruders einen Vorrath von Wein nieder; und die drei führten nun hier, in gänzlicher Abgeschiedenheit, ein gar ernstes, aber doch vergnügliches Leben. Albert hatte auch seine Farben, wie er sie zurückgelassen, wieder gefunden. So sehr der Bruder und Heinrich sich widersetzten, daß an den Mahlereien etwas zerstört werde, so wischte er doch unbarmherzig

den ganzen, nur erst angelegten Entwurf aus, und überstrich von neuem die Stelle. Denn, sagte er, erstlich paßt diese Darstellung nicht mehr auf meinen jetzigen Zustand, und dann: wo sollte ich Raum für mein neues Gemählde finden? Aber daß mir dieses ja keiner mit kritischem Auge ansieht, oder gar eine Bemerkung darüber macht, bis es vollendet ist; am liebsten wäre mir, ihr bemerktet gar nicht, daß ich nur mahle.

Der Schnee kam von den Höhen immer tiefer in das Thal herab, und unsre Freunde, die anfangs noch weite Wanderungen in dem Gebirge gemacht hatten, mußten diese immer mehr beschränken. Die Tage waren oft sehr trübe und die Zeit sehr beschränkt, während welcher Albert in dem ohnehin nicht hellen Zimmer an dem Gemählde arbeiten konnte. Desto emsiger hielt er sich aber auch alsdann daran, und wenn er mahlte, saß Heinrich gewöhnlich, dem Gemählde den Rücken zukehrend, als ob gar kein Freund neben ihm arbeitete, und las in den Büchern des Bruders, aus denen er sich manche anmuthige Legende und heilige Geschichte auszog. Oft führte ihn dabei seine innere Sehnsucht zu Cäcilie; aber er würde es sich jetzt zur Sünde geachtet haben, des Glückes ihrer Nähe zu genießen; als ein guter Sohn wollte er trauern um den Tod des geliebten Vaters, und sein Gewissen erlaubte ihm nicht, jetzt glücklich zu seyn. Der Klausner aber kam gewöhnlich vor Abend, ja oft Tage lang nicht nach Hause; er wirkte wie immer, still und wohlthätig fort, und Heinrich begleitete ihn zuweilen, wenn er die Straße hinaufging, um zu sehen,

ob er nicht irgend einem Reisenden Hülfe zu leisten vermöge.

Eines Tages brachten sie einen Pater mit nach Hause. Unsre Freunde bewirtheten ihn freigebig mit ihrem Weine; der geistliche Herr ließ es sich vortrefflich schmecken, und mit jedem Glase prieß er die Güte des Trankes. Dabei konnte er nicht fertig werden, von dem herrlichen Leben jenseits der Berge und dem heiligen Vater zu erzählen. Von einem Kloster in der Schweiz abgesandt, dem Pabste zu seiner Rückkehr Glück zu wünschen, war er die Zeit über in Geschäften seines Ordens in Rom geblieben. O, sagte er, was das für ein Labsal für jedes fromme Herz ist, so die Kirche wieder in ihrer Glorie zu sehen! Wie sie alle hinauszogen, so freudig und demüthig, dem heiligen Vater entgegen! Dieser saß in einer prächtigen Carrosse, die an purpurnen Strängen zwei und siebenzig schwarz gekleidete Jünglinge zogen. Waisenkinder in weißen Chorhemden, mit Palmen in den Händen, zogen voran, und das Frohlocken und der Freudenruf des Volkes war so groß, daß man davor kaum den Donner des Geschützes von der Engelsburg vernahm. Und wie der heilige Greis dann den apostolischen Segen über das Volk sprach und alle auf den Knieen dalagen, dies Schauspiel mag ein andrer schildern. Und indessen hat er sich auch als ein recht mächtiger Statthalter des Herrn erwiesen: muß nicht die ganze Christenwelt ihn segnen, daß er dem ungläubigen Geiste der Zeit zum Trotze, die frommen Väter des Ordens Jesu in ihr Recht wieder einsetzte?

Der Klausner hörte mit großer Theilnahme, Heinrich mit Verwunderung, Albert mit innerm Grimme zu. Ja, sprach er, sich von seinem Gemählde zu dem Pater wendend, wir dürfen nun wieder herrlichen Dingen entgegen sehen. In Hispania ist auch die heilige Inquisition wieder hergestellt, und Schade nur, daß sie nicht auch für die Ketzer in Nieder-Languedoc ihre Feuer anzünden darf; doch man weiß sich dort auch ohne diese ihrer zu erwehren.

Gewißlich, stimmte der Pater ein, der in frommem Eifer gar die Bitterkeit in Alberts Rede nicht bemerkte, — es thut einem rechtgläubigen Christen ganz wohl, den neu auflebenden Glaubenseifer wieder zu gewahren.

Heinrich war indessen zu seinem Freunde getreten, ihn zu beschwichtigen, und als der Pater, von dem Bruder begleitet, sich entfernt hatte, so tadelte er dessen Unvorsichtigkeit, wodurch er, falls ihn der Mönch verstand, den wahrhaft frommen Einsiedler in die übelste Nachrede bringen konnte, daß er so heillosen Menschen bei sich einen Aufenthalt gestatte.

Wenn du die Sache so ansiehst, sagte Albert, so verdiene ich allerdings deinen Tadel; aber wer kann auch des Grimmes sich erwehren, wenn man solche Reden anhören muß. Das nennen sie wohl die heilige Einfalt, aber mir graut vor solch einer Einfalt.

Und ihnen, versetzte Heinrich, würde, wenn sie deinen Glauben hörten, ohne Zweifel eben so sehr davor grauen. Wir wollen uns rein bewahren, sonst aber jedem seinen Glauben unangetastet lassen.

Mir, erwiederte Albert, ist es keineswegs gleichgültig, was der für einen Glauben hat, der neben mir lebt; denn ist es ein rechter Glaube, so fließen auch seine Thaten daraus hervor, und, wie jener, werden diese gegen mich seyn, freundlich und wohlwollend, oder feindlich und zerstörend.

Der Bruder trat wieder herein, und ihr Gespräch wandte sich auf andere Gegenstände.

Der Winter brach indessen mit seiner ganzen Macht herein, und es folgte eine Reihe der hellesten Tage. Diese förderten Albert in seinem Werke sehr. Sein Gemählde war nun vollendet und an einem heitern Tage, da gerade die Sonne das rechte Licht darauf warf, führte Albert seine Hausgenossen an die Wand hin, und indem er den davor ausgespannten Teppich wegnahm, zeigte er dem Freunde unverhüllt die vollendete Arbeit mit den Worten: siehe da, Freund, das Bild unsers Geschickes.

Heinrich blickte mit tiefer Rührung das Bild an. Es war das Schifflein, wie es in jener Nacht, da er den Freund wiederfand, an seinem Geiste vorüber geschwebt war. Aber nicht Albert, er selbst saß in demselben; eine lichthelle Gestalt führte ihn über ein sturmerregtes Meer. Dichtes Gewölk hing drohend von dem finstern Himmel herab, so daß Luft und Wasser nur ein einziges grauenvolles Chaos schienen. Nur wo die Gestalt die Augen hin wandte, leuchtete ihren Blicken ein lichter Strahl durch die Dunkelheit; das Wasser war gesondert von der Luft und eine heitere

Landschaft schimmerte freundlich an der lichten Stelle aus der Ferne herüber. Hier hatten die Wogen sich gelegt, und der Schaum auf ihrer Spitze schien sich zu Blumen zu bilden, und die Blume selbst wieder in dem Wogenschlage mit hinzuschwimmen. Das Schifflein aber war dem Ufer nahe, wo mit offenen Armen eine Mannesgestalt stand, so als ob sie diese freudig den aus dem Sturme Geretteten entgegen breite; und die Gestalt war nicht bleich, wie gewöhnlich, sondern im Gesichte feurig, wie vor Freude glühend.

Heinrich konnte lange seine Augen nicht von dem Bilde abwenden; dann drückte er schweigend dem Freunde die Hand; in sich selbst aber dankte er freudig der gütigen Vorsicht, die einen so edlen Freund ihm erhalten hatte.

Neuntes Kapitel.

Die langen Abende besonders hatten unsre beiden Freunde in manchem ernsten, tief ergreifenden Gespräche hingebracht. Albert hatte in einer warmen Ecke unweit des Ofens einen bequemen Sitz bereitet. Er löschte dann das Licht aus, und wenn der Mond hell durch die Fenster herein schien, so saßen sie wie in einer Zauberwelt bei einander, aus der die Bilder, kaum sichtbar, wie ferne Nebelgestalten zu ihnen herüberblick-

ten. Aber noch behaglicher fühlte er sich, wenn es ganz dunkel um sie war. Denn, sagte er, wenn ich ohne alle Störung der Sinne so recht tief in mich hineinblicken kann, treten immer in ihrem vollesten Leben die Bilder aus meinem Geiste herauf, und nur erst, wenn ich sie in ganzer Klarheit in meinem Innern geschaut habe, vermag ich sie der Außenwelt in Farben sichtbar darzustellen. Dabei trat dann oft in höchster Lebendigkeit ihre Vergangenheit in die Erinnerung der Freunde zurück, und so manche Begebenheit, die man sich nur flüchtig erzählt hatte, wurde ausführlich besprochen. Besonders gern verweilte Albert im Kreise von Füllemanns Familie. Heinrich dagegen erfreute es besonders, immer wieder die Erzählung von Alberts Kriegsleben zu vernehmen, wobei sich dann nicht selten das Gespräch auf den Glauben und den Geist der Zeit überhaupt wandte. Einer verstand den andern so vollkommen, es war jedem, als ob er nur vor seinem bessern Selbst spräche.

Heinrich zeichnete auch wohl am folgenden Tage, während Albert sich mit Mahlen beschäftigte, diejenigen von seinen eigenen, oder den Gedanken seines Freundes in seine Schreibtafel auf, die sich ihm mit besonderer Lebendigkeit dargeboten hatten, oder von denen er sich vorzüglich angeregt fühlte. Wir theilen hier eine Reihe von diesen Aufzeichnungen mit. Sie zeugen nur zu sehr von der oft in der Stille recht schmerzlich erwachenden Trauer unseres Freundes und seiner ernsten Stimmung, und daß sich besonders viele Bemerkungen über Religion und religiöse Verehrung darunter befinden, davon liegt

der Grund theils in seinen eigenen Schicksalen, theils in seinen oft wiederholten Gesprächen mit dem Bruder Joseph, die sich meist auf diesen Gegenstand wandten. Wir überlassen es übrigens unsern Lesern zu beurtheilen, aus wessen Seele ursprünglich jede dieser Aufzeichnungen geflossen.

Man sucht uns oft von geliebten Todten ferne zu halten, und man thut wohl daran, wenn die Gestalt schon entstellt ist und ihr Anblick das schöne Bild unsres Innern zerstören würde. Aber liegt sie noch in ihrer vollen Leichenschönheit da, so laßt uns immerhin zu den theuern Überresten wandern; laßt die Mutter das Todtenkleid selbst bereiten, den Vater die Blumen zu dem Kranze flechten. Es ist dies die letzte Gabe, die der Scheidende aus unsrer Hand zu empfangen vermag, und es thut unsrer Liebe wohl, dem sie so vieles geschenkt hat, nun auch den letzten Dienst zu erweisen.

Freilich, des Weibes Fuß würde allzu sehr bei dem Schritte zum Grabe wanken, aber als Mann will ich den Lieben, die ich durch das ganze Leben begleitete, auch auf dem letzten Gange folgen.

Wo unser Schatz ist, da ist auch unser Herz, und wo unser Herz, da ist unsre Heimath. So lange wir alle unsre Lieben um uns wissen, begehren wir nach einem andern Wohnorte nicht. Aber so wie ein Geliebt-

ter von uns scheidet, nimmt er auch einen Theil unsres bessern Wesens mit uns fort, der jenem folgende wieder einen Theil, und je mehr folgen, desto heimischer werden wir dort, wo sie Wohnung genommen haben; der Himmel wird uns immer mehr zur Heimath, bis auch der letzte geschieden ist und den letzten Theil unsres bessern Seyns mit hinüber genommen hat, und uns selbst nur noch das Verlangen darnach bleibt. Darin vor allem liegt das Untröstliche und die Verlassenheit eines hohen Alters.

Von nichts sagt ein Mensch sich schwerer los, als von einem geliebten Menschen. Ältern möchten lieber mit ihren Kindern die Quaal eines langen unglücklichen Lebens theilen, als sie verlieren. Wie schwer erst muß die Trennung von den Geliebten seyn, wenn an ihren Verlust auch noch der von so viel erträumter Erdenherrlichkeit geknüpft ist. Ich sah die Thränen eines greisen Königs in den Sarg seines einzigen Thronerben fallen. Armes Herz, dachte ich, an dem neben der Liebe auch noch so viel Irdisches zieht!

Schrecklicher Gedanke, daß die Abgeschiedenen, die in unserm Geiste unsterblich fortleben, nicht auch um uns wissen, nicht auch jetzt schon unser Bild in ihnen einer seligen Unsterblichkeit genießen solle! Oder sollte der Tod mächtiger seyn als das Leben, und die Liebe

welche sie uns und die wir ihnen schenken, in ihnen zernichten können, da es doch das Leben in uns nicht vermag?

Der Glaube, die Erkenntniß, zweifeln wir nicht, wird in uns fortdauern; sollte es allein die Liebe nicht? — Aber kann es auch eine Liebe geben ohne Gegenstand? kann ich die Geliebten vergessen und doch fortlieben? Und was ich an ihnen liebe, ist eben die unsterbliche Herrlichkeit, welche in dieser Erdenschale eingeschlossen ist. Nicht der irdische Theil hat geliebt den irdischen Theil, sondern der unsterbliche den unsterblichen, und wer fühlt es nicht, wie in der Liebe erst seine Seele recht ihre Unsterblichkeit gewinnt?

Wenn es etwas Irdisches ist, das mit dem Tode erlischt, ein edles Wesen zu lieben, so möchte ich lieber nie zu lieben angefangen haben, als je zu lieben aufhören.

Freudig leisten und tragen wir auch das Schwerste, was die Liebe fordert oder auferlegt. Auch der willenlosen Nothwendigkeit unterwerfen wir uns mit stummer Ergebung, nur nicht dem bösen, widerstrebenden Willen. Darum trägt ein Mensch nichts schwerer, als die absichtliche Kränkung eines übel wollenden Menschen, und es ist das Höchste und Schwerste, da noch fortzulieben, wo uns alle hassen.

Was verbindet uns einem Menschen unzertrennlicher, als ein Gedanke, ein Wort, das aus der Fülle und Tiefe seines Herzens in das unsrige übergegangen ist und unversiegliches Leben in uns gewonnen hat, so daß wir gleichsam einen Theil von ihm, und nicht den schlechtesten, in uns aufgenommen und mit unserm besten Wesen verschmolzen haben.

Durch alle die Gefühle, die wir zusammen empfinden, alle die Ideen, welche uns gemeinsam begeistern, gehören wir mit einander Einem unsichtbaren Reiche an. In dem Einen Gedanken, der mich und dich ganz aufnimmt, gleichsam geistig verschlingt, werden wir Eines, wie zwei Wassertropfen, die sich berühren, in einen zusammenfließen.

Von der Höhe blickt der eine herab, der andere aus der Tiefe herauf; wenn aber das Verhängniß naht, so stößt es jenen hinab, diesen hebt es empor, und alle begegnen sich auf der gleichen Stufe, auf welcher der Mensch steht, und dann kommt die Erkenntniß, daß alle gleiches Loos theilen, und die Höhe und die Tiefe nur Schein ist.

Nicht darauf beruht unser Heil, daß alles so komme, wie wir es gern nehmen, sondern daß wir es gern nehmen, wie es kommt.

Wir geben uns so gern der Gewalt hin, womit eine herrliche Musik uns in dem Innersten erfaßt und wie auf tönenden Schwingen hinanträgt. Schade nur, daß, wie der Ton sinkt und verhallt, auch wir aus der Höhe herabsinken und kein Nachhall in uns bleibt. Gäbe es nicht auch eine geistige Musik, die, ohne des Weges der Sinne zu bedürfen, den Ruf des Wahren, Heiligen und Rechten in unser Inneres hineinsingt, und eine unsichtbare Gewalt, die den Sang in uns fest hält und den Wiederklang, so oft wir handeln, in uns laut werden läßt, so daß diese Töne vor aller Augen in schönen Thaten sich gestalten, den Klängen gleich, die bei dem Anstreichen der Glasplatte, in dem darauf gestreuten Staube in allerlei Figuren sichtbar werden? Diese Musik sollte man zu einer allgemeinen Kirchen-Musik machen.

Aber haben wir diese nicht wirklich? Ist es nicht die lebendige Predigt des lebendigen Wortes?

Man kann Feuer hervorbringen durch Reibung; durch die Gährung unter einander gemischter Stoffe und ihren chemischen Prozeß entzündet sich Gluth; auch der Schlag lockt den Funken hervor; aber am schnellsten und sichersten wird die Flamme durch die Flamme selbst entzündet. Also das Feuer der Begeisterung: am sichersten und schnellsten wird es durch die Begeisterung geweckt, die aus einem hohen, herrlichen Herzen hervorströmt; und auch der Glaube wird am mächtigsten durch

den Glauben selbst entzündet. Und unsre Zeit würde am sichersten den Glauben und die Begeisterung wieder gewinnen, könnte sie diese nur einmal in rechter Herrlichkeit in wenigen Auserwählten vor sich erblicken. Aber woher sollen diese selbst in einer glaubenleeren Zeit den Glauben nehmen?

Jetzt, da man überall dem Leben so vielen Schmuck beifügt, und den Sinnen so hohe Rechte einräumt, sollte uns ein um so größerer, einfacherer Geist aus allen Kirchen ansprechen, damit der Eintretende sogleich fühle, daß er nicht in einen Prunksaal, sondern in ein Gotteshaus den Fuß setzt, und hier die Seele eine Labung, nicht die Sinne eine Augenweide finden sollen; daß wir hier eintreten, nicht um uns selbst, sondern um Gott zu dienen.

Die Wirksamkeit des protestantischen Predigers und Geistlichen — ein eben so schöner, als der Sache angemessener Name, statt des im Juden- und Heidenthume gebräuchlichen Namens Priester — beruht auf seiner Individualität. Man suche daher, will der Staat der Kirche helfen, vor allem die Individualität der Diener und Verkündiger des göttlichen Wortes zu heben. Man zeige, daß man die Geistlichen betrachtet als das Salz der Erde, glaube aber nicht (wie dies in einigen Staaten der Fall zu seyn scheint) bloß eine neue Art von Salzpflanze, (Salsola) darin entdeckt zu haben,

die man nun auch zu verbrennen anfängt, um mit der daraus gewonnenen Asche das magere Staatsgut zu düngen, oder mit dem daraus gezogenen Salze einen neuen Erwerbszweig zu eröffnen.

Alles, was die Sinne wahrnehmen, und der Sinn selbst, kann Spiegel und Bild eines Übersinnlichen seyn, welches allein der Geist schaut; und das wieder, was der Geist in seiner Verkettung mit den Sinnen schaut, Spiegel und Bild eines noch Höhern, eines Göttlichen, wie wir es einmal von Angesicht zu Angesicht schauen werden. Das Auge ist Bild der Vorsicht, aber Vorsicht, Weisheit, Macht und alles, wie wir es mit dem Geiste fassen und selbst im Geiste besitzen, nur das Bild eines Höhern in Gott, das so hoch über der menschlichen Vorsicht steht, wie diese über dem Auge.

Das vollkommenste Bild des Unendlichen ist der Mensch, das Abbild und Ebenbild Gottes zugleich, und zwar das Wesen, das nun auch, wissentlich oder ohne Wissen, in seinem Bilde die Gottheit schaut und darstellt, und je nachdem das Abbild ist, sich auch das Urbild denkt. Und gäbe es etwas Herrlicheres als einen reinen und weisen Menschen, der uns nicht bloß die Tiefe des göttlichen Geheimnisses durch den Laut der irdischen Zunge offenbart, sondern uns auch in seinem Leben erbaut durch die Darstellung eines heiligern, seligern Lebens in Gott? der uns mit Wort und That die Gottheit verkündigt? Und wohl hat Christus recht,

wenn er außer den zwei erhabensten Symbolen (die nothwendig an Kraft und Herrlichkeit verlieren müssen, sobald sie nicht mehr die beiden einzigen sind), dem der geistigen Wiedergeburt und Weihe zu dem unsichtbaren Reiche, und dem des fortdauernden Lebens, Gespeiset und Gelabtwerdens in demselben, kein anderes anordnete und seine Heiligen selbst zu seinen Verkündigern machte. Das schönste Symbol, das sprechendste und ergreifendste der Gottheit, und der herrlichste Verkündiger derselben ist der Mensch. Jede unsrer Thaten soll von Gott zeugen; thut es das Leben der Gläubigen nicht, könnten dies denn eigens dazu gewählte Bilder und Ceremonien thun?

Die Religion soll nicht wie ein Heiligthum im Leben dastehen, wie die Feiertage in der Mitte der Werktage, sondern sie soll der Grund und die Wurzel seyn, woraus ein heiliges Leben hervor wächst.

Die Entzweiung des Lebens soll nicht erst in dem Cultus die Einigung, der Sturm den Frieden, der Streit die Versöhnung, die Sünde die Buße und Absolution finden: Christus in uns soll die Einigung, der Friede, die Versöhnung seyn, und aller Cultus Darstellung des innern, gottseligen Lebens.

Sind wir recht frei, so werden wir vor allem von der Sünde frei seyn. Nicht daß noch neben dem Glauben

etwas anderes in uns sey, was demselben entgegen kämpft, auch oft den Sieg abgewinnt, wobei wir denn der Buße und aller ascetischen Übungen bedürften, um das Gleichgewicht in uns herzustellen: das Gleichgewicht, der Sieg soll nie verloren gehen; es soll nichts in uns seyn, was nicht Christus wäre; niemand kann zugleich Christus und der Sünde dienen.

Es giebt einen Christus, einen Leib Christi, in den wir aufgenommen werden, und einen Christus, einen Geist Christi, den wir in uns aufnehmen, und wodurch wir lebendige Glieder sind an dem Leibe des Herrn. Der Leib Christi, der uns von außen umfängt, ist die Kirche mit ihrem Cultus, Christus in uns ist die Religion, der Glaube, die Erlösung. An und für sich widersprechen beide einander nicht, sie stehen als äußeres und inneres Reich Gottes nicht neben einander, sondern sie durchdringen wie Leib und Seele, einander, mit derselben Bestimmung, daß die Seele nicht gerade des Leibes und dieses nur zu weltlichem Wirken bedarf, der Leib aber nie der Seele entbehren kann, ohne Seele todt ist. Damit, daß Christus uns einwohnet, gehören wir der Kirche an, und die Kirche nimmt uns auf in ihren Schooß, um Christus in uns Wohnung zu bereiten.

Aber die Kirche, wie sie in der Welt dasteht, ist nicht stets Eines mit Christus, und Christus protestirt

gegen den Zwang der Kirche. Die Kirche hat ihre Schrekken und Bußmittel, um den Menschen innerhalb der Schranken eines Christlichen Lebens zu halten. Christus bedarf solcher Bindemittel in uns nicht; er ist die höchste Freiheit in uns; gegründet darauf, daß wir keinen andern Willen haben, als Gottes Willen. Der Mensch steht in dieser Freiheit scheinbar in einer gewissen Verlassenheit da, aber eben darin bestehet die höchste Kraft und Herrlichkeit eines Menschen, daß er von außen nicht des Schutzes bedarf, sondern den Schirmer in sich trägt.

Der Katholizismus hat sich als zwangvolle Kirche gestaltet, vor allem der Römische; aber aller der Einwirkungen ungeachtet, welche die Kirchen-Reformation weniger auf den Geist seiner Glieder, als auf die Form in dem Ausdrucke seiner Dogmen hervorbrachte, steht er bis auf den heutigen Tag noch nicht als freie und gereinigte Kirche da.

Der Protestantismus ist in seinem ursprünglichen Bestreben Rückkehr des Menschen aus dem Zwinger der Kirche in das freie und selige Leben in Gott, der Cultus in ihm nicht Binde- und Heilsmittel, sondern Ausdruck des tiefern, geistigen Bundes und Genusses in Christus. Aber viele Protestanten haben sich (so wie in der Form des Katholizismus ein Hinderniß liegt, daß ein großer Theil seiner Glieder je zu Christus gelange) allmälig von Christus entfernt, und für diesen abgewi-

chenen Protestantismus ist kein Heil als in der Rückkehr nicht zur Kirche sondern zu der ursprünglichen Richtung des wahren Protestantismus, zu dem Leben in Gott und Christus. Darin liegt ein Grund, jetzt, da das gottselige Leben ermattet, nicht Symbole und äußere Darstellung zu gewähren, gleich als ob mit der Schale auch könne der Kern wiedergegeben werden, und nicht im Gegentheil sogar das Verlangen nach dem Kerne in denen untergehen müsse, die sich nur an der Schale genügen lassen.

Die Kirche sucht alle, die nicht Christus angehören, in ihre Gemeinschaft aufzunehmen, um sie Christus und ihnen Christus einzubilden, gleich wie wir durch die weltliche Geburt nur den Leib des Kindes empfangen und ihm den Geist erst einbilden, d. h. die Fesseln lösen müssen, welche die Regung des Geistes hindern. Aber die von ihrem Ursprunge abgewichene Kirche läßt sich genügen, bloß den leiblichen Menschen in ihren Schooß zu ziehen und ihn durch gewisse Gebräuche, Ceremonien und sinnbildliche Darstellungen äußerlich die geistige Wiedergeburt andeuten zu lassen, welche sie ihm in der That und Wahrheit nicht geben kann oder will; es genügt ihr, nicht daß er Christus, sondern daß er ihrer Macht angehöre und diese anerkenne. Sie maßt sich das Recht an, zu binden und zu lösen, und neben dem Verdienste Christi eröffnet sie auch noch einen Schatz der Gnade in dem Verdienste ihrer Heiligen. Sie seu-

det ihre Heere aus, die Widerspenstigen mit Schwerdt und Feuer zu bezwingen, und dennoch verliert sie überall, wo sie dem freien Glauben entgegen kämpft. Denn der Glaube, ohne kirchliche Macht, ist desto stärker durch seine geistlichen Waffen. Alle heilige Märtyrer erwarben dem Glauben, für den sie, von der Kirche oder von dem Heidenthume gemordet, muthig ihr Blut vergossen, neue Verehrer, und noch ist kein Mensch seines Glaubens wegen gestorben, daß nicht andere freudig diesen Glauben angenommen hätten, der sogar dem Menschen den Muth zu sterben verleiht.

Ja die Kirche, einmal von ihrem Grunde gewichen, steht nun selbst da in der Reihe der Reiche der Welt. Auch sie hat ihre Hauptstadt und ihr gekröntes Haupt, und weil der Fürst des himmlischen Reiches über alle Fürsten, Könige und Kaiser dieser Welt sich erheben will, tritt sie mit dem Himmel und der Welt zugleich in Streit, und lüstern nach irdischer Macht und Herrlichkeit, kommt sie in Gefahr, wo ihre geistlichen Waffen nicht mehr ausreichen, sogar zu weltlicher List und Gewalt ihre Zuflucht zu nehmen. Frankreich hat seinen blutigen Bartholomäus, Italien seine Sizilische Vesper, England seine Pulververschwörung, Spanien seine Inquisition, und das heilige Deutsche Reich wenigstens ein gebrochenes Kaiserwort und den Holzstoß, auf dem die Gebeine des frommen Huß verbrannten;

denn für die Seelen solcher Verbrennenden, nicht aber für die eines so heiligen Verbrannten, giebt es wohl ewige, aber keine irdische Flammen.

Der Katholizismus giebt der Phantasie mehr Nahrung, der Protestantismus dem Herzen mehr Reinheit; jener ein behaglicheres Daseyn, dieser mehr Tüchtigkeit; jener beruhigt durch den Schutz der Kirche und die Zueignung fremden Verdienstes, dieser beunruhigt durch die demüthigende Erkenntniß des Abstandes von dem Ziele und die erkannte Nothwendigkeit des mühevollen Ringens nach demselben. So täuschen sich denn in neuer Zeit viele. Sie lassen sich lieber einwiegen von dem Zaubergesange der Phantasie, als daß sie im Lichte des Geistes wandeln; um sich der Sorge des Ringens, dem peinigenden Gefühle ihrer innern Entzweiung zu entwinden, treten sie, statt sich in Christus zu retten, in die Kirche über und bereden sich, in dem Truge der Phantasie und einer scheinbaren Versöhnung den Frieden gefunden zu haben, welchen sie in sich selbst zu erkämpfen, zu schwach waren. Aus gleichem Grunde verlangen andere nach einem reichern, erhebendern Cultus; was anhaltende reinigende, heiligende Regung im Herzen seyn soll, will man durch momentan auflodernde Flammen ersetzen.

Die Menschen sind sinnlicher geworden, darum soll auch die Religion mehr den Sinnen genügen. Mit der

Üppigkeit hat die Heuchelei überhand genommen. Weil man sich nicht mehr traut, sich in ernstem geistigem Dienste dem ewigen Geiste zu weihen, will man sich mit dem Richter und Rächer durch die Werke des Fleisches abfinden. Diese Zeit der Surrogate sucht sogar für den Ernst des Glaubens eines.

Der Protestantismus hat besonders in der zuletzt verflossenen Zeit sich bei vielen seiner Glieder in großer Entartung gezeigt: der Glaube ist zum Unglauben geworden und statt die Ceremonien zu meiden, verletzt man gar den nöthigen Anstand. Dabei begehen nun diejenigen, welche den Protestantismus bekämpfen (und seine heftigsten Gegner sind seine eigenen ihm untreu gewordenen Söhne), eine große Unredlichkeit. Sie setzen demselben wie er sie irgend wo in seiner entarteten Wirklichkeit von sich stieß, einen Katholizismus entgegen, wie sie diesen mit allem Schmuck ihrer reichen Einbildung auszieren, wie er aber nirgends wirklich *besteht* oder je bestanden hat; oder sie berufen sich auf die Beschlüsse der Concilien oder die Aussprüche einzelner Erleuchteten. Aber nicht was in den Büchern niedergeschrieben ist: was in dem Geiste des Volkes lebt, ist Glaube, und als solcher zu verehren oder zu bestreiten. Nirgends aber zeigt sich und muß sich nothwendig ein größerer Widerstreit zwischen dem Kirchen- oder Bücherglauben und dem Volksglauben zeigen, als in dem Katholizismus; denn in diesem vor allen andern befindet

sich eine Menge von Lehren, Symbolen und Gebräuchen, deren zum Theil sehr tiefer Sinn an und für sich auf keine Weise dem Christenthume widerstreitet, die aber zu verstehen eine Tiefe des Geistes und der Erkenntniß erfordert wird, wie sie die Fassungskraft des Volks und dessen Ideenkreis übersteigt. Darum vollbringt denn das Volk entweder die Handlung ohne allen Sinn, oder knüpft allerlei irrige Vorstellungen daran und wähnt, auch ohne den Glauben, durch die Werke schon genug gethan zu haben. Und in der That, es ist der bequemste Weg zum Himmel, das Heilsmittel zum Zaubermittel umzuwandeln, und wenn schon das Zeichen des Kreuzes schirmt und heiligt, wie viel leichter ist nicht dies gemacht, als daß ein Mensch sich selbst verläugne, sein Kreuz auf sich nehme und dem Meister nachfolge.

Zehntes Kapitel.

Das Gemählde war nun vollendet, und mit diesem Zeichen erst schien das Geschick unsrer Freunde fest bestimmt. Wohl, sagte Albert, als sie am folgenden Abend wieder in dem Dämmerlichte bei einander saßen, nun erst fühle ich eine recht selige Freude und Versöhnung in mir. Daß ich dir es gestehe, während ich die Farben mischte und auftrug, war mir oft, als ob ich an eurem Glücke schaffe, ihr theuren, guten Seelen. Aber nun ist es auch Zeit, daß wir aufbrechen; ich selbst mahne jetzt hierzu. Zwar noch waltet der Winter mit ganzer Strenge in diesen Thälern, aber in andern Landen soll uns diesmal der Frühling blühen, und wir wollen hoffen, ein recht herrlicher Frühling.

Wie bist du so gut, Freund, versetzte Heinrich. Ja, unsres Weilens sey hier nicht länger. Ich begleite dich noch eine weite Strecke; wir nehmen den Weg durch Baiern und Franken. Unsre Reise ist schon eine halbe Trennung, bis dann ganz unsre Bahnen sich von einander beugen.

In wenigen Tagen war alles zur Abreise gerüstet. Der fromme Bruder Joseph segnete seine Freunde beim Scheiden. Wir werden uns wiederfinden, sagte er, wenn wir alle vollendet haben die Pilgerfahrt — Wie wenige, fuhr er fort, sind so glücklich, hier sogleich die rechte Bahn zu treffen und ihr unverrückt zu folgen.

Scheint es doch, als ob die ewige Gnade ihre Kinder absichtlich eine Zeit lang ihren eigenen Verirrungen überlasse, damit sie, wenn sie endlich zum Heile gelangen, in desto herzlicherer Demuth ihrer Rettung sich erfreuen und in höherer Wonne eines Gutes genießen, das sie nicht ihrer eigenen Unwürdigkeit, sondern der ewigen Huld und Liebe als freiwillige Gabe verdanken, ohne die sie hätten ewig müssen verloren gehen.

Tief in seinem Innersten fühlte Albert den Sinn dieser Worte, und auch Heinrich war es oft, als ob sein früheres Leben nur eine Art von Verirrung gewesen, und gerade der täuschendsten, gefährlichsten eine, bei welcher der Verirrte gar nicht bemerkt, daß er den rechten Weg verfehlt hat, und aus der auch ihn nur eine besondere Führung Gottes zurückzuziehen vermochte. Sein Freund dagegen wollte dies nicht gelten lassen. Wenn auch du in deiner Unschuld und Unbefangenheit verirrt warst, sagte er, wer wandelt dann noch auf rechtem Wege? Ist nicht auch Cäcilie verirrt?

O diese Heilige, entgegnete Heinrich, wenn überhaupt einem Wesen, das noch im Kampfe des Lebens ringt, dieser Name zukommt! Sie nur wandelt unverrückt, wie ein leuchtendes Gestirn des Himmels auf ihrer Bahn hin. Aber eben wenn ich mit ihrem reinsten, innersten Leben das meinige vergleiche, will mir es oft dünken, als ob jeder Weg ein Abweg sey, wenigstens ein Umweg, den der Mensch nicht in diesem reinsten, innersten Leben wandelt, in diesem Leben

ganz in Gott und Christus, ich weiß es nicht anders zu nennen.

So wandte sich oft ihr Gespräch während ihrer Reise auf ihr vergangenes Leben zurück, und auch des Bruders Joseph gedachten sie nicht selten mit großer Freudigkeit. Sie kannten seine Geschichte nicht; Theodorus war der einzige Mensch, dem er sie mitgetheilt hatte. Aber daß ihn zu seinem Berufe nur außerordentliche Schicksale konnten geführt haben, war ihnen klar, und sie verehrten und bewunderten in ihm die hohe Christliche Liebe und Klarheit des Geistes, womit er, ohne einer sichtbaren Kirche anzugehören, nur in dem Reiche Gottes zu leben schien, und darum auch keinem Wesen fremd war, welches er sich durch die Bande dieses Reiches vereint sah. Es schien, als ob nur die Nothwendigkeit, in dem Kreise irgend einer sichtbaren Kirche zu wirken, an die seinige ihn bände, deren strengsten Geboten er sich unterwarf, ohne dabei den geringsten Zwang äußerlich zu zeigen oder in sich selbst zu fühlen. Denn alles, was diese begehren mochte, war nur ein unendlich Kleines gegen das Größere, was der Geist in ihm forderte, und an ihm bemerkten sie so recht, wie den freien regen Geist von außen keine Fessel zu beengen vermag, der in sich selbst der Bande entledigt ist.

Die beiden Freunde indessen setzten bei der ungünstigen Jahreszeit nur sehr langsam ihre Reise fort. An der Gränze von Franken trafen sie mit zwei jungen Männern zusammen, welche sogleich in Albert den alten Kriegsgefährten wiedererkannten, und sich nicht

wenig freuten, ihn viel milder und beruhigter zu sehen, als früher, da er durch den trüben Ernst und die Schroffheit seines Wesens alle von sich stieß. Es war am Tage von Frühlings Anfang, und wirklich der Tag war sehr hell und mild. Das deutet auf reiche Frühlingsfreude, bemerkte Albert. Man brachte den Tag in ungemeiner Heiterkeit hin, und die vier Reisenden setzten nun mit einander ihre Reise bis nach einer Stadt an dem Maine fort, wo die beiden andern sich trennten, Heinrich aber noch einige Wochen in Gesellschaft seines Freundes zubrachte. Wie vieles ward noch besprochen; in welcher Liebe und Innigkeit verlebten sie diese Tage! Je näher der Augenblick der Trennung kam, desto unzertrennlicher schienen sie geworden. Endlich schieden sie von einander. Albert wandte sich nach der Elbe, Heinrich nach dem Rheine hin.

Nun befand er sich wieder an dem Orte, wo er seine erste wissenschaftliche Bildung erhalten hatte, und nach und nach das innere Leben mit allen seinen Ideen, anregenden Gedanken, Blicken in die Zukunft und Planen für dieselbe in ihm erwacht war. Wie viele Erinnerungen wurden wieder in ihm lebendig! Er stieg zu den herrlichen Ruinen der Stadt hinauf; er ging durch die kühlen, hallenden Gewölbe hin. Noch bildete der Tropfstein Säulen an den Wänden und mit eintönigem Plätschern fielen einzelne Tropfen nieder.

In diesen Hallen war es noch gerade wie vormals; unverrückt stand die alte Zeit in ihrer Ruhe da. Die neue hatte so gewaltig geschwankt; in den wenigen

Jahren seit er diesen Ort nicht besuchte, waren so ungeheure Umwälzungen um ihn vorgegangen und auch in sich selbst hatte er so ungeheures erlebt und erfahren.

Er trat aus den Gewölben auf den Altan hinaus. Die Stadt lag unter ihm mit wunderlichem Regen. Wagen fuhren auf und nieder; hier gingen Figuren fremd an einander vorüber, dort grüßten sie sich und neigten sich vor einander. Hier schien alles stille und leer; dort that sich eine Thür auf und eine Schaar Studirender kam heraus, die Hefte in der Hand, oder die Bücher unter dem Arme, die, je weiter sie von dem Hause des Professors sich entfernten, sich immer mehr theilten und nach und nach in den Straßen nach allen Richtungen sich verloren. Weit breitete sich hinter der Stadt die Ebene aus, und von fern glänzte der Strom, hinter dem die blauen Berge aufstiegen. Wieder größer, herrlicher, anmuthiger schien ihm diese Gegend, die, so oft er sie nach längerer oder kürzerer Trennung wieder sah, ihn immer mächtiger anzog.

Nachdem er an der Aussicht sich gelabt hatte, trat er in den Schloßhof. Noch standen in hohem Ernste, wie immer, die steinernen Bilder der Fürsten, die einst dies Land beherrscht hatten, vor der Kapelle; wieder las er die wohl bekannten Sprüche unter den Bildsäulen an den noch stehenden Mauern des Rittersaales; und über die Brücke trat er in den Garten ein. Ein lautes Getümmel rauschte ihm entgegen, als er aus den stillen Mauern hervortrat. Stärker und lauter, aber aus verborgener Nähe, hallten die Hörner, deren Schall

auch in den stillen Schloßhof, wie ein Ruf seiner nahen Zukunft, zu ihm herüber geklungen war. Alles grünte und blühete; hoch waren die Gesträuche der Anlagen aufgestiegen, welche damals, als er zum letzten Male hier war, die alte Welt zu verdrängen anfingen und das wunderliche Chaos nur erhöhten. Nun war alles wohl geordnet, eine neue, jugendliche Schöpfung umfing ihn. In geselligem Vereine lustwandelten einzelne Personen, dort ein einsamer Betrachter für sich allein, und dort eine ganze Gesellschaft. Hier saßen wieder andere unter den blühenden Bäumen an den hölzernen Tischen und das funkelnde Auge schien noch heller zu leuchten von dem Blicke in den funkelnden Wein des Glases, welches die Hand zu freundlichem Anklingen hinhielt; oder mit der dampfenden Pfeife in dem Munde gossen andere das schäumende Bier in die Gläser und ein muntres Lied tönte von den Tischen. Der Frühling schien alle fröhliche Menschen heraufgelockt und auch den Trübsinnigen, die mit ihren Sorgen herauf kamen, das Herz gelöset zu haben.

Vor allen zogen unsern Freund die Jünglinge an, deren freierm, geistigerm Wesen man es leicht ansah, daß sie dem Dienste der Musen sich geweihet hatten.

Es ergötzte ihn, wenn eine Gesellschaft ihm entgegen kam, von ferne auf den Ton ihrer Rede zu horchen, hier die rauhere, derbere Mundart unsrer südlichen, dort die feinere, klingendere der nördlichen Lande zu vernehmen; und manche der umher wandelnden Musensöhne schienen in ihrer idealisch gewählten

Tracht den steinernen Bildern an dem Rittersaale ähnlicher, als den jetzt lebenden Geschlechtern. Mochten auch einige in phantastischer Übertreibung eher an Figuren erinnern, wie wir sie wohl auf Carricaturen erblikken: um so mehr freute er sich einiger anderer Jünglingsgestalten, deren schlankem Wuchse der deutsche, eng anliegende Rock sich eben so wohl anschmiegte, als die leichte und zierliche Kopfbedeckung über den Locken, die auf der Stirn gescheitelt, um das fröhliche Gesicht in reicher Fülle herabfielen, mehr zu schweben, als dieselben niederzudrücken schien.

Dabei gedachte er dieser freiesten und schönsten Zeit seines eigenen Lebens, wo durch die Macht der Idee die Bande in uns gelöset sind, und noch nicht von außen neue uns umengt haben. Und du freie, frohe Jugend, rief er bei sich, wenn du den Rock nach altem Schnitte umhängst, so träumst du dich auch in die alte, gute Zeit zurück, die du schon um dich zu erblicken wähnst, wenigstens nicht zweifelst, einmal der Welt wiederzugeben. So kühne Gedanken steigen nun in dir auf, aber dann trittst du in das trockne Leben; die Sorge und die Rücksicht hängen sich an den hohen Gedanken und ziehen ihn in die Tiefe hinab, und wie der Vogel dort — ein gezähmter Storch trat in seinem gravitätischen Gange vor ihm über den Weg — schreitest du in pedantischem Stolze durch die nüchternen Verhältnisse und nährest dich, Schlangen und Frösche aus dem Sumpfe und den Wiesen mit dem langen Schnabel aufzulesen. Aber die Schwingen, mit denen du nun zu

der Sonne aufschwebst, sind gelähmt, und du erhebst dich nicht mehr zum Fluge nach dem hellen, heitern Süden, dessen Anmuth dir höchstens, wie ein verlorenes Paradies, in der Erinnerung ein Lächeln abgewinnt.

Aber auch ich, dachte er, stehe jetzt noch in dem heißen lichten Süden, der nach schwerem Sturm und Ungewitter endlich wieder hell leuchtet, und ist unser ganzes Leben nicht ein Wandern durch die vier Himmelsgegenden? In dem phantasie- und mährchenreichen Osten werden wir geboren, dann treten wir in den brennenden Süden, aus diesem empfängt uns der heitere, ruhige Westen, und zuletzt streuet der beeisete Norden seinen Schnee auf unser Haupt.

Doch, war er überzeugt, nur mit dem Aufblühenden Geschlechte könne das Heil kommen; denn sey auch das alte, dem Welken nahe, durch den augenblicklichen Schwung der Zeit emporgehoben worden, so sinkt es doch bald in seine Ruhe wieder zurück, und liebe mehr die gewohnten Bande, wenn sie es nur nicht zu fest drücken, als ein dauerndes, unruhiges Emporstreben. Und, dachte er, wirst du, mein Zeitalter, werdet ihr Söhne dieser Zeit kräftig genug seyn, die Begeisterung derselben festzuhalten? Ist diese die erste Regung eines erneuerten, kräftigern Daseyns, oder nur das letzte, krampfhafte Zucken des mit dem Tode ringenden Kranken? Wird sich ein neuer Himmel in euch und mit diesem eine neue Erde um euch gestalten, oder wird hübsch der Wagen in die alten Geleise zurückkehren,

das Schlachtroß den Ruf der Sieges- und Auferstehungs-trompete vergessen und, wieder geduldig der Peitsche folgend, vor Pflug und Kutsche gehen?

Nachdem er einige Male durch den blühenden Garten hin gewandelt war, trat er weiter den Berg hinauf. Wie von dem Altane die Stadt, so lagen nun das alte Schloß und die neuen Anlagen unter ihm. Alles Geräusch verstummte nach und nach, nur der Schall der Musik erreichte ihn noch. Ist nicht auch dies, sagte er, ein Bild unsres Zurücktretens und der Entfernung aus dem lärmenden, geräuschvollen Leben in ein stilleres, ruhigeres, in das nur noch die lautesten Klänge aus jenem tönen sich und endlich auch verhallen? Zum ersten Male trat ihm in ganzer Klarheit seine eigene Zukunft vor die Seele. Er wollte, sobald es sich thun ließ, die ererbten Güter in dem fremden Lande aus der Hand geben und sich für den Erlös neue Besitzungen in dieser Gegend kaufen. Es sollten frohe und glückliche Menschen um ihn leben, er selbst der glücklichste an der Seite —— noch scheute er sich, sein näheres und innigeres Verhältniß mit Cäcilien und ihr gemeinsames Zusammenleben recht zu denken — und von seinem Sitze aus wollte er in Gesellschaft anderer gleich gesinnten Freunde mitwirken, das neue, mächtigere Treiben des Geistes rege zu erhalten, damit endlich, nicht die alte Zeit, denn dieser sind wir erwachsen, sondern eine neue, ihrer würdige wiederkehre, deren wir, als ihre Enkel, uns nicht zu schämen haben.

Nun kam er an die Stelle, wobei einer Wendung

des Weges, der weite freie Blick wieder über die Ebene hinschweift und wo sich zum ersten Male die Liebe des edlen Theodorus zu ihm laut aussprach. Er gedachte in ganzer Lebendigkeit des herrlichen Mannes. Auch von seiner Nähe und Erfahrenheit versprach er sich hohe Vortheile; das Verlangen ihn bald zu sehen beflügelte seine Schritte.

Eilftes Kapitel.

Schon trat unser Wanderer aus dem Walde hervor, in dessen alten Stämmen sich das frische Leben noch wenig regte. Heiter lachte das Thal im Scheine der Abendsonne zu ihm herauf; der helle Bach glänzte zwischen den Wiesen, welche sich schon in lebendigerm Grün hoben; alle Bäume blüheten, dazwischen lagen die Wohnungen des Dorfes mit ihren rothen Dächern zerstreut; ruhig stieg der Rauch in geraden Säulen zu dem blauen Himmel auf. Ein Gefühl des tiefsten Friedens und eines unendlich seligen Lebens, wie es nur der Frühling mit seiner reinen, milden Luft in unser Herz zu hauchen vermag, erfüllte unsern Freund. Mit freudiger Ungeduld stieg er den Berg hinab. Schon dem Dorfe nahe geht er an dem Kirchhofe hin, dessen niedere Mauer von dieser Seite den Blick in das Innere gestattete. Eine Reihe Bäume, die alle in Blüthen standen, und innerhalb der viereckigen Mauer selbst

eine viereckige blühende Linie bildeten, streuten ihre Wohlgerüche über den ernsten Ort hin, auf dessen Erdhügeln hie und da buntfarbige Frühlingsblumen unter dem Grün des Bodens durchschimmerten, und der recht eine Stätte schien, die müden Glieder zu ewiger Ruhe einzuladen. Auch dir, du edler Mann, sagte Heinrich, verdankt dieser ernste Ort sein friedliches Ansehen; und wie viele ruhen hier, welche dir die bessere, die ewige Ruhe verdanken!

Bei diesem Gedanken hatte er zufällig seinen Blick rückwärts nach dem höhern Theile des Friedhofs gewendet, und betroffen bemerkte er einen großen weißen Leichenstein unweit der Mauer unter einem blühenden Baume. Ein innerer Schauer faßte ihn; denn der Bewohner des Dorfes keinem, dachte er, kann dies Zeichen gelten. Er trat zur Thür des Gottesackers ein, an die er jetzt gekommen war, und die er unverschlossen fand, und ging zu dem Grabsteine hinauf. Es war eine große Platte von dem weißesten, feinsten Sandsteine, die auf einem Blocke aufgerichtet da stand. Er war nun nahe genug gekommen, um die Inschrift lesen zu können:

2 Cor. I, 12.

Unser Ruhm ist der, das Zeugniß unsres Gewissens,
daß wir in Einfältigkeit und göttlicher Lauterkeit,
nicht in fleischlicher Weisheit,
sondern in der Gnade Gottes
auf der
Welt gewandelt haben, allermeist aber bei euch.

Ein herrlicher Nachruhm für den Ruhenden! sagte er, und eine tiefe Wehmuth befiel sein Gemüth. Aber wem könnte es anders gelten, als dir, mein Theodorus? wer ist solches Ruhmes werth, als du? Und so war denn alles nur ein Traum, was ich eben dachte? du ruhest schon und ich kann dir nicht einmal mehr danken für den Segen deiner Worte, deren ganze Kraft ich erst in schwerer Zeit empfunden habe! Aber du schauest vielleicht jetzt von der Höhe auf mich hernieder; ja mein Herz ist nun offen vor dir, heilige es Vater, dem nur der beste seiner Söhne in den Armen ruht, und laß es dem Herzen ähnlich werden, welches dieser Stein verdeckt.

Er trat nach einigen Augenblicken der Stille und des heiligsten Ernstes auf die andere Seite des Steines, und las hier die Worte:

Mit dem Anfange des Frühlings
fand unser Vater
seinen Frühling.
1 8 1 6.

Wohl, sagte Heinrich, du bist es; dich haben sie immer genannt ihren Vater, denn du hast sie immer lieb gehabt, wie ein Vater, und andere Kinder hattest du ja auf der Welt nicht, als sie.

Aber betroffen las er nochmals: mit dem Anfange des Frühlings — als ob mit diesem Gedanken plötzlich eine Erinnerung in seine Seele trete, die ihm bei dem ersten Lesen nicht gekommen war. Ach ja, sagte er, am Tage von Frühlings Anfang war es, da wir mit

Alberts Kampfgenossen zusammen trafen, der erste ganz heitere Tag seit meines theuren Vaters Tode, und an diesem Tage schied mein zweiter Vater; aber ich war ferne, und folgte dem Rufe der Freude, als die ernste Stunde ihn von den Geliebten nahm und alle mit tiefer Trauer erfüllte. O unselige Macht der Entfernung, die zwischen zwei verwandten Herzen wie eine undurchdringliche Wolke der Dunkelheit sich lagert, und das eine freuet sich fort, während das andere blutet, und wenn in diesem die Wunde bald geheilt ist, gelangt erst die Kunde zu jenem, und das eine Auge vergießt Thränen, während das andere vielleicht schon wieder heiter strahlt.

Immer mehr umhüllten düstre Gedanken seine Seele, als der Ton einer leisen, zarten Stimme ihn aus seinem Innern hervorrief. Ein junges, schönes, aber sehr bleiches Weib in reiner, ländlicher Tracht stand vor ihm. Es war in ihrem ganzen Gesichte ein Zug von tiefem Seelenschmerze eingegraben, und aus ihrem Auge sprach etwas, was man ein Geistiges, Ideales hätte nennen können, wäre es nicht zugleich der durchschimmernde Schein eines verirrten Geistes gewesen. Bist du auch traurig? fragte sie theilnehmend. Sie stand eine Weile stille da, und Heinrich sah sie verwundert an. Da, giebs den Kindlein, begann sie von neuem, auf zwei kleine Grabhügel in der Nähe hindeutend, und Heinrich bemerkte nun erst, daß sie zwei Schnitte Brod in der Hand hielt. Aber jetzt fuhr sie mit der Hand nach der Stirn, und als ob sie aus

einer langen Vergessenheit wieder erwache, rief sie ängstlich: ach, die Kindlein essen kein Brod mehr; Feuer hat die Kindlein gegessen. Sie legte das Brod auf den Stein nieder und floh schnell davon.

Eine Weile stand Heinrich, betroffen über die seltsame Erscheinung. Ein Landmann trieb seine Stiere an dem Kirchhofe vorüber. Neugierig blieb er stehen und sah auf den Fremden über die Kirchhofsmauer. In diesem Augenblicke erkannte er Heinrich, noch von seinem Aufenthalte bei Theodorus, wieder. Ja Herr, sagte er, es ist unser Vater, der wandelt nun bei unserm Vater im Himmel; wir haben ihm den Grabstein gesetzt. Zwar, er hatte alle Ehre sich verbeten, denn wer Gottes Ruhm besitzt, braucht der Menschen Ehre nicht, aber wir haben geglaubt, ihm doch einen Spruch auf sein Grab schreiben zu müssen, wie wohl jeder treue Gottesknecht und Verkündiger des Wortes ihn von sich brauchen darf. Noch thut mir das Herz wohl, wie er einmal darüber gepredigt hat.

Und seht ihr den frischen Jungen hier, meinen Enkel? fuhr er in treuherziger Geschwätzigkeit fort, indem er auf den Knaben zeigte, welcher auf dem Pfluge saß, mit dem die Stiere, ihren Führer vermissend, in geringer Entfernung waren stehen geblieben. Der läge auch unter der Erde, wenn er nicht geholfen hätte.

Ja, fiel eine Bäuerin ein, die indessen mit der Hacke in der Hand dem Manne sich beigesellt hatte, der konnte dem Leibe und der Seele helfen. Wir waren

junges Blut, ich und mein Mann, und keines wollte dem andern sich fügen; er hat unsrer Ehe den Frieden gegeben.

Die Leute sprachen noch vieles zum Preise des Verstorbenen. Heinrich war tief gerührt von dem einfältigen Lobe aus ihrem Munde. Aber unmöglich war es ihm, jetzt nach der Wohnung zu gehen, wo sein Theodorus gelebt hatte und die vielleicht ganz ohne Bewohner war. Zwar schon röthete sich der abendliche Himmel; doch hoffte er vor Nacht noch den Landsitz seiner Freunde zu erreichen, und dort den Trost zu finden, dessen er jetzt nur zu sehr bedurfte.

Zwölftes Kapitel.

Doch war die Nacht schon angebrochen, bevor Heinrich die Wohnung seiner Freunde erreichte. Eben trat er zwischen Zäunen und Mauern von Gärten hervor. Hell leuchtete der Mond von dem klaren Himmel, in dessen Scheine still und ernst das Landhaus vor ihm stand. An den untern Fenstern waren die Läden geschlossen, oben waren zwei Fenster durch Licht erhellt, und an dem einen ein Flügel offen. Tiefes Schweigen lag über der ganzen Gegend, das nur zuweilen durch das Gebell einiger Hunde aus dem nahen Dorfe unterbrochen wurde.

Heinrich fühlte fast hörbar das Klopfen seiner Brust. Er trat über den freien Weg, wie eine lange, dunkle Gestalt folgte ihm sein Schatten über den erhellten Raum. Nun stieg er die Stufen der Treppe hinauf, er stand, nur eine Thür noch trennte ihn von seinem Glücke. Da däuchte ihn, als höre er einen Gesang von oben durch das geöffnete Fenster. Es war der Ton einer männlichen, wie er glaubte, ihm nicht unbekannten Stimme; er horchte, es schien ein geistliches Lied, und er glaubte die Worte zu verstehen:

Herr, laß mich Hülfe finden
In dieser schweren Noth;

nun verstand er einige Worte nicht, dann wieder den Vers:

Und rette mich vom Tod.

Die Stimme sang fort, aber von den Worten war ihm keines mehr verständlich. Er pochte endlich an. Unten blieb es stille, oben öffnete sich eine Thür; Tritte kamen die Stiege herab, der Schein eines Lichtes fiel durch das Fenster über der Thür heraus; diese that sich auf, und Leopold stand mit dem Lichte vor ihm.

Nur halb theilte dieser die Überraschung; aber Heinrich stand erschrocken da, und wie es schien, ungewiß, ob er die rechte Wohnung getroffen, und unschlüssig, solle er eintreten oder nach außen in die Nacht zurückkehren. Alles entschwundene Grauen schien in diesem Augenblicke in seiner Seele wieder zu erwachen, vielleicht, ihm selbst unbewußt, durch den Gedanken geweckt, da den Unwürdigen zu finden, wo er sich seinem Glücke so nahe wähnte.

Aber Leopold redete ihn mit milder, flehender Stimme an. Komm herein, bat er, der du doch einmal mein Freund warest. Sieh mich so scheu nicht an, und wende nicht wie vor einem Verbrecher deine Blicke von mir. Höre wenigstens meine Rechtfertigung an, vielleicht daß du mich milder richtest, und dem Unglücklichen deine Verzeihung, dein Mitleid nicht versagst.

Noch stand Heinrich wie erstarrt auf der Treppe.

O, fuhr Leopold fort, in einem finstern Wahne bin ich gefangen gelegen; schwer habe ich gebüßt, bis zum eigenen Morde trieb mich's, und nur eine höhere Hand konnte mich erhalten. Nun ist es zur Klarheit in mir gekommen; zwar die Flamme ist erloschen, die den Tag in mir entzündete — doch nein, sie leuchtet jetzt nur in noch schönerem, in unsterblichem Lichte, und Theodorus ist versöhnt mit mir und Verzeihung gewährend aus der Welt gegangen.

Wie mit unsichtbarer Macht lösete der Name Theodorus den Graus und die Erstarrung in Heinrichs Seele, und schien mit neuer Lebenskraft alle Geister in ihm aufzuregen. Er trat in das Haus hinein; freudig und traurig zugleich reichte er Leopold die Hand. Längst schon ist alles vergessen und verziehen, sprach er, und ich freue mich mit dir und danke aus vollem Herzen der ewigen Liebe für die Gnade, welche sie durch ihren Auserwählten dir gewähret hat.

Beide traten mit einander die Treppe hinauf in das Zimmer. Auf einem Nebentischchen lag das Buch aufgeschlagen, woraus Leopold das Lied gesungen hatte.

Der Tisch war gedeckt. Der Baron klingelte und ließ noch ein Gedeck für Heinrich bringen. Sie sprachen bei dem Essen von Theodorus, aber man genoß nur wenig, allzu groß war die innere Bewältigung.

Der Tisch ward bei Seite geschoben, und in ernstem Gespräche gingen beide in dem Zimmer auf und nieder. Leopold erzählte, wie lange und wie schmerzlich er gerungen in dem Wahne, den Freund getödtet zu haben, und wie er erst hier von dieser Beänstigung sey frei geworden; wie aber nur eine so gewaltige Noth und ein so langes Ringen endlich vermochten, ihn nach und nach aus der Verblendung zu ziehen, die seinen Geist umhüllt hatte, und von den Fabeln zu Gott zurückzuführen. Nicht, sagte er, daß ich glaubte, es schon errungen zu haben, aber den Weg kenne ich nun und die Wahrheit, und die Wahrheit, hoffe ich, soll mich endlich ganz frei machen.

Schon diese Worte thaten Heinrich aus dem Munde seines Freundes (denn dafür erkannte er ihn nun wieder) außerordentlich wohl. O diese Gedanken in deinem Herzen, rief er freudig, sie werden es ganz reinigen und das Morgenroth des neuen Tages wird zu einer hellen Sonne werden. Aber noch ist eine verirrte Seele, Clorinde?

Auch sie, sagte Leopold, ist zum Lichte gelangt.

Wäre es möglich? fragte Heinrich erstaunt.

Verstehe mich nicht falsch, antwortete Leopold. Noch vor ihrem Tode hat sie den Wahn durchschaut, aber allzu mächtig war das Grauen der That in ihr;

über mich hat sie den Fluch gesprochen, sich selber gewaltsam gebahnt den Weg zum Lichte.

Sie hätte —? fragte Heinrich erschrocken.

Sich selbst entleibt, schloß Leopold die Rede. Dieser hohe Geist konnte nie die Mittelstraße halten, immer trieb es ihn in das Excentrische hinaus.

O, sagte Heinrich, dies ist das Licht nicht gewesen, hier hat abermals nur die dunkle Macht über ihr gewaltet.

Es war schon spät; die Freunde waren im Begriff sich zu trennen. Schlafe ruhig, sagte Heinrich, Gottes Frieden im Herzen und der Verzeihung deines Freundes gewiß. Empfange wieder, du verirrter, heimgekehrter Bruder, den Bruderkuß. Hat der Vater sein reuiges Kind aufgenommen, wie sollte sich nicht der Bruder der Rückkehr des Bruders freuen? Er besiegelte diese Worte mit einem Kusse auf den Mund des wiedergewonnenen Freundes.

Er wollte zur Thür hinaustreten, das Licht in der Hand; aber nochmals wandte er sich um und that endlich eine Frage, die schon einige Male ihm auf den Lippen schwebte, und die er auszusprechen sich gescheut hatte. Nur noch Eines, sagte er, alles andere morgen. Bin ich denn wirklich in des Freiherrn Wohnung? wo ist der Vater und die Tochter?

Harder und sein Sohn und seine Tochter, entgegnete Leopold, sind verreiset, werden aber in wenigen Tagen iederkommen.

Sein Sohn? fragte Heinrich verwundert.

Ja, auch Robert ist gerettet, erwiederte Leopold. Glücklich, wen kein herberer Wahn gefesselt hielt, wo nur die Meinung, nicht das Herz irrte. Und Cäcilie, fuhr er fort, dieser Engel des Lichtes? Freue dich, deiner harret hohe Freude. Ich habe es wohl bemerkt, sie spricht nicht von dir, wie von andern.

Eine hohe Röthe färbte Heinrichs Wangen, und von seliger Freude leuchtete sein demüthig gesenkter Blick, vor Freude zugleich über die Nähe der Geliebten, über des Freundes Rettung und die Rückkehr des Verlorenen. Und wie er so, selig und demüthig und verklärten Angesichtes, mit dem Lichte in der Hand unter der halb geöffneten Thür stand, glich er weniger einem hinaustretenden Menschen, als vielmehr einem hereintretenden Boten des Herrn, hernieder gesandt, Trost und Friede dem Hause zu bringen.

Er ging endlich in ein nahes Zimmer, das ihm Leopold anwieß, denn man hatte frühe, um für sich allein zu seyn, den Diener verabschiedet. Noch war kein Schlummer in ihm. Einige Male ging er in dem Zimmer auf und nieder, dann öffnete er das Fenster. Hell schien der Mond, die Luft war rein und frisch und von Blüthendüften erfüllt. Sein Geschick trat vor seine Seele; er erschrack bei dem Gedanken, wie zerstörend sein Lebenspfad an dem Leben zweier Menschen hingestreift war. Aber er konnte sich nicht anklagen, nicht verdammen, er war sich keiner Schuld bewußt. Nicht er wollte sie, sie wollten ihn von seiner Bahn abziehen und verloren darüber die ihrige. Aber der eine Verirrte

wenigstens, dachte er, ist dem Heile wieder gewonnen; und du, Theodorus, du hoher herrlicher Mensch auch hier wieder? auch dieser sollte in dir den Führer finden? Es war ihm, als ob unsichtbar des edlen Abgeschiedenen verklärter Geist ihn umschwebe und seinem Geiste tröstliche Laute des Friedens von jenseits herüberflüstre. Mild und linde umwehten ihn endlich die Fittiche des ruhigsten Schlummers.

Wir aber wenden uns zu dem seligen Heimgegangenen zurück, und erwärmen nochmals unser Herz an dem letzten, milden Scheine seines im Erlöschen noch wohlthätigen Lebens.

Sechstes Buch.

Alles, was von Gott geboren ist, überwindet die Welt, und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.

1 Joh. 5, 4.

Erstes Kapitel.

Leopold, wissen wir, war, während Robert vor Freuden des Freundes vergaß und dem Vater und der Schwester nach dem Hause des Geistlichen folgte, mit diesem in der Kirche zurückgeblieben. Alle trafen in der heitern Pfarrwohnung zusammen, wo Theodorus, nachdem er mit der bessern Speise ihre Seelen gelabt hatte, bedacht war, auch ihr irdisches Bedürfniß mit einem Mahle zufrieden zu stellen, das man nicht minder von der Liebe, wo mit der Geber es würzte, ein Liebesmahl nennen durfte.

Aber wie erschrack Leopold, als er in das Zimmer trat, und auf den ersten Blick in Harder und Cäcilie den Vater und die Tochter erkannte, welchen er in dem Hospitze auf dem Gotthard begegnet war. Jetzt begriff er wohl, warum Robert, der mit seiner Schwester viele Ähnlichkeit hatte, immer eine schon gekannte Erscheinung in seiner Erinnerung hervorrief, über welche er sich doch nie mit sich selbst zu verständigen vermochte. Allein er befürchtete, nun auch selbst erkannt und verachtet zu werden. Doch wer hätte in dem jungen Krieger jenen wahnwitzigen, von seinem Schicksal verfolgten Verbrecher — denn so erschien er ihnen damals — suchen sollen? Alle begrüßten ihn auf das freundlichste als den Gefährten und Lebensretter ihres theuren Robert. Aber doch war es Cäcilien, so oft sie den Baron ansah, als ob mit dem Blicke aus seinen Augen sich eine geheime, grauenvolle Erscheinung aus ihrem Innern loswinde, und störend zwischen sie und den Fremden trete. Noch nie hatte sie dieses Gefühl in sich empfunden: auf das widerlichste fühlte sie sich von einem Menschen abgestoßen, ohne sich selbst über den Grund davon Rechenschaft geben zu können.

Leopold war ungewöhnlich ernst und schüchtern, eben durch das unerwartete Zusammentreffen und die Besorgniß, erkannt zu werden. Er hatte, als er sich zufällig mit Theodorus allein befand, diesem den Wunsch geäußert, bei ihm seine Wohnung nehmen zu dürfen, um so desto ungestörter seine Gesellschaft genießen zu können. Durch allerlei Schicksale sey er auf Ideen und

Ansichten geleitet worden, die nach und nach mit ihrem Gewinde ihn so umschlungen hätten, daß ihm die Kraft mangele, sich durch sich selbst daraus zu erlösen. Durch Roberts Mittheilungen habe er sich überzeugt, daß Theodorus allein der Mann sey, dessen tiefere Weisheit und reifere Lebenserfahrungen den seinigen vermöchten zu Hülfe zu kommen. Um so freudiger aber gewährte ihm Theodorus dieses Verlangen, als er auch während der wenigen Stunden ihres Beisammenseyns schon mit seinem geübten Auge eine tiefere Wunde in dem Herzen des Fremden entdeckt hatte, als Schwerdt und Krieg zu schlagen vermögen. So blieb denn Leopold bei Theodorus, als gegen Abend die andern sich entfernten. Nun erst schien es ihm für diesen Tag wohler zu werden, besonders da mit der Nacht Urban anlangte, der Mitarbeiter des alten Theodorus, der aber dann, wenn dieser seiner nicht bedurfte, willig mit seinen Diensten allen benachbarten Geistlichen zu Gebote war, und wirklich heute von solch einer Aushülfe zurückkehrte. Er war ein kleiner junger Mann, außerordentlich rührig, mit kleinen braunen Augen, die in dem vollblühenden Gesichte sich fast zu verlieren schienen, hätten sie nicht stets von einem besonders lichten Glanze gefunkelt. Mit gleich richtigem Tacte für das Irdische, wie für das Himmlische, schien er geboren, und es war oft schwer zu entscheiden, ob seine Schalkheit seine Gutmüthigkeit überwiege, oder diese jener den Sieg abgewinne. Sehr freundlich kam er sogleich Leopold entgegen, und beide junge Männer machten schnell Bekanntschaft mit einander.

Der folgende Tag war zu einem Besuche auf Harders Landsitz bestimmt. Leopold verlor bald seine Verlegenheit, dagegen trat nun bestimmt, so wie sie ihn ansah, in Cäciliens Bewußtseyn das Bild des Mannes von dem Gebirge; auch später erneuete es sich ihr immer wieder, und es war ihr oft, als müsse er jetzt den Dolch unter dem Kleide hervorziehen und anbetend vor demselben niederfallen. Sollte er denn wirklich eine Ähnlichkeit mit jenem haben? fragte sie wohl sich selbst; aber es fiel ihr in ihrem reinen Sinne von ferne nicht ein, jene grausenvolle Erscheinung in ihm zu suchen, und sie machte sich selber Vorwürfe, daß sein Anblick immer die Erinnerung an dieselbe hervorzurufen vermöge. Es war ein eigener Streit in ihr zwischen zurückstoßendem Grauen vor ihm, und Dankbarkeit und Liebe zu ihm, als dem Lebenserretter ihres geliebten Bruders.

Die Tage waren sehr schön, und man wollte sie nicht ungenützt vorüber gehen lassen. Man verabredete auf den kommenden Morgen einen Ausflug nach der nahen Stadt. Mit der Frühe desselben erschien Robert mit dem Wagen und den Pferden seines Vaters bei den Freunden. Urban nahm außen neben ihm, dem Wagenführer, seinen Sitz, Leopold in dem Schlage neben Theodorus. Flüchtig zogen die muthigen Braunen die Gesellschaft dahin. Man hatte den ebenen bequemen Weg längs dem Flusse gewählt, da der kürzere über das Gebirge für das Fahren zu gefährlich war. Die Sonne leuchtete so warm, es schien fast der Sommer zurück-

gekehrt zu seyn, hätten nicht die falben Blätter und der Duft über dem Flusse, der sich eben hernieder senkte, nur zu sehr an die spätere Jahreszeit erinnert. Alle waren sehr vergnügt und freuten sich der geschäftigen Thätigkeit um sie her, welche überall die spätern Gaben des Jahres von den Feldern einsammelte. Die Straße war zu beiden Seiten mit Obstbäumen besetzt, die noch großentheils unter ihrem gewichtigen Segen die Äste und Zweige beugten. Besonders hatte Leopold seine Lust an den hohen, herrlichen Nußbäumen, auf denen oben Männer und Knaben mit langen, schwankenden Stäben und dünnen Stangen die Früchte abschlugen, die zum Theil selbst im Fallen ihrer Schalen sich entledigten und unten von Frauen und Mädchen oder jüngern Kindern in Körben und Säcken gesammelt wurden.

Man hatte in der Stadt, wo sich nun Ludwig auf einer Erziehungsanstalt befand, einige Besuche zu machen; den übrigen Theil des Tages wollte man auf dem Schlosse zubringen. Robert stieg mit Theodorus den weitern, bequemern Weg durch die Stadt hinan, während Urban seinen neuen Hausgenossen auf dem steilern Pfade durch die Anlagen hinaufführte. Leopold hatte seit vielen Jahren diese Gegend nicht besucht. Er erinnerte sich noch des alten Gartens und war nun ganz entzückt über die neue Schöpfung, in welcher, wie er sagte, das alte Schloß nur wie eine zu ihrer Verherrlichung aufgeführte Ruine erschiene, wenn überhaupt unsere Zeit den Muth und die Ausdauer besäße, auch nur solche Trümmer hervorzubringen.

Man traf oben zusammen und theilte sich seine Gefühle mit. Urban war ganz mit Leopold einverstanden, aber Theodorus hatte gegen die neuen Anlagen vieles einzuwenden und schien gar sehr an das alte Schloß mit seinen alten Umgebungen zu hängen, aus welchen nur die hohen Bäume sich erhalten hatten. All dies neue Gesträuch, sagte er, wie oft noch wird es welken und wieder neu angepflanzt werden müssen, während diese hohen Bäume, unverwüstlich wie jene Mauern, in denen sie Wurzel geschlagen haben, dastehen. Doch, fügte er hinzu, läßt sich nicht läugnen, freundlicher, bequemer ist dieser Ort nun, und auf sicherm Wege wandelt man zu mancher Stelle hin und genießet in Ruhe einer herrlichen Aussicht, welche sich zu verschaffen man sonst mit Lebensgefahr über Trümmer klimmen mußte, oder wozu man vor dem wildverwachsenen Gesträuche gar nicht gelangen konnte.

Und ich weiß nicht, sagte Robert, soll ich mehr die Schnelligkeit bewundern, womit in verjüngtem Leben diese neue Schöpfung über den alten Trümmern aufstieg, oder die unverwüstliche Dauer, womit jene herrliche Ruine dem Neide der Zeit zu trotzen scheint.

Und Schmach wäre es ja, sagte Leopold, für das jetzt lebende Geschlecht, hätte es nicht wenigstens den Boden aufgegraben, den Schutt weggeschafft und neben jenem steinernen Baue eine blühende Schöpfung gegründet.

Wo, rief Urban, blühen auch neue Geschlechter auf, ohne daß nicht die Erde mit ihnen blühe, und

wo welkte der Boden nicht mit ihnen, wo sie welken? Überall zeugt die Erde von dem Menschen, und an keiner Stätte kann er erscheinen, ohne daß diese unter seiner Hand eine mildere, freundlichere Gestalt annehme, mag er daselbst einen Pallast oder eine Hütte bauen.

In der That, stimmte Robert bei, sehen wir an, wie viel dieses Wesen, das nicht etwa bloß in dem Universum, sondern auch auf dem Erdenrunde durch seine Kleinheit fast vor dem Blicke verschwindet, dennoch mit seiner wohl berechneten Kraft vermag: dann erst fühlen wir recht unsre Würde und einen Stolz, die Herrscher zu seyn auf der Erde.

Blicken wir, sagte Urban, von diesen schon in alter Zeit mächtig gesprengten Bogen, ohne welche hier nach und nach der Garten sich abgeflacht hätte, in die Tiefe hinab; nicht bloß die Stadt unter uns ist durch Menschenhand und Menschenwitz aufgebaut, auch diese herrliche Ebene, die wie ein schöner Garten und als das Bild der vollkommensten Cultur fortdauernd von dem Frühlinge bis zum späten Herbste eine Erndte nach der andern bringt: was wäre sie ohne des Menschen fördernde Beihülfe? Uns gegenüber sehen wir den steilen Abhang des Berges mit Rebenstöcken bepflanzt, und haben wir nicht am Morgen bei der Fahrt durch das Thal den Fleiß bewundert, wie er selbst den Felsen die wenige Erde, womit sie bedeckt sind, abgewann, oder neue Erde hinauftrug, um auf dem Gesteine kleine Pflanzungen zu gründen?

Das alles, fiel Robert ein, vermag nur der Mensch.

Er reißt den Erdboden auf, streuet den Saamen hinein und gebietet der Erde: das mußt du mir bringen! Pflanzen versetzt er aus einem Himmelsstriche in den andern; hier legt er Saaten an, dort Wiesen, hier Gärten, dort Wälder und schattige Gänge, je nachdem er es seinem Nutzen oder Vergnügen förderlich erachtet.

Auch die ganze Thierwelt, sagte Urban, muß ihm als ihrem Könige huldigen. Einige Thiere zähmt er sich zu seinen Hausgenossen und macht ihre Kraft zu der seinigen, andere bekriegt er oder rottet sie gar aus.

Und dennoch, entgegnete Robert, betrachten wir ihn bloß von Seiten der physischen Unterstützung, welche ihm die Natur gewährt, so erscheint er nur als ihr Stiefkind. Nicht einmal mit einem Kleide hat sie ihn ausgestattet, und sie gab ihm nicht, wie allen ihren andern Kindern, angeborne Triebe zu sichern Führern auf die Reise mit.

Oder hinderte sie daran, fiel Urban ein, nicht bloß ihre Ehrfurcht vor ihm, weil sie es nicht wagte, ihrem Herrn die Fesseln anzulegen, in denen sie ihre Unterthanen gefangen hält? Wenigstens er selbst verliert dabei nichts; nur um so freier rührt er sich und waltet um so gewisser über sie mit dem geistigen Funken, welchen sie ihm nicht geben kann. Das Kleid, das ihn umhüllt; die Wohnung, die er baut; die Waffe, welche er führt; das Werkzeug, dessen er sich bedient: zeugt nicht alles von seiner Übermacht?

Ja, was mehr heißen will, fuhr Robert fort, selbst den Elementen bietet er Trotz; nicht allein die Erde

gehorcht seinem Gebote, auch Feuer, Luft und Wasser müssen sich bei seinen Erfindungen ihm dienstbar zeigen. An der aufgerichteten Eisenstange weiset er dem Blitze seinen Pfad an; durch Felsen und über Eisgebirge sprengt er sich eine Bahn. Brücken wölbt er, wie dort (auf die herrliche Brücke hindeutend, welche bei der Stadt über den Fluß führt) in festen Bogen über den Strom, und trocknen Fußes geht er über die Wasser. Aus dem Schooße der Erde gräbt er ihre edlen und unedlen Schätze herauf; das Feuer muß ihm die Metalle schmelzen, und mit dem Metalle selbst hämmert und schmiedet er das Metall. Selbst Sturm und Meereswogen schrecken ihn nicht; das klug gebaute Fahrzeug trägt ihn von einem Erdtheile zum andern über den Meeresspiegel, und selbst wenn das Tageslicht erlischt und die Gestirne keine Bahn mehr zeigen, muß ihm ein Stein zum Wegführer dienen, dem er seine geheime Kraft abgelauscht hat. Ja in die hohen Räume des Himmels selbst steigt er auf mit dem leichten Luftball.

Und aller der bewunderswerthen Künste nicht zu gedenken, fiel von neuem Urban begeistert ein, wo er vermittelst kleiner Kraft ungeheure Wirkungen hervorbringt; zeigt er sich nicht in seiner ganzen Herrlichkeit schon in der einen Erfindung, wodurch es ihm gelang, seinen Gedanken eine Sprache für das Auge zu verleihen, und dem fernesten Freunde in einem wohlversiegelten Blatte das verborgenste Regen seines Herzens, das tiefste Geheimniß seines Geistes kund zu thun?

Theodorus hörte mit Verwunderung dem Eifer zu;

womit die beiden Jünglinge einander schienen in dem Lobe der Macht und Herrlichkeit des Menschen überbieten zu wollen. Wohl, sagte er, ziemt es euch jungen kräftigen Herzen, die ihr der Welt etwas Tüchtiges leisten möchtet, auch euch selbst und euern Mitarbeitern etwas Rechtes zuzutrauen. Aber laßt doch auch mich alten Mann ein Scherflein beitragen zu eurer Rede Schatz.

Und nun begann er in dem freundlichsten, gutmüthigsten Spotte: Ja mächtiger ist der Erdenherrscher fast, als der in der Höhe waltet. Hat er nun seine Felder wohl bestellt, so bestimmt er dem Himmel jeden Tag, wie viel Gewölk er senden soll. Mit seiner Hand bedeckt er seine Saat, daß nicht Dürre und Feuchtigkeit schaden können. Das himmlische Feuer und den Sturm wehet er weg mit dem Hauche seines Mundes, daß sie ihm seine schönen Bäume nicht entwurzeln. Er läßt, wenn es ihm gefällt, den Frühling schneller nahen, und mäßigt die Gluth des Sommers, wenn sie ihm zu drückend wird. Zur entschwundenen Stunde spricht er: kehre wieder, daß ich nochmals dich benutze. Die Jahre hemmt er in ihrem Lauf; gegen den Tod und das Alter hat er, wie gegen alle Übel, ein sicheres Arcanum erfunden, und daß nicht unversehens ihn etwas überrasche, das nicht in seiner Berechnung lag, und nach langer Mühe sein Werk zu nichte mache, durchschaut er aller Dinge Grund und kennt das Band, welches alle Ereignisse an einander knüpft.

Beschämt und verwundert blickten Robert und Urban

einander an. So die Sache betrachtet, sagte jener, könnten wir freilich gar nichts, da wir in keinem Dinge des Erfolges gewiß sind.

Und unser Lob, fuhr dieser fort, gliche den Seifenblasen, die nur so lange eine schöne, schimmernde Kugel bilden, als sie frei in der Luft schweben, aber die bei der geringsten Berührung zerspringen und zu Wasser werden. Aber doch läßt sich schwerlich bestreiten, daß der Mensch nicht in einem bestimmten Kreise den er selbst durch seine Kraft und Thätigkeit mehr oder minder erweitern kann, Herr sey, und hier hängt es von seinem Fleiße, seiner Vorsicht und Klugheit ab, ob er in einem Paradiese wohne, oder in einer Wildniß, ob er durch Treue und Umsicht seine Angelegenheiten fördere und seinen Zustand verbessere, oder durch eigene Selbstvernachlässigung sich selbst verderbe.

Wer wird es läugnen wollen, sagte Theodorus, daß des Menschen Kraft und Wille viel vermag, doch nicht alles, dünkt mich, und nicht, wenigstens durch sich selbst, das Beste nicht. Und darin erscheint der Herrscher mir am herrlichsten, daß er dies selbst fühlt, daß die Erde mit aller ihrer Herrlichkeit seinem großen Herzen, er mit allen seinen Thaten sich nicht selbst genügt, und alle Begegnisse seines Daseyns, alles, was er vollführt und was ihm mißlingt, nur dahin wirkt, die Sehnsucht nach einem bessern Reiche in ihm zu wecken, welches nur er allein kennt von allen Wesen, die inmitten dieser Schöpfung wohnen.

Allein, unterbrach ihn Leopold, der indessen nachdenklich, ohne an dem Gespräche Theil zu nehmen, demselben zugehört hatte: wo sollen wir nun die Gränze finden oder selbst ziehen, bis wohin des Menschen Vermögen reicht, und wo ihm die Säule mit der Inschrift gesetzt ist: bis hieher, und nicht weiter — ?

Ich dächte wohl, erwiederte Urban, welchen Leopolds fragender Blick traf: über das Ganze der Weltordnung ist ihm die Macht nicht verliehen, wohl aber über ihren Einfluß auf ihn selbst, damit dieser nicht bewältigend für ihn sey, wie für die andern Wesen, welche überall dem Zwange der Natur gehorchen müssen, sondern nur erregend, die innere Kraft und Thätigkeit immer mehr in ihm zu wecken und zu beleben. So nur wird es ihm möglich, daß er als eine in sich geschlossene Welt der ihn umschließenden sich entgegensetze, und selbst in seiner Freiheit dastehe in dem Reiche des Zwanges und der Nothwendigkeit.

Wohl, sagte Theodorus, was das Heil des Einzelnen fördert, ward in seine Hand gelegt; aber das, worauf das Wohl aller beruht, hat der Weltenlenker billig seiner eigenen Weisheit vorbehalten. In dem Einzelnen, was seine Person angeht, kann und soll jeder mit walten, aber über die Ordnung der Dinge im Großen und Ganzen hat keiner Gewalt, darum auch nur sofern über die Folge und Wirkung seiner That, als diese nicht hierauf Bezug hat, und so sehr er sich auch abmühe, in dieser Ordnung kann er nichts verrücken noch verschieben.

Freilich, sagte Urban, wie ich den Tag anwende, stehet in meiner Macht, aber die höhere Leitung sendet den Tag und die Nacht, und den Wechsel derselben vermag ich so wenig zu ändern, als ich den Lauf der Zeit, die mich und alle mit sich fortträgt, zu hemmen vermag. Wie ich des Lebens gebrauche, ist mir frei gegeben, aber sie sendet das Leben und setzt demselben auch wieder sein Ziel. Sogar über den Erfolg meiner Unternehmungen bin ich bis zu einem gewissen Punkte Herr, aber nicht ganz, damit ich nie vergesse, daß noch ein Höherer über mir waltet.

Und wie weise stimmte Robert ein, ist diese Anordnung. Denn auch bei der Ungewißheit dessen, was der Mensch unternimmt, bei dem geringen Umfange der Kraft, die ihm gegeben ward, gebehrdet sich dennoch der kleine Herrscher oft so übermüthig; und wie könnte bei dem Eigensinne, den Wechsel und Unbestande so vieler Launen und Wünsche auch nur die geringste Einheit in dem Ganzen statt finden, vermöchte jeder nach Gutdünken daran zu meistern oder zu ändern, und mehr noch, als höchstens in seinem Kreise zu schaden und zu verderben?

Aber selbst auch dies, entgegnete Theodorus, vermöchte er nur durch den, ohne dessen Willen uns kein Haar auf dem Haupte kann gekrümmt werden, und in dessen Ordnung selbst das Böse, Tod und Zerstörung und was nur ein Mensch durch den andern erleidet, nur zur Verherrlichung des hohen Meisters und zur Vollendung seiner Plane wirken muß.

Unsere Zeit, bemerkte Robert, liefert uns die Beläge hierzu. Hätte der Eine nicht so über alles Maaß seine Kraft mißbraucht, alles auf das Äußerste und Höchste getrieben, so hätte eine neue Ordnung so schnell nicht erfolgen können. Je mehr er eigenmächtig drohete und zerstörte, um so mehr diente er nicht sich, sondern der höhern Weltordnung, und beschleunigte die Resultate, welche sie herbeiführen wollte.

Wer nur in allem, sagte Leopold, dieses Glaubens leben könnte! Nur steigt mir dabei ein Zweifel auf: wer mag nun auch den Schlechtesten noch anschuldigen, wenn seine böse That zum Guten geführt, und er durch das Übermaaß seiner Verworfenheit nur um so mehr der ewigen Ordnung gedient hat?

Damit, sagte Theodorus, nimmt unser Gespräch eine sehr ernste Wendung. Wir wollen diesen Gegenstand ein anderes Mal besprechen, da nun die Zeit zum Aufbruche mahnt. Dies könnte freilich mit Muße während der Fahrt im Wagen geschehen, aber auch bei einer andern Gelegenheit kann es nachgeholt werden, doch nicht der angenehme Gang über das Gebirge, welchen Urban mit unserm neuen Freunde verabredet hat.

Damit trennte sich die Gesellschaft. Robert fuhr den alten Theodorus auf dem bequemern Wege zurück, Urban und Leopold traten den Pfad über das Gebirge an.

Doch ein Ereigniß, welches nach wenigen Tagen sich zutrug, sollte sie bald an ihre abgebrochene Unterredung erinnern und andere, noch ernstere Betrachtungen wieder in Leopolds Seele zurückführen.

Zweites Kapitel.

Robert hatte seine Freunde besucht; Leopold begleitete ihn eine Strecke, als er am Abend nach der Wohnung seines Vaters zurückkehrte. Das Feld war voll von geschäftigen Menschen; besonders aber erregte heute Leopolds Aufmerksamkeit die eigene Art, das Obst auf dem Felde zu trocknen, wie sie in dieser Gegend üblich ist und wie er sie noch nicht bemerkt hatte. Man legt zu diesem Zwecke eine Art unterirdischer Ofen an, deren Öffnung oben mit Hürden bedeckt wird. Auf diesen breitet man die Früchte aus, welche durch das darunter befindliche Feuer die nöthige Wärme erhalten. Gewöhnlich befindet sich bei einer solchen Dürranstalt eine Hütte von Stroh für die Person, welche das Geschäft besorgt. An einer solchen Hütte gingen sie nun vorüber. Drinnen lag ein schöner schlafender Knabe von etwa drei Jahren, unter welchem die Mutter zum bequemern Lager ihre Schürze ausgebreitet hatte. Diese, ein schönes junges Weib, war mit einem Mädchen beschäftigt, das etwa zwei Jahre älter seyn mochte, als sein schlafender Bruder. Das Kind schien sie um etwas zu essen gebeten zu haben. Sie sprach gar liebevoll mit demselben, und empfahl ihm, ja sorgsam auf das Brüderchen acht zu haben, damit es, wenn es etwa indessen aufwache, dem Feuer nicht zu nahe komme. Ich will schnell ins Dorf laufen, sagte sie; gleich bin ich wieder

bei euch; wir haben heute gebacken, und da bring ich euch gutes, frisches Brod mit.

Mit diesen Worten entfernte sie sich. Leopold begleitete seinen Freund noch bis auf die nächste Höhe, von wo man zugleich nach Harders und Theodorus Wohnung hinblicken konnte. Hier trennten sich beide. Leopold fiel auf dem Rückwege das Weib wieder ein. Was doch alles eine Mutter für ihre Kinder thut, dachte er, und ihre Liebe gewährt gewiß überall mehr als sie verheißt. Ich will doch acht haben, wenn ich an die Hütte komme; ohne Zweifel hat sie den Kindern auch noch etwas Butter auf das Brod gestrichen. Während er dies dachte, sah er plötzlich die Hütte in Flammen auflodern. Was ist das? rief er ängstlich. Er sah Leute von den nahen Feldern herbeieilen; er selbst beflügelte seine Schritte. Er mußte in eine kleine Vertiefung hinab, als er aber wieder auf den höhern Ort gelangte, sah er, wie die Leute, welche ihm zuvorgekommen waren, schon die flammende Hütte aus einander gerissen hatten, überall lagen noch Brände und Funken in dem Grase. Eine Frau hielt den Knaben in den Armen, der ganz braun war, wie eine Mumie, und keine Spur des Lebens mehr zeigte. Ein Mann dämpfte noch das Feuer an den Kleidern des Mädchens, das auf das kläglichste winselte und sehr beschädigt schien. Leopold half, so gut er es vermochte. O unglückliches Weib, rief er, welch ein Anblick deinem Mutterherzen! Er sah sich um; ohne daß er in dem Schrecken ihr Herannahen bemerkt hatte, stand das Weib hinter ihm. Sie hielt wirklich zwei Schnitte Brod,

die mit Butter bestrichen waren, in der Hand; aber ihre Kinder denen sie diese bringen wollte, und über deren Freude sie gewiß im voraus sich gefreut hatte, waren indessen selbst vom Feuer verzehrt worden. Sie klagte nicht, rang nicht die Hände, bleich und sprachlos stand sie da, schlaff hingen ihre Arme herab, sie schien einem von Schrecken getödeten Wesen ähnlicher als einem lebenden.

Leopold fühlte ein unaussprechliches Mitleid in sich; gern hätte er sein eigenes Leben hingegeben, um damit der Mutter das Leben ihrer Kinder zu erkaufen. Aber was diese dunkle Macht dir abgerungen hat, rief er, kannst du ihr nicht mehr entreißen. Alle die schrecklichen Ideen von Zufall und Schicksal brachen mit einem Male die Bande, in die er sie endlich gelegt hatte, und rissen von neuem an seinem schon zerfleischten Herzen. Da sah er nun wieder die ganze Macht, und zwar eine recht heimtückische Macht des Verhängnisses. Ist das auch die Liebe? rief er. Freunde, die ihr des Menschen Kraft und Können so hoch gepriesen, seht nun, was ein einziger Augenblick über ihn vermag! Er trug es nicht länger; das Entsetzen trieb ihn fort; er eilte zu Theodorus, den er mit Urban im Garten traf.

Beide erschraken bei seinem heftigen Hereinstürzen. Er fand kaum Athem, um nur das Vorgefallene zu erzählen. Erschöpft sank er auf seine Bank nieder. Und ich habe es nur gesehen, rief er, mir gehören die Kinder nicht; aber die Mutter, der sie das Feuer heimtükkisch verschlungen hat! Und in ihm selbst kam der Ge-

danke: hast du nicht auch so heimtückisch einem greisen Vater seinen einzigen Sohn, die Hoffnung seines Alters getödtet? du und das Feuer, ihr seyd nur Werkzeuge desselben Verhängnisses?

Entsetzt hörte Urban seine Erzählung wie etwas Unglaubliches an. Eine Thräne trat in Theodorus Augen. Noch, sagte er gelassen, wandeln wir im Glauben, nicht im Schauen. Doch hier ist vielleicht noch Hülfe möglich, und Lieben ist besser als Wissen. Er ließ sich den Ort beschreiben, wo das Unglück vorgefallen war und eilte dahin; Urban folgte ihm nach.

Erst spät kamen sie zurück. Noch trafen sie Leopold unbeweglich auf der Bank, wie sie ihn verlassen hatten. Er hatte in den schrecklichsten Betrachtungen diese Stunden hingebracht. Jetzt, da er den Schmerz des Weibes gesehen, wich auch der alte Friedberg vor seinem Blicke nicht. Seine lebendige Phantasie mahlte ihm die Scene, wie der Greis bebend dastand bei der Nachricht von dem Tode seines einzigen Sohnes und ihm nun sein Leben zum Überdruß ward, und er hörte ihn flehen zu der ewigen Macht, doch endlich die Fesseln zu lössen, die ihn an eine Welt binden, wo nun sein lieber Sohn nicht mehr war.

Sehr wohl that ihm in dieser Beklommenheit Theodorus milder Ruf, dessen Hand sanft die seinige faßte. Sie sind heimgegangen, die beiden Kindlein, sagte der Greis; auch das Mädchen ist verschieden. Noch konnten wir mit Mühe so viel von ihm erfahren: Knaben seyen nach der Mutter Entfernung gekommen und hätten

einen Brand geholt, um ein Feuer zu machen; darauf sey die Hütte in Brand gerathen. Es habe dem Brüderchen zu Hülfe kommen wollen, sey aber von Rauch ganz betäubt worden, und mit den Füssen in der Mutter Schürze verwickelt, sey es auf das Brüderchen gefallen. Dieses habe ruhig fortgeschlafen (es mußte schon erstickt seyn), aber es selbst habe gar viel von der Flamme gelitten.

Doch, setzte Theodorus hinzu, es war nur kurzer Schmerz gegen die lange Flammenquaal des Lebens, durch die wir alle schreiten müssen und durch die so viele nur versengt, nicht gereinigt werden.

Wie eine Flamme brannte dieses Wort in Leopolds Brust. Ja du bist auch der Versengten, aber nicht der Gereinigten einer, dachte er.

Aber, ihr glücklichen Kinder! rief Theodorus in frommer Begeisterung; dein ganzes Daseyn, du frühe verwelkter Knabe, war nur ein Traum, und da du erwachtest und das geschlossene Auge aufschlugst und die irdische Mutter suchtest, findest du dich an dem Herzen des himmlischen Vaters. Und auch die Fittiche der Schwester wurden zwar von der Flamme versengt und zerrissen, aber nicht verunreinigt von dem Staube der Erde, und oben harret ihr beide nun der Mutter in seligem Leben, ohne die Noth und Quaal des irdischen gekostet zu haben!

Man ging zu Tische. Leopold wollte durchaus nichts genießen. Theodorus wieß ihn zurecht mit sanftem Tadel. Da gerade, sagte er, wo der Geist erschüt-

tert und ermattet ist, müssen wir ihm dadurch zu Hülfe kommen, daß wir den Leib stärken und erquicken, damit nicht auch die körperliche Ermattung ihn noch schwerer belaste. Auch der Greis genoß wenig, aber Leopold mußte ein Glas kräftigen Weins mit ihm theilen; dann entfernte er sich, um nochmals nach den schwer bedrängten Leuten zu sehen.

Was das für ein Mann ist! sagte Urban, als Theodorus sich entfernt hatte. Wenn ich auf ihn blicke, möchte ich oft an mir selbst verzweifeln; und doch wie hebt und spornt mich dann die Hoffnung wieder, einmal nur von ferne ihm nahe zu kommen. Wie er voll Milde und freudigster Zuversicht zu den tief Betrübten sprach! Der Mann faßte sich zuerst und half nun selbst sein Weib trösten. Er machte sie darauf aufmerksam, wie sie ja nur in Liebe, nicht in Vernachläßigung von ihren Kindern gegangen und dieselben bloß darum nicht mehr getroffen, weil ihnen indessen der Vater oben eine weit herrlichere Speise gereicht habe, und wie die kurze Trauer, die sie erlitten, nicht werth sey der ewigen Freude, nach und nach zu der sie eingegangen. Es war, als ob eine harte Schale auch von dem Herzen des Weibes sich löse; endlich stürzte ein Strom von Thränen aus ihren trockenen Augen. Sie wollte anfangs von ihren Kindern nicht lassen, vor denen sie sich auf die Knice niedergeworfen hatte. Nun brachte er sie dahin, daß sie für diese Welt von ihnen Abschied nahm und sich selbst nach dem Hause einer Schwester begab. Wie viele Gewalt, setzte Urban hinzu, die rechte Frömmigkeit eines Herzens

doch über alle andere hat; wie ich mich selbst getröstet fühlte!

Selig seyd ihr glücklichen Menschen, rief Leopold, die ihr mit so frommen Gedanken euch tröstet. Ich aber bin in ein stürmisches Meer hinausgestoßen, mein Schiff ist knarrend geborsten; mit den Wellen ringe ich, und glaube ich auch endlich noch ein Brett, einen Balken von dem zertrümmerten Schiffe ergriffen zu haben, so entreißt mir der Sturm es immer wieder.

Gut, sagte Urban, daß Sie nun nahe bei dem Hafen angelangt sind, und Theodorus ist ein sicherer Lotse, auch ein leckes Schiff zwischen den Klippen durchzuführen.

Wage ich doch kaum, sagte Leopold, vor ihm einen Zweifel zu äußern; so ein einziges Wort, in Glauben und Zuversicht ausgesprochen, schlägt sie alle nieder; aber eben diese Zuversicht fehlt mir, und ich fühle mich nur so lange beruhigt, als er gleichsam in seinen Glauben mich aufgenommen hat, dann aber nur desto unseliger, wenn ich in meine eigenen Zweifel zurücksinke. Und nun nagt mir immer der Gedanke an dem Herzen, über den ich nicht Meister werden kann: hänget denn des Menschen ganzes irdisches Glück und Daseyn von solch einem Zufall ab? Ist es die Grausamkeit, die Vernachlässigung eines Menschen, was über das Leben und Schicksal anderer so schreckliche Macht übt? Wenn ein Tyrann weniger grausam, eine Mutter weniger nachlässig wäre, würde nicht so manches Opfer gerettet werden? Oder würde der, dem einmal bei, ja vor sei-

ner Geburt schon der Tag und die Stunde seines Todes bestimmt ist, wenn nicht auf diese, doch auf eine andere Weise umkommen? So daß also die Welt nichts dabei gewönne, sondern bloß jene Menschen die Ruhe vor dem Vorwurfe, durch ihre Grausamkeit oder Vernachlässigung ein Menschenleben zerstört zu haben? Ist überhaupt eines Menschen Schicksal in die Hand eines andern gelegt?

Die Leitung dieses Schicksals wenigstens und die Sorge für dasselbe, sagte Urban. Kinder, welche selbst des Willens und der Weisheit noch ermangeln, finden diese bis zu eigener Mündigkeit in dem Willen und der Weisheit ihrer Eltern; diesem ähnlich ist das Verhältniß zwischen Regent und Unterthanen, und das Beste wenigstens würde aus unserm Leben wegfallen, wäre uns diese Sorge für die Geliebten genommen. Freilich wir und die unserer Sorge anvertraut sind, stehen zusammen wieder unter höherer Sorge; um die Übel, welche ohne unser Zuthun ihnen begegnen, weinen wir mit ihnen, dafür sind wir aber nicht verantwortlich. Sollte dieses Weib vielleicht von einer kleinen Unbesonnenheit nicht ganz freizusprechen seyn, so hat sie doch in reinster mütterlicher Liebe gehandelt. Ein anderes freilich, schloß er, wäre es, wenn ein Mensch unbefugt und aus feindlichem Sinne in das Glück eines andern eingriffe, und dieses, ja dessen Leben selbst zerstörte. Möge der Herr jeden, den sein Herz nicht freispricht, richten; ich will kein Urtheil der Verdammung über ihn aussprechen.

Ohne es zu wißen und zu wollen, griff er dem Baron in seine offene Wunden und sprach das Urtheil verdammend über ihn. Leopold brach das Gespräch ab und begab sich auf sein Zimmer.

O, rief er, muß denn alles den verwunden, welcher einmal sich selbst auf das ärgste verlezt hat? Arme Menschen, helfen wollt ihr und trösten; aber ihr seyd die Allsehenden nicht, ihr reißt nur noch mehr auf die schon klaffende Wunde! — Doch, sagte er, ist es nicht meine Schuld? Warum gehe ich umher wie ein Reiner unter den Reinen, der ich doch unrein bin? Warum zeige ich ihnen nicht mein Verbrechen, und lasse mich verachten und verstoßen, wie ich es verdiene?

Der Schlummer gab seinem geängstigten Geiste endlich die Ruhe wieder.

Drittes Kapitel.

Urban besorgte die Bestattung der beiden unglücklichen Geschwister. An dem Grabe, das beide zugleich empfing, hielt er eine kurze Rede. Er sprach von dem seligen Tode der Kindlein. Er begann damit, wie der göttliche Erlöser wiederholt seine Jünger auf die Kindlein, beschämend und ermunternd, hinweise, wie es ihre Unschuld sey, was ihm solche Liebe zu ihnen abgewinne, wie sie aber nur unschuldig und zugleich selig in sich seyen durch Wahrheit, Demuth, Vertrauen und Liebe. Diese vier schönen Engel seyen es, sagte er, die gleichsam jedem Kinde, so wie es geboren worden, zu Hüthern an seine Wiege gestellt würden, und die auch lange seine schwachen Schritte bewahrten, bis allmälig die Welt über ihn Macht gewinne und diese Hüther von ihm scheuche. Da sey keine andere Hülfe für den Menschen, als den mächtigern Helfer Christus in sich aufzunehmen, und durch ihn zu besiegen die Macht der Welt. Aber gar viele ringen nicht recht ernstlich nach diesem Siege, und seyen sie endlich am Ziele ihrer Laufbahn angelangt, so sey ihr Weg durch das Leben nicht ein Weg zu Gott gewesen, sondern zu der Hölle, aus den irdischen Flammen zu den ewigen. Aber selig sey ein Kind, wenn es noch scheide in seiner Unschuld, und seine vier schönen Engel auf ihren Händen es sanft aufwärts trügen aus dieser Freude zu der noch schönern nach oben.

Urban hatte, nachdem er seinem geistlichen Berufe Genüge geleistet, sich gegen Abend auf den Weg gemacht, einige Freunde in der Nachbarschaft zu besuchen, von denen er erst in einigen Tagen zurückzukehren gedachte. So blieb Leopold bei Theodorus allein zurück. Er hatte Urban's Rede angehört. Unser Freund, sagte er zu Theodorus, hat sehr fromm und christlich, und gewiß für seine Zuhörer, die noch in dem Glauben sind, recht erbaulich gesprochen. Aber die heilige Schrift selbst, diese Trösterin der Herzen, hat in dem meinigen mächtige Zweifel geweckt, welche der Tod dieser Kinder wieder neu in mir aufgeregt hat. — Und gern hätte er dem frommen Manne ganz sein Herz aufgeschlossen, um bei ihm volle Hülfe zu finden, und schon schwebte das Wort auf seiner Zunge, aber eine innere Angst und Scham, nichtswürdig vor dem Heiligen dazustehen und vielleicht gar von diesem nach der Entdeckung länger nicht der Theilnahme werth geachtet zu werden, drängte das Geheimniß wieder in sein Inneres zurück. Er erzählte bloß, wie jene Stelle aus dem apostolischen Sendschreiben nach und nach ihn auf die Idee gebracht habe: wie nur wenige Auserwählte der besondern Gnade Gottes gewürdigt würden, er sich aber unter diesen nicht befände. Zwar andere Stellen, besonders die von dem verlorenen Schafe, schienen mehr Trost zu versprechen, aber der Rückblick auf den ganzen Zusammenhang der Ereignisse seines Lebens, und besonders auch der Tod dieser Kinder, führe ihn immer wieder darauf zurück, wie es an des Menschen Wollen und Laufen nicht liege, und was ein

jeder auch sich selbst zutraue, er am Ende doch nur das Werkzeug einer dunklen Macht sey, die ihn auf seiner Bahn fortstoße, und deren Geboten er gehorchen müsse, möge er nun wollen oder nicht.

Theodorus hörte sehr ernst und nachdenklich, ja fast traurig, die Worte seines neuen Freundes, ohne ihn zu unterbrechen, an. Wo einmal der Zweifel bis zu dieser Tiefe gelangt ist, sagte er dann, als Leopold geendigt hatte, gelangt er auch bis ganz auf den Grund, bis zu seinem Tode, der Wahrheit. Er holte das Griechische Original der heiligen Schrift aus seinem Bücherschranke herbei. Er las nochmals die Stelle durch. Daß die Menschheit, begann er dann, ohne besondere göttliche Gnade, welche den Erlöser sandte, aus ihrem tiefen Falle sich nicht hätte erheben können, und jeder, welcher zu dem Heile gelangt, dies nicht seinem eigenen Vermögen, sondern allein dieser gnadenreichen Vermittelung und der Berufung durch Gott verdanke, daran zweifeln Sie doch wohl nicht?

O, versetzte Leopold, möchten alle ihre eigene Unwürdigkeit und die Unmöglichkeit, durch sich selbst zum Heile hinanzukommen, so tief in sich fühlen als ich; aber eben darum betrachte ich mich als einen, der nicht zum Heile berufen ist.

Hier aber, fuhr Theodorus fort, ohne vorerst den Schluß von Leopolds Rede zu beachten, hatte der Apostel Leute vor sich, die eine solche Unwürdigkeit nicht in sich zu fühlen scheinen. Sie waren von dem Mosaismus zu dem Evangelium übergetreten, und als die Abkömm-

linge Abrahams, des hochgefeierten Mannes und gepriesenen Freundes des Herrn, betrachteten sie sich auch als die einzigen Erben des Reiches und aller Verheißungen Gottes, worauf sie vor allem glaubten ein Recht zu haben; ja nicht genug damit, sie banden auch noch gewissermaaßen, nachdem sie zu dem Evangelium übergetreten waren, das Heil an die Beobachtung des durch Moses bestimmten Dienstes, an die Werke des Gesetzes, welche sie fortdauernd sogar von den Gläubigen aus dem Heidenthume fordern. Diesem widersetzt sich denn der Apostel mit dem ganzen, so mächtig in ihm waltenden Ernste. Alle, erklärt er ihnen, hätten sich der göttlichen Gnade gleich unwerth gemacht, und ein Volk so wenig Ansprüche darauf als das andere. Darum könne nun auch Gott diese Gnade einem seiner verirrten Kinder so gut schenken, als dem andern, und nicht das besondere Verdienst eines Menschen sey es, daß er berufen werde. In so stärkerm und schärferm Gegensatze aber stellt er diese Ansicht der ihrigen gegenüber, damit sie um so leichter ihren Irrthum erkennen sollten.

Aber, entgegnete Leopold, so wenig ich auch ein Recht auf die göttliche Gnade in mir fühle, so thut mir es doch wehe, da auch ich ein Kind bin des ewigen Vaters, nicht auch von ihm dieses gnadenreichen Rufes gewürdiget zu werden.

Wer sagt denn, erwiederte Theodorus, daß irgend ein Mensch von diesem göttlichen Rufe ausgeschlossen sey? Das eben ist die trostreiche, freudige Verkündi-

zung *): „Christus ist gekommen, selig zu machen, was verloren ist;“ aber alle waren verloren, und alle ladet er ein **): „kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seyd;“ und seinen Jüngern giebt er den Auftrag ***): „in alle Welt zu gehen und das Evangelium zu predigen aller Creatur, auf daß, wer glaubt und getauft wird, selig werde.“

Aber dennoch, versetzte Leopold, erinnere ich mich gelesen zu haben: ****) „viele sind berufen und wenige auserwählt.“

Und, fügte Theodorus hinzu, der Heiland selbst sagt: *****) „die Pforte ist enge und der Weg ist schmal, der zum Leben führet, und wenige sind ihrer, die ihn finden.“ Aber daraus, daß nicht alle einer Einladung gehorchen, folgt der Schluß nicht, daß sie nicht an alle ergangen sey. Vielmehr müssen wir den Grund in einem andern suchen; und sollten wir ihn vielleicht darin finden: daß dieser Ruf, diese Einladung zum Heile, wie sie an alle ergehet, für sich allein nicht hinreiche, sondern es noch einer zweiten Gnade, einer göttlichen Kraft und Wirkung in unserm Willen bedürfe, wodurch es uns, die wir die Einladung vernehmen, erst möglich wird, den Ruf Gottes zu ergreifen und uns zum Heile zu wenden; daß diese zweite Gnade nicht aber mit dem göttlichen Rufe allen, sondern nur wenigen Auserwählten zu Theil werde?

---

*) Matth. 18, 11. **) Matth. 11, 28.
) Marc. 16, 15. 16. *) Matth. 20, 16.
*****) Matth. 7, 14.

In dieser Annahme, entgegnete Leopold, liegt offenbar ein innerer Widerspruch. Ein solcher Ruf wäre kein Ruf der Liebe, die nicht dem einen Kinde eine doppelte, dem andern eine einfache Gnade schenkt, und ein Ruf, dem zu gehorchen mir die Fähigkeit mangelt, ist in der That kein Ruf an mich, und wenn der Berufende nur wenigen Lieblingen diese Fähigkeit verleiht, so ist es so gut, als ob er nur diese berufen habe; die andern können gar von ihrem Falle sich nicht aufrichten, weil er sie nicht, wie jene, emporhebt. Aber damit fällt auch alle Sittlichkeit. Wer kann mir eine Versunkenheit anrechnen, aus deren Tiefe mich empor zu richten mir keine Kraft verliehen ward? Wer kann eine Vollendung von mir fordern, deren ich durch mich selbst nicht unfähig bin? Das eben sind die Irrgänge, in welche ich mich immer verliere, und aus denen ich keinen Ausweg zu finden weiß.

Vielleicht daß dieser sich dennoch findet, sagte Theodorus. Aber unterbrechen wir den Faden unsrer Rede nicht. Allerdings mit jener Annahme fiele nicht bloß die Sittlichkeit des Menschen, auch des Trostes der Versöhnung würde er beraubt. Denn das ist keine ganze und volle Liebe, die nur einigen ihrer gefallenen Kinder zum Aufstehen die Hand reicht; dann ist Christus es nicht mehr, der den Himmel und die Erde, der die ganze Welt versöhnt, worin doch alle Aussprüche der heiligen Schrift übereinstimmen, von denen ich Sie nur auf einige aufmerksam mache. Eben jener Apostel sagt *):

*) Coloss. 1, 19. 20.

„in ihm, in Christus, gefiel es (Gott), die ganze Fülle wohnen zu lassen und durch ihn alles mit sich zu versöhnen, Friede stiftend durch das Blut seines Kreuzes, durch ihn, auf Erden und im Himmel.“ Und der Jünger der Liebe spricht das freudige Wort *): „so jemand sündiget, haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater, Jesus Christus, der gerecht ist. Dieser ist die Versöhnung für unsere Sünden; nicht allein aber für die unsrigen, sondern auch für die der ganzen Welt.“ Ja der göttliche Erlöser selbst nennt sich **) „das Brod Gottes, das vom Himmel kommt und bringt der Welt das Leben.“ Hier ist, und überall in der Schrift, nur die Rede von einer Versöhnung der Welt, nicht aber von der weniger Auserwählten.

So bliebe also, sagte Leopold, nichts übrig, als den Grund, daß ein Mensch dem göttlichen Rufe nicht gehorcht und damit zum Heile nicht gelangt, in seinem eigenen Widerstreben zu suchen?

Wohl! entgegnete Theodorus, dadurch, daß wir von dem ursprünglichen Heile abgewichen sind, tragen wir alle eine Sehnsucht nach dem verlorenen Gute in uns. Gott hält uns dieses vor und zieht uns zu demselben hin; will dennoch ein Mensch widerstreben, so lassen keinem die geistigen Gaben und Güter sich aufzwingen. Wir könnten sie nicht nehmen, ohne daß Gott sie uns darreicht, aber wir erlangen sie auch nicht, ohne daß wir selbst darnach reichen und ein Verlangen

*) 1. Joh. 2, 1. 2.

**) Joh. 6, 33.

in uns tragen. Es gehört hierzu ein Nehmen und Geben. Darauf beruht unsere Freiheit, durch die wir allein nur über die Natur uns erheben, und Kinder Gottes sind, und das ist der herrlichste Triumph unsrer höhern Würde: daß, während die bewußtlosen Wesen stumm und mit Zwang folgen dem Gebote des höhern Herrschers, dem sie gar nicht untreu werden können, der Mensch seinen Beruf freudig ergreift, und mit Bewußtseyn und Lust vollbringt den Willen der höchsten Weisheit, die nur vor dem Blicke seines Geistes ihr Geheimniß enthüllt hat. Und so ist denn auch keiner verloren, der nicht selbst vom Heile weicht; Zufall, Zeit und Ort haben keine Gewalt über ihn; sie müssen ihm alle dienen, so lange er nicht von dem weicht, dessen Diener der Zufall und die Zeit nur sind.

Theodorus wurde durch einige Leute abgerufen, welche ihn zu sprechen wünschten, und so ward das Gespräch der beiden Freunde unterbrochen.

Viertes Kapitel.

Auf den nicht unfreundlichen Tag folgte ein kalter, stürmischer Abend. Man hatte bisher gewöhnlich nach dem Nachtessen noch eine Stunde in dem Garten zugebracht. Dies war heute nicht möglich; Theodorus

und Leopold blieben zusammen an dem Tische. Dieser hatte, augenblicklich beruhigt, dann sich neuen Zweifeln hingegeben. Noch, sagte er, den Faden des Gesprächs von neuem anknüpfend, habe ich mich nicht aus dem Labyrinthe gefunden; ja, es dünkt mich, als hätte ich mich noch weiter darin verirrt. Aus dem Gebiete der Nothwendigkeit und des Verhängnisses fühle ich mich mit Einem Male in das der unbeengtesten Freiheit versetzt. Also allein von des Menschen eigener Willkühr hängt es ab, ob er dem höhern Rufe folgen will? Er wäre ganz seines Glückes Meister? Alles, was wir Vorherbestimmung nennen, fiele also von selbst weg?

Ohne ihm geringsten meiner Freiheit etwas zu vergeben, entgegnete Theodorus, habe ich immer an eine göttliche Vorherbestimmung geglaubt, und stets den besten Trost meines Lebens darin gefunden, und ich glaube, Freiheit und Vorherbestimmung können so gut neben einander bestehen, als Nehmen und Geben. Der Mensch empfängt nichts, er nehme und ergreife es denn, aber „der Mensch kann auch nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel.“ *) In diesem Spruche liegt unser Schicksal; darin gleicht sich aller Streit und Widerspruch aus.

So bestände also, fiel Leopold ein, unsre Freiheit bloß darin, uns innerhalb eines Kreises, welcher sogleich mit unsrer Geburt um uns gezogen wird und aus dem wir nie herauskommen, uns selbst unsre Stelle zu wählen?

*) Joh. 3, 27.

Wenigstens, versetzte Theodorus, die Stelle, die Sprosse, welche wir auf der Himmelsleiter erklimmen werden.

Wir möchten, sagte Leopold, vielleicht am sichersten zum Ziele gelangen, wenn wir uns darüber verständigen, wie viel in unserm Wirken uns überlassen, wie viel Bestimmung ist?

So lassen Sie uns, entgegnete Theodorus, einmal annehmen: die Wahl und der Entschluß liege immer, oft auch die That, nie aber die Macht und die Folge der That, in unsrer Hand.

Auf eine fünffache Vorausbestimmung, sagte Leopold, hat mich schon mein früheres Nachdenken geführt. Selbst können wir uns die Eltern und ersten Erzieher nicht wählen, auf deren Einfluß so unendlich vieles für unser ganzes Leben beruht; eben so wenig die Zeit, den Ort unsrer Geburt, die Umgebung, welche frühe ihr Bild uns aufdrückt; auch die innern Anlagen und vorwaltenden Fähigkeiten, die Mischung unsres Characters nicht; ferner nicht die Summe äußerer Hülfsmittel und Güter, welche wir mit erhalten; und endlich die Zeit und Dauer nicht, auf welche der Besitz aller dieser hemmenden oder helfenden, störenden oder fördernden Verhältnisse gewährt ist; das alles ist uns, wenn nicht voraus, wenigstens von außen bestimmt.

Allerdings, stimmte Theodorus ein, durch alle diese von uns selbst unabhängigen Bestimmungen ist jedem bei seiner Geburt gleichsam schon vorausgesagt: du sollst Herrscher seyn, du Knecht; du sollst hoch stehen, du

niedrig. Jacob habe ich geliebet, Esau gehasset. Nur ist der Kreis um ihn nie so fest und enge geschlossen, daß er nicht denselben, nicht bloß nach dem Maaße der ihm verliehenen äußern Hülfsmittel, sondern auch nach dem Grade der Äußerung der in ihm thätigen Willenskraft, mehr oder minder erweitern oder verengern könnte. Alle äußern Eindrücke und Verhältnisse sind, wie wir neulich sahen, nicht bewältigend für ihn, sondern wirken durch die in ihm nie zu lähmende, sondern stets rückwirkende Willenskraft nur erregend auf ihn ein; eben so wenig als eine Stahlfeder dadurch, daß man sie zusammenrollt und in einem Gehäuse einschließt, ihrer Elastizität beraubt wird oder dieselbe durch äußern Druck innerhalb dieser Einschließung verliert. Im Gegentheil, je enger sie zusammengerollt, je mehr sie von außen angeregt wird, desto mächtiger ist nur ihre Gegenwirkung.

Aber so thätig der Mensch auch seinen Willen übe, sagte Leopold, und so sehr er den Kreis erweitere, so kann er am Ende doch über den Umfang einer Welt nicht hinaus, welche vor ihm da war, und welcher er, ob er auch nach dem äußersten Norden oder Süden sich flüchte, doch nicht zu entfliehen vermag.

Nicht allein dies, versetzte Theodorus, auch nicht einmal die Folge seiner That ist in seine Hand gegeben und die Beziehung, in welche er etwa willkürlich sich selbst, auf eine wohlthätige oder störende Weise, mit dem Heile aller setzen möchte. Die höhere Ordnung und Leitung der Dinge knüpft ihn durch seine eigenen

Thaten an eine Kette von Ereignissen, aus der er, ist einmal die That vollbracht, sich nicht mehr losziehen kann. Entweder er thut selbst willig und vorsätzlich, was diese will, oder Gott faßt seine That und giebt dieser eine solche Wirkung, daß doch nur geschieht, was die höhere Weisheit will. Der Mensch vollbringe, was er will, seine Thaten müssen dennoch in Gottes Ordnung einstimmen: das ist eine sechste, wie mich dünkt, die herrlichste Vorherbestimmung.

So wäre, wandte Leopold ein, der Mensch in der That nichts, als das Rad in einem großen Uhrwerke?

Nur mit dem Unterschiede, antwortete Theodorus, daß dieses Rad, welches er vorstellt, selbstbeliebig vor- oder rückwärts gehen kann, und dennoch die große, wundervolle Weltmaschine ihren Gang fortgeht, und daß jedes einzelne Rad, statt mit seinem eigenen Stocken diesen zu hemmen, nur den Gang des Ganzen fördert.

Aber in welcher Abhängigkeit, entgegnete Leopold, stehet der Mensch hierdurch? Was ist ihm noch gewiß?

Ungewiß sicher, erwiederte Theodorus, ist in Bezug auf mich, der ich das Ganze nicht lenke und überblicke, alles, was ich unternehme, aber nicht in Bezug auf den, der es durchschaut und bestimmt. In viele Beziehungen setzt sich absichtlich jeder mit dem andern, um dadurch sich selbst in seinem Werke zu fördern; in viele setzt er sich, ohne es nur zu wissen, da er sein Werk nicht in dem ganzen Umfange seines Eingreifens in das Wirken anderer erkennt; und in viele wird er durch diese gesetzt, die ohne daß er es begreift und

versteht, auf ihn einwirken. Viel Folgen seiner Thaten berechnet er, aber mehr noch kann er aus gleichem Grunde nicht berechnen. So wird er, wie mit sichtbaren und unsichtbaren Fäden, überall durch diese Beziehungen umstrickt, und er zieht sein Verhängniß auf sich herein. Er steht in einem Kreise von Ereignissen, von denen er die wenigstens voraus zu bestimmen vermag, und jeder Augenblick kann einen fördernden oder störenden Umstand herbeiführen, der nicht in seiner Berechnung lag. Ja, je trotziger er vorschreitet, je weniger er seine Thaten beachtet, je frevelnder er in das Wirken einer halben Welt eingreift, und so diese zu gemeinsamen Wirken gegen ihn reizt: um so mehr zieht er ein Gewinde hinter sich nach, das sich immer schwerer, immer fester und enger um seine Schritte schlingt, bis er endlich an dem Abgrunde steht und von der Last, welche an ihm zieht, hinabstürzt. Aber auch wer so trotzig nicht ist, es kann doch keiner voraus ermessen, was kommen wird. Denn Einer nur durchschaut bis in alle geheimste Beziehung, bis in alle verborgenste Verschlingung, jene tiefere und allgemeinere Verknüpfung der Werke und Thaten aller Einzelnen unter einander, und ihren Zusammenhang im Großen und Ganzen; jener, der allein die Macht darüber hat, und nicht selbst darein verschlungen ist; aber das ist kein Mensch.

So fehlte uns also gänzlich die Macht? fragte Leopold unmuthig. Aber was frommen mir alle Thaten, wenn ich des Zweckes, der Folge nicht gewiß bin, weßwegen ich sie allein verrichte?

Dennoch, entgegnete Theodorus, liegt ein innerer Widerspruch darin, daß wir die Macht besitzen sollten; denn ein höheres oder geringeres Vermögen ist in der That keines, so lange es nicht das höchste ist. Nur die Macht ist eine rechte Macht, welche über alle andere Macht ist, und dies ist allein die Allmacht. Aber Allmacht könnte kein Mensch besitzen, ohne sie über alle zu üben, und jeder andere müßte sie zugleich wieder über ihn haben; das widerspricht sich durch sich selbst. Was sollten wir auch bei unserm oft so verkehrten Wollen mit der Macht? So theilen wir alle das Wollen, aber die Macht kommt allein nur dem besten, dem unfehlbaren Willen zu; dem nur gehöret die Macht an, welcher sie nicht mißbrauchen kann.

Was hilft es mir, sagte Leopold, daß er mit seiner Macht alles leitet? Mir ist es Zufall, und ich, der ich sein Geheimniß nicht durchschaue, stehe da als ein wechselndes Spiel des Zwanges und des Ungefährs.

Als Zufall freilich, erwiederte Theodorus, muß mir vieles erscheinen, sofern ich allem, dessen Zweck und Grund ich nicht erkenne, überhaupt Grund und Zweck abspreche, und ich nicht vertraue, daß alles in einem Höhern und Bessern, als ich bin, seinen Anfang und sein Ende habe, so daß alles, was mir als Zufall erscheint, Nothwendigkeit ist in dieser höhern Ordnung.

Auch das, fiel Leopold ein, frommt mir wenig; dann ist es Verhängniß, und mir kann es am Ende gleichgültig seyn, ob ich ein Kind des Ungefährs oder des Verhängnisses bin.

Dennoch, antwortete Theodorus, steht der schon höher, welcher nur ein Verhängniß glaubt; er erkennt wenigstens eine den Zufall bindende Macht an: doch wird auch er mit seinem Glauben noch den rechten Trost nicht finden. Denn seine Götter selbst können ihn nicht retten, sie wirken nur in einem weitern Kreise als er; aber sie selbst sind Söhne desselben Verhängnisses, und so gnädig sie auch seyen, sie können ihm nur gewähren, was sein Verhängniß ihm bestimmt hat.

So liegt es also nicht, seufzte Leopold, an jemandes Wollen oder Laufen; welches sein Schicksal sich erbarmet, dessen erbarmt es sich, und wen es verstockt, den verstockt es. Das eben ist die harte Lehre, die mich so unglücklich macht, und ich fasse nicht, wie Sie dieselbe mit solcher Ruhe auszusprechen vermögen.

Weil es, versetzte Theodorus, mein Glaube, meine Lehre nicht ist. Auch bin ich überzeugt, daß der Apostel selbst diese Worte nicht so verstand; vielmehr erkenne ich den Glauben der heiligen Schrift als das einzige Mittel, uns aus dem Zufalle und Verhängnisse zu retten.

Und wie können wir, fragte Leopold, aus dem Zufall uns retten, dem Verhängniß entgehen?

Dadurch, antwortete Theodorus, daß wir der Liebe uns in die Arme werfen.

Ist die Liebe, fragte Leopold, mächtiger als das Verhängniß.

Sie allein, erwiederte Theodorus, ist das Verhängniß. Wohl, mein Freund! wir, uns selbst überlassen, entzogen einer höhern Huth, müßten unter der Last des

uns erdrückenden Verhängnisses trostlos untergehen, wären ein Spiel des Zufalls, Kinder der Angst und Noth, ohne Freude und Frieden. Um so nothwendiger ist es, daß wir unter den Schutz einer höhern, schirmenden Macht uns retten. Und das eben ist die freudige Verkündigung der vom Himmel geoffenbarten Lehre: jene Macht, der alles gehorcht, die alle Tiefen durchschaut, jedes Verhältniß knüpft, alle Bande löset, und waltet über die Verschlingung aller Beziehungen, diese hohe allgewaltige, allerregende Macht ist die Liebe. Und Christus ist uns nicht bloß der Verkündiger, sondern auch der Vermittler der ewigen Liebe; er kommt zu uns, wir nehmen ihn in uns auf, er uns in sich und in der ewigen Liebe. Damit sind wir entrissen dem Verhängnisse, und der Zufall hat keine Macht über uns; ja selbst der Zufall, alle Dinge müssen denen zum Besten dienen, welche Gott lieben, und sie ihrem ewigen Gute nur unzertrennlicher vereinen.

Noch, sagte Leopold, durchschaue ich dies nicht klar; noch steht der strenge Spruch der Schrift unwiderlegt da.

Er soll auch nicht widerlegt, versetzte Theodorus, aber wohl recht erkannt werden. Jeder, der Ungläubige so gut, wie der Gläubige, muß seine Abhängigkeit fühlen von einer Gewalt, der er nicht zu widerstehen vermag, und vieles muß ihm begegnen, was er augenblicklich in seinem Grunde und Zwecke nicht erkennt. Aber nur der Ungläubige steht, weil er nicht an die Liebe glaubt, in Angst und Zagen da. Für ein Gemüth,

das der ewigen Liebe an der Brust liegt, giebt es weder Zufall noch Verhängniß; alles ist ihm Führung, Schickung Gottes, es sind die Wege des Herrn, die er auch da verehrt, wo er sie nicht durchschaut, aus Ehrfurcht vor dem Höhern. Und der Herr ruft uns *nicht* bloß, er bestimmt auch jedem, unabhängig von ihm selbst, eine solche Lage, wodurch er am sichersten zum Heile geleitet wird. Wenn andere um uns, wenn wir selbst schauerliche Thaten begehen, so liegt der Grund freilich nur in unserm oder ihrem verkehrten Wollen; aber daß wir einen solchen Menschen vor uns sehen, daß wir scheinbar in seine Macht gegeben sind, ist Vorherbestimmung; er könnte das geringste Übel uns nicht zufügen, wenn die ewige Liebe es zu unserm Besten nicht zuließe. Was in ihm freier Wille ist, erscheint für uns, die wir diesen Willen nicht bestimmen, sondern nur der Wirksamkeit desselben preisgegeben sind, als Nothwendigkeit. Und hier trägt denn ein gläubiges Gemüth die Nothwendigkeit in Bestimmung seiner Lage auf den Willen des auf ihn einwirkenden übelwollenden Menschen über. Es erscheint ihm, als habe Gott den einen Menschen verstockt, den andern begnadigt, um, je nachdem es noth thut, hier *seine* Milde, dort seine Strenge zu zeigen. In diesem Sinne spricht der Apostel in dem Geiste und der Sprache seiner Zuhörer zu diesem. Nicht als ob die ewige Liebe absichtlich ein Menschenherz den andern zur Warnung verstocke, also, um eines ihrer Kinder zu retten, das andere verderbe; Gott knüpft nur das Schicksal von

Menschen, welche so schwer zu erleuchten waren wie die Israeliten, an das des noch verblendetern Ägyptischen Königes, um in seinem Schicksale die schauerliche Lehre zu empfangen, wie ein Mensch, welcher absichtlich dem Bessern widerstrebt, nur sich selbst in das eigene Verderben stürze. Gott bestimmte den König nicht, so schlecht zu handeln, aber sie versetzte er in die Nothwendigkeit, diesen so handeln zu sehen, und so sagen sie nun: Gott habe ihnen zu'm Beispiel den König verstockt.

Müßten wir, fragte Leopold schon mehr beruhigt, also mit der Macht nicht auch den Willen aufgeben?

Den eigenen Willen allerdings, versetzte Theodorus, um ihn in einem höhern wieder zu gewinnen. Was ziemte uns vernünftigen Wesen auch mehr, als ausschließlich nur das zu wollen, was die ewige Weisheit will? Und das ist die höchste Aufgabe unsres Lebens, in unsrer Lage zu forschen, was die ewige Liebe durch uns will, und was wir in ihrem Dienste wollen sollen.

Aber, entgegnete Leopold, schließt sie nicht den einen in den engsten Schranken ein, während sie einem andern eine halbe Welt zu seinem Wirkungskreise eröffnet?

Mehr, erwiederte Theodorus, wird von keinem gefordert, als daß er an seiner Stelle ganz sey, was er seyn kann und soll. Alle freilich können nicht gleich seyn der Sonne, welche eine Welt erleuchtet, aber jeder kann ein erwärmender, befruchtender Strahl der Sonne seyn; und wer der Strom nicht seyn kann, welcher einem ganzen Lande zur Segensquelle dient, der sey wenigstens dem Bache gleich, welcher dem Strome

sein Wasser zuführt, und um dessen klare Wellen freudig die Blumen aufblühen.

Wenn aber, wandte Leopold ein, alle Schicksale eines Menschen, statt ihn zu selbstlosem, thätigem Wirken aufzuregen, nur dazu gedient hätten, gänzlich das Leben in ihm zu tödten und die Macht des Willens zu brechen?

Dies ist nicht möglich, erwiederte Theodorus. Scheinbar kann die Willenskraft in uns auf Augenblicke gelähmt werden, aber ihre Elastizität ist zu groß, als daß sie je zu brechen vermöchte. Dahin aber leitet die ewige Liebe nach und nach alle unsere Schicksale und Verhältnisse, nicht den Willen in uns zu tödten, sondern durch den Widerstreit, durch die Reibung mit der äußern Welt uns allmälig von derselben loszureißen. Indem aber hierdurch jeder in seiner freien Thätigkeit und Willensäußerung als eine eigene Welt in dem großen Ganzen dasteht, so liegt darin nicht der Zweck, daß er sich auch gänzlich in sich selbst schließe, und einen gleich feindseligen Stand gegen Gott und die Welt annehme; sondern er wird nur darum losgestoßen, damit er, indem er nun den göttlichen Ruf vernimmt und ihm der helfende Mittler naht, freudig diesen in sich aufnehme, und aus dem vergänglichen Reiche in das ewige, aus dem des Hasses und der Feindschaft in das der Liebe und des Friedens übertrete, und freiwillig seinen eigenen Willen in Gott aufgebe, d. h. aufhöre, länger etwas anderes zu wollen, als was er als den Willen der höchsten Liebe und Weisheit erkannte. Und so kommen

wir denn wieder auf den Satz zurück: die Macht über den Zufall und das Verhängniß erlangt der Mensch nur durch eine Erneuerung seines Lebens, durch eine geistige Wiedergeburt, in dem Leben in Gott und Christus.

Damit, sagte Leopold freudig, öffnet sich mir der Blick in ein hohes, tröstliches Geheimniß, das ich bisher kaum geahnet hatte. Aber wie viele glauben in dieser Zeit noch ernstlich an eine solche Lehre?

Darin eben, versetzte Theodorus, liegt die Unseligkeit dieser Zeit, daß sie nicht recht an Christus und die Liebe Gottes glaubt und der freudigen Zuversicht ermangelt. Gott zwar hat Zeichen und Wunder gethan; furchtbarer als je hat er in den schrecklichsten Umwälzungen diese Zeit der Macht des Schicksals preisgegeben: aber wie geringe ist die Zahl derjenigen, die sich in Christus gerettet haben, und haften doch viele so sehr an der Oberfläche, daß sie wähnen, was alle Schrecknisse des Schicksals nicht vermochten, selbst durch einige Ceremonien zu vermögen, und den Menschen in einem erneuerten Cultus das Leben wiedergeben zu können, das sie allein nur in Christus gewinnen werden.

Es trat eine Pause ein in dem Gespräche; eben schlug die Glocke, man überhörte ihre Schläge. Nun rief der Wächter die Mitternachtsstunde aus; die Kerze war tief bis in den Leuchter abgebrannt. Leopold bat den edlen Greis um Verzeihung, daß er ihm einen Theil seiner nächtlichen Ruhe geraubt habe; aber mir, sagte er, haben Sie diese viel reichlicher wiedergegeben. Er entfernte sich, indem er ihm dankbar die Hand drückte.

Fünftes Kapitel.

Die nächtliche Unterredung zwischen Theodorus und Leopold brachte eine tiefe und mächtige Einwirkung auf das innere Leben des letztern hervor. Jetzt erst ward es ihm klar, wo es ihm fehle und wie ihm allein nur könne geholfen werden. Er fühlte das sehnlichste Verlangen in sich, das Leben in Gott recht kennen zu lernen und, wo möglich, durch dasselbe aller Quaal seines eigenen Selbst entrissen zu werden. Als er daher seine beiden geistlichen Freunde den Vorsatz äußern hörte, den Winter über die hauptsächlichsten Bücher der heiligen Schrift mit einander zu lesen, so bat er sie auf das dringendste, ihn an dieser Lectüre Antheil nehmen zu lassen. So brachten sie denn jeden Tag hiermit einige Stunden zu. Während die beiden andern bei allen schwierigern Stellen das heilige Original selbst zu Rathe zogen, las gewöhnlich Leopold aus Luthers Übersetzung vor, und er fühlte sich fast nicht minder gelabt und erquickt durch die Bemerkungen, in welchen bei manchem erhebenden Spruche die ganze Tiefe des göttlichsten Lebens in dem edlen Greise sich kund gab, als durch das heilige Buch selbst. Oft kam Robert zu ihnen herüber, oder man besuchte dann wieder die Freunde; auch während der schlimmern Jahreszeit blieb man ununterbrochen in dem freundlichsten Verkehr. Cäcilie empfand fortdauernd ein gewisses Grauen vor Leopold; desto mehr erfreute sich Theodo-

rus ihrer, und er war immer besonders heiter, wenn er sich in ihrer Nähe befand.

Während dieser ihrer geselligen Unterhaltungen war einige Male die Rede auf Friedberg gekommen, und Leopold entging es nicht, wie alle mit besonderer Liebe und Innigkeit seiner gedachten. So lange er mit diesem in Italien war, wußte er, hatte keine Berührung zwischen ihm und Harders statt gefunden; er schloß daher auf ein früheres inniges Verhältniß zwischen seinem abgeschiedenen Freunde und seinen noch lebenden. Und ihr guten Menschen, dachte er oft, ihr wißt nicht, daß ihr von einem Todten redet und wer euren Freund euch raubte; und wie fühle ich mich doppelt beschämt, nicht bloß eine so schreckliche That verübt, sondern sie auch an euch begangen zu haben. — Aber eben diese Scheu erlaubte ihm nicht, näher nach ihrem Verhältnisse zu dem Abgeschiedenen zu forschen. Er arbeitete treu und unabläßig an seinem Heile, und doch war es ihm immer, als ob das Geheimniß der von ihm verschwiegenen Schuld ihn, so wie er vorschreite, stets wieder wie mit unsichtbarer Gewalt zurückziehe. Ach, dachte er oft, auch ich habe den Druck empfunden, welcher von der Welt mich losstieß, aber statt damit die Höhe zu gewinnen, stürzte ich in den Abgrund hinab; und wird mir es wohl je wieder ganz gelingen mich zu erheben, so lange die ganze Schwere des schuldigen Bewußtseyns an mir zieht? Statt den Feind zu fliehen, gewähre ich ihm in mir selber eine Zuflucht, und wie kann ich die Sünde recht bekämpfen, so lange sie im Verborgenen von mir

genährt und geschützt wird? Nein, ich will ganz in meiner Schwäche und Erniedrigung vor diesen herrlichen Menschen dastehen, damit sie mir auch ganz helfen und mich zu sich hinauf ziehen können.

Oft trat er mit dem Vorsatze zu ihnen, heute gewiß sich ganz zu entdecken, aber so wie er den ehrwürdigen Mann ansah, fühlte er sich auch in seinem Innersten erschüttert. Eine unbesiegliche Angst befiel ihn; nein, seufzte er im Stillen für sich, sie können dich nicht mehr in ihrer Mitte dulden, wenn sie die ungeheure That vernehmen, vor der sogar deine unreine Seele erbebt. Sie werden dich von sich stoßen, und dann bist du ohne Hülfe, dann bist du auf ewig verloren. So ward ein Vorsatz, den er jeden Tag faßte, wie zur That in ihm, bis sie endlich ward ohne seinen Willen.

Das Jahr neigte sich schon zu Ende; auf die erste, trübe Witterung waren helle kalte Tage gefolgt, welche unsre Freunde, besonders die jüngern, zu manchen kleinen Ausflügen in die Nachbarschaft nicht ungenützt ließen. Auf einem dieser Ausgänge war Leopold jenem unglücklichen Weibe, der Mutter der verbrannten Kinder, begegnet. Dies brachte die Rede wieder auf dieselbe, als er nach Hause kam. Theodorus klagte, wie er, so ein erfreulicher Erfolg auch anfänglich sein Bemühen zu krönen schien, umsonst alles aufbiete, eine gewisse Melancholie zu bekämpfen, die immer mehr Macht über das Weib gewinne; ja wie sogar Augenblicke von völligem Irrsinne bei derselben einträten, in

welchen sie gewöhnlich mit etwas Brod umher irre und ihre Kinder aufsuche, um ihnen dieses zu bringen, bis sie mit einem Male ihren Irrthum wieder erkenne und in die alte Trauer zurücksinke. Ihr Gewissen setzte er hinzu, ist sehr zart, und der Gedanke läßt ihr nicht Ruhe, daß sie mit mehr Sorgfalt für ihre Kinder doch vielleicht den Tod derselben hätte verhüthen können.

Gott! dachte Leopold, und mich hat nicht einmal der wissentliche und absichtliche Mord des Freundes wahnsinnig gemacht! Gesetzt auch, sagte er, ein Mensch trage gewissermaaßen durch Vernachläßigung, wie dieses Weib, die Schuld an dem Tode eines geliebten Wesens: ich zweifle nicht, daß er dennoch, in dem Bewußtseyn seines reinen Willens, endlich Ruhe finden werde von der eigenen innern Quaal, und Verzeihung bei dem höchsten Richter. Aber könnte beides jemals auch mit einem Menschen der Fall seyn, der wissentlich und absichtlich in das Glück Unschuldiger zerstörend eingegriffen und ein großes Verbrechen begangen hätte?

Auch daran, erwiederte Theodorus, zweifle ich nicht, sofern nur seine Reue vollkommen ist und ihn zu einer völligen Wiedergeburt führt.

Worin möchte aber ein solcher Mensch wieder am ersten einen wahren und recht erquicklichen Trost finden? fragte Leopold abermals, selbst schon getröstet durch die erhaltene Antwort.

Theodorus bedachte sich, aber Urban fiel schnell ein: ich kann mir nichts anderes denken, als wenn es ihm gelänge, eine recht herrliche That zu vollbringen; zum

Beispiel, wenn er gemordet hätte, ein edles Leben mit eigener Gefahr zu retten.

O Gott, rief Leopold sich selbst vergessend aus, diesen Trost habe ja auch ich da zuerst empfunden, als ich Robert aus dem Strome rettete.

Und um so mehr, sagte Theodorus, dürfen Sie der Rettung dieses edlen Lebens sich erfreuen, da dies nicht gleichsam nur der Ersatz für ein anderes vernichtetes war.

Leopold rang bei diesen Worten eine Weile schweigend in innerm Kampfe. Nein, rief er dann aus, ich habe mich selbst verrathen, und jetzt erst fühle ich mich frei, da das lastende Geheimniß von dem Herzen ist. Ja ihr sollt alles wissen; richtet über mich, verdammet mich, wenn ihr nicht verzeihen könnet, aber zu heucheln vermag ich länger nicht vor euch.

Er erzählte nun treu und aufrichtig, doch ohne vorerst den Namen des Freundes zu nennen, sein ganzes Verhältniß zu demselben, wie groß und liebevoll sich dieser stets bewiesen, wie er ihm endlich, von frevler Liebe geblendet, in Rom seinen Mörder erkauft habe, und von nun an keine Ruhe finde, so daß selbst in seinem unreinen Herzen das Wort der heilenden Verkündigung zu'm Schrecknisse geworden. Und damit ihr alles erfahret, schloß er, so wisset: der, von dem ihr mit so viel Liebe wie von einem Lebenden redet, Friedberg, ist durch meine Hand gefallen; weinet um ihn, und fluchet seinem Mörder!

Theodorus hatte erst mit tiefer Trauer, Urban mit

Entsetzen seine Erzählung angehört; dann aber glänzten die Augen des Greises vor Freude, als er die Worte vernahm, welche den vollen Graus des Frevels enthüllen sollten. O, sagte er, daß ich der ganzen Welt solche Tröstung zu reichen vermöchte, wie ich diese für Ihr geängstigtes Herz habe, mein armer Freund. Zwar noch durchschaue ich nicht wie alles zusammenhängt, aber wissen Sie: der Herrliche lebt, den Sie durch Ihre Schuld getödet wähnen. Und damit Ihnen kein Zweifel bleibe, so lesen Sie diese Briefe, die er mir indessen aus Frankreich sandte. Aber vergeben hat er Ihnen gewiß, denn des ganzen Vorfalls hat er auch nicht einmal erwähnt.

Hiermit holte er einige Briefe aus dem Schreibtische und reichte sie Leopold hin. Dieser faßte sich selbst nicht; er sah die Schrift an, es waren des Freundes Züge; er wollte lesen, aber ein Strom von Thränen stürzte aus seinen Augen. Er sank auf seine Kniee nieder und dankte der ewigen Vorsicht, die ihn so wunderbar führte, die ihm endlich durch sonderbare Fügung das Geständniß entlockte und ihm den Trost reichte, dessen er selbst, durch seine falsche Scheu und sein Zurückweichen gegen die bessere Stimme, noch lange vielleicht hätte entbehren müssen. Die beiden Freunde aber nahm er zu Zeugen vor Gott, daß dieser Augenblick auch der Anfang einer wunderbaren Wiedergeburt für ihn seyn solle und der Eintritt in ein göttliches Leben, zu dem er endlich mit Hülfe eines so geübten Dieners des Herrn zu gelangen hoffe.

Theodorus aber betete mit ihm zu Gott, daß der Vorsatz seines Freundes nicht ohne Frucht seyn möge; und wohl, sagte er zu diesem, wo so mächtig die Reue wirket, da führt sie gewiß zum Heile. Sie redeten nun tröstliche Worte mit einander, wie die ewige Liebe keines ihrer Wesen läßt, auch wenn diese von ihr lassen wollen.

Der himmlische Vater, schloß Theodorus, zieht uns alle zu sich, und auch da, wo eines seiner Kinder sich von ihm losziehen will, hält er es noch. Ist sein Widerstreben zu beharrlich, so läßt er es augenblicklich fallen, aber schnell hebt er es wieder auf. Beharrt es dennoch in seiner Widersetzlichkeit, so überläßt er es scheinbar sich selber und zieht eine Zeit lang seine Hand von ihm ab, und seine Strafe ist alsdann, daß es in die Macht des Verhängnisses gegeben, den Verirrungen des eigenen Willens und allen Zweifeln eigener Selbstberuhigung erliegt. Aber dann ruft er ihm doch wieder, wie der Hirte dem verlorenen Schafe, und kehrt es zurück, so ist alles Frühere vergessen und vergeben von dem liebevollen Vater, mag in dem Kinde auch noch lange Scham und Reue, und das Gefühl eigener Unwürdigkeit fortdauern.

Ach ja, sagte Leopold, jetzt erst fühle ich recht den Trost des Wortes, daß die Liebe huldreich gewährt, was das Verdienst nicht ansprechen kann.

Sechstes Kapitel.

Leopold war wie einem Menschen zu Muthe, welcher lange in einen gräßlichen Traume sich abgeängstigt hat, und nun, da er erwacht, sich selbst und die nahen Gegenstände betastet, ob er auch wirklich wach, und was ihn fast bis zum Wahnsinn getrieben, und ob nicht sein Erwachen ein Traum sey. Eine ungeheure Last, die sein ganzes Daseyn schwer drückte, und unter der er sich mühsam fortschleppte, war von ihm genommen. Aus dem ersten Zustande einer unruhigen, gewaltsamen Freude ging er allmälig in den der beseligendsten Ruhe über, und zum ersten Male fühlte er endlich den Trost innerer Versöhnung in sich.

Überhaupt gewann das Zusammenleben unsrer Freunde immer mehr eine höhere Bedeutsamkeit. Theodorus, der Hinanstrebende, der immer mehr seine Schwingen entfaltete zum Auffluge nach oben, zog alle mit hinauf. Sichtbar schwanden mit dem neu eintretenden Jahre immer mehr seine Kräfte; er fühlte sich zu schwach, nur die Freunde in der Nähe zu besuchen. Aber je mehr der irdische Mensch in ihm ermattete, desto mehr schien der himmlische, so wie allmälig von außen die Bande sich löseten, an hoher herrlicher Kraft zu gewinnen. Eine große Freudigkeit und tiefe Stille erfüllte immer mehr sein ganzes Wesen, und so gern er bei den Lieben weilte, so erwachte doch immer häufiger eine tiefe Sehn-

sucht in ihm, zu dem Vater und den Geliebten heimzukehren, die jenseits seiner harrten. Er glich immer mehr einem Manne, der nach langer Trennung endlich zurückgekehrt und bei der Wohnung der Seinigen angelangt ist, und nun bloß noch mit freudiger Ungeduld des Augenblicks harret, da die Thür sich öffnet, um ganz in die Arme und an das Herz der Geliebten zurückzusinken.

Alle bemerkten die schnelle Veränderung, welche an ihm vorging. Jeder dachte bei sich: nun wird der hohe Geist bald hinaufschweben in das lichtere Reich, das schon aus seinen verklärten Blicken widerstrahlet; aber mit keinem Worte that er seinen Gedanken dem andern kund. In allen entfaltete sich ein reineres und freudigeres Streben, ein gegenseitiger Wetteifer, durch gemeinsame Liebe dem scheidenden Freunde den letzten Abend seines Lebens zu verschönern. Cäcilie kam nun öfter mit dem Vater zu Theodorus herüber; auch sie schien durch die erhöhete Stimmung, in welche sie immer versetzt wurde, noch mehr vergeistigt. Wehmuth und Freudigkeit gaben ihrem Wesen, allen ihren Mienen oft ganz das Ansehen eines Engels. Theodorus nannte sie nur seinen Seraph, und wirklich, wenn sie in dem weißen Gewande mehr zu ihm hinschwebte, als schritt, war es, als ob ein himmlisches Wesen unter unsern Freunden wandle. In weißem Gewande erschien sie nun aber immer, da Theodorus einige Male seine Freude geäußert hatte, sie in demselben zu sehen.

Um des alten Freundes besser pflegen zu können,

hatte sie ihn öfters auf das dringendste gebeten, doch ganz bei ihnen seine Wohnung zu nehmen. Diesen Bitten gab endlich Theodorus nach, und zog an einem hellen Februar-Tage, an welchem ihn Robert und Cäcilie abholten, zu den Freunden hinüber. Mit tiefer Wehmuth und doch freudigem Gefühle nahm er Abschied von der Wohnung, in der er so viele Jahre wechselnd in Freude und Trauer verlebt hatte: denn wohl wußte er, daß er sie nicht wieder beziehen werde, und es war ihm, als ob er überhaupt damit den ersten Schritt aus der irdischen Behausung thue, der er nur halb noch angehörte.

Auch Leopold folgte ihm auf die Bitte der Freunde zu Harders herüber. Sie hatten die Veränderung bemerkt welche mit ihm vorgegangen war, und er selbst hatte Robert sein Geheimniß nicht länger verborgen. Wie man um einen von einem gefährlichen Übel wieder genesenen Freund sich sorgsam bemüht, so behandelten ihn alle mit der zartesten Sorgfalt. Alle freuten sich seiner Rückkehr, und obgleich Cäcilie von dem Geheimnisse nichts erfuhr, so verschwand doch auch in ihr allmälig das Grauen, und sie betrachtete ihn nun ganz mit der Freudigkeit, womit eine Schwester den Lebenserretter des geliebten Bruders ansieht. Urban der nun ganz die geistlichen Geschäfte seines greisen Freundes übernahm, kam, so oft sein Beruf es gestattete, zu den Freunden herüber. Ein schönes Band von Liebe und Innigkeit umschlang alle immer inniger, und dankbar segneten sie jeden Tag, welcher ihnen ihren geliebten Theodorus noch schenkte.

Alle Gedanken des letztern aber wandten sich immer sehnlicher nach dem jenseitigen Reiche hin. Er las viel in der heiligen Schrift, besonders in den Schriften des Lieblings des Herrn, wobei Leopold und auch häufig Cäcilie ihm Gesellschaft leisteten. Ihre Gespräche gewannen immer mehr an Ernst und Salbung. Besonders freudig fanden ihn Leopold und Robert an einem Tage, da sie in das Zimmer eintraten. Das Buch lag offen vor ihm. Wohl, sagte er zu den Freunden, „das ist das große und neue Gebot, daß wir uns unter einander lieben, und niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde.“ *) Aber auch die andere Stelle, welche ich las, hat mich wieder in dem Innersten gelabt. Ich habe auf mein Leben zurückgeblickt, und dabei ist mir klar geworden, daß das allein nur die seligsten und besten, die thätigsten und stärksten Momente meines Lebens waren, in welchen ich als eine lebendige Rebe dem Weinstocke Christus ganz und voll angehörte. Er las seinen Freunden den Anfang des funfzehnten Kapitels aus dem Evangelium des heiligen Johannes vor, besonders die Stelle: **) „ich bin der Weinstock, ihr seyd die Reben; wer in mir bleibet und ich in ihm, der bringet viel Frucht, denn ohne mich könnet ihr nichts thun.“ Auch Cäcilie und der Vater waren heraufgekommen, und es entspann sich nun unter den Freunden ein Gespräch über den erhöheten, geistigen Zustande in dem Menschen, welchen die

*) Joh. 15, 12. 13.

**) Joh. 15, 5.

Schrift das neue Leben, die Wiedergeburt, das Leben in Gott, und Christus in uns, oder den Wandel im Himmel nennt.

So viel, sagte Robert, ergiebt sich durch sich selbst: einem Menschen, welcher diesen Zustand nicht durch unmittelbare Erfahrung an sich selbst hat kennen lernen, muß er unbegreiflich bleiben, ja als Thorheit erscheinen, wenn er Menschen die Dinge nach ganz anderm Maaßstabe ermessen, nach ganz andern Grundsätzen handeln siehet, als seine Klugheit ihm eingiebt.

Das erkannten auch, sagte Theodorus, von je her alle diejenigen, welche in diesem Zustande sich befanden, und Paulus erklärt geradehin, „wir predigen den Gekreuzigten, den Juden ein Ärgerniß und den Heiden eine Thorheit;" *) „das Wort vom Kreuze ist eine Thorheit denen, welche verloren werden, uns aber, die wir selig werden, ist es eine Gotteskraft." **)

Ja, fiel der alte Harder ein, dieses Leben muß geradehin in Streit, in Feindschaft stehen mit dem Leben aller derer, die überall nur ihrem weltlichen Verlangen gehorchen und keine Forderungen kennen, als welche ihre alltägliche, Klugheit an sie macht.

Auch darauf, erwiederte Theodorus, weisen die Erleuchteten hin: „alle, die gottselig leben wollen in Christus Jesus, müssen verfolgt werden!" ***) Dieser

*) 1 Cor. 1, 23.

**) 1 Cor. 1, 18.

***) 2 Tim. 3, 12.

Widerstreit mußte damals um so gewaltiger seyn, als der neue göttliche Glaube, jugendlich stark und mächtig, erst hervortrat; so daß in der That der Erlöser nicht zu viel sagte, als er seinen Getreuen voraus verkündete: „es kommt die Zeit, daß wer euch tödtet, wird meinen, er thue Gott einen Dienst daran; und solches werden sie euch darum thun, daß sie weder meinen Vater, noch mich erkennen *).

Welche Hoheit einer Sinnesweise, sagte Cäcilie, die sogar stark genug ist, Thorheit zu scheinen vor den Menschen, und ihren Spott, ihre Feindschaft nicht zu scheuen. Aber wodurch erreicht ein Mensch diese Höhe?

In jedem, auch in dem Versunkenen, entgegnete Leopold, treten Augenblicke besserer Regung, einer Losziehung aus der gewöhnlichen Sphäre des Denkens und Lebens, und der Erhebung über dieselbe ein; aber solche einzelne Momente eines bessern Lebens sind noch kein Leben?

Im Gegentheil, versetzte Harder, damit erst, scheint mir, gewinnt ein Mensch das neue Leben, daß es ihm gelingt, diese Zustände, wie sie abgebrochen in seinem Daseyn liegen, an einander zu reihen, und zu Einem einzigen Zustande dauernder Erhebung zu machen.

Allein, versetzte Robert, dabei bleibt immer noch die Frage: womit gewinnt der Mensch die Macht, sich in eine höhere Sphäre aus sich selbst hinaufzuschwingen?

Nicht durch sich selbst, entgegnete Theodorus; er

---

*) Joh. 16, 23.

müßte ewig in sich selbst versinken, wenn nicht die höhere Liebe ihn zu sich zöge; dadurch nur steigt er auf, daß er die Hand, welche sie ihm, und jedem ihrer Kinder reicht, faßt und an dieser Hand sich hinaufschwingt; oder ohne Bild: daß er dem Rufe des heiligen Geistes gehorcht, den Mittler Christus in sich aufnimmt, und ein Leben beginnt, nicht in sich selbst, sondern in Christus, dem Worte gemäß: „ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus in mir; denn was ich jetzt lebe in dem Fleisch, das lebe ich in dem Glauben des Sohnes Gottes.“ *)

Es ist nur, wandte Robert ein, mit diesem Geiste Gottes in dem Menschen eine wunderbare, unbegreifliche Sache; wenigstens jene Schwärmer scheinen mir am weitesten von der Wahrheit abzuirren, welche, ohne sich über das Treiben des gemeinsten Lebens, ja über dessen sittliche Unreinheit zu erheben, eine augenblickliche Inspiration vorgeben, und in diesem Ergriffen werden von dem Geiste gleich Wahnsinnigen sich gebehrden.

Wenigstens ganz gegen die Schrift, sagte Theodorus, ist ein solches Vorgeben; denn die Schrift erklärt uns überall den Zustand des Wiedergeborenen nicht als ein wildes Hinstürmen und plötzliches Auflodern einer geheimen Flamme, sondern als einen Zustand der höchsten sittlichen Reinheit, der seligsten Freude und tiefsten Ruhe, als eine gänzliche Erneuerung und Wiedergeburt des Menschen, mit dessen innerm Geiste und Glauben

*) Gal. 2, 19. 20.

eine völlige Veränderung vorgegangen ist. „Ist jemand in Christus, so ist er ein erneuetes Wesen; das Alte ist vergangen, es ist alles neu geworden." *)

Kann, fragte Leopold, ein Mensch, in welchem Christus lebt, auch die Welt noch lieb haben?

Es beruht hier alles, versetzte Theodorus, darauf, was wir unter Welt verstehen. Nehmen wir das Wort in dem Sinne, worin es häufig in der heiligen Schrift gebraucht wird, und begreifen wir darunter alles, was Gott und dem Heiligen fremd geworden ist und im Widerstreite mit demselben steht, und was uns nur in dem göttlichen Leben stören würde: so liegt freilich ein Widerspruch darin, daß jemand zugleich Gott und die Welt lieb habe, und dann tritt für jeden, welcher ernstlich sein Heil sucht, die Nothwendigkeit ein, lieber alles, selbst das, was seinem Herzen am theuersten ist, von sich zu lassen, um nur nicht von Christus, seinem besten Gute, abgezogen zu werden. Der Erlöser *selbst* drückt sich hierüber sehr stark aus: „so deine Hand oder dein Fuß dich ärgert, so haue ihn ab und wirf ihn von dir; es ist besser, daß du lahm oder ein Krüppel in das Leben eingehest, denn daß du zwei Hände und zwei Füße habest, und werdest in das ewige Feuer geworfen." **) — „Wer Vater oder Mutter, Sohn oder Tochter lieber hat, denn mich, der ist mein nicht werth." ***) — „Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden." ****) — „Will mir jemand

---

*) 2. Cor. 5, 17.

**) Matth. 18, 8.

***) Matth. 10, 37. 38.

****) Matth. 10, 39.

nachfolgen, der verläugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach." *)

Diese und ähnliche Aussprüche freilich, sagte Harder, haben falsch verstanden, auf die abentheuerliche Meinung geführt, als ob nun auch jeder Genuß der Sinne, jede Freude an den sichtbaren Dingen eine Sünde sey, und als ob der Mensch, um vollkommen Gott zu leben, ganz aus der Welt sich zurückziehen müsse: eine Ansicht, nach der entweder nur wenige Auserwählte die höchste Vollendung in ihrer Einsamkeit erreichen können, oder alles gesellige Leben und Zusammenwirken aufhören und jeder den andern wie einen Feind fliehen müßte.

Eben so scheint auf einer solchen Ansicht des Christenthums, sagte Robert, die in neuerer Zeit bei vielen immer beliebter werdende Meinung zu beruhen, als ob mit dem Christenthume die rechte Heiterkeit des Lebens aus der Welt verschwunden, und damit ein gewisser düsterer Sinn, eine finstere Sehnsucht nach dem Jenseitigen und dadurch veranlaßte Unfähigkeit für den Genuß der Gegenwart und ihrer Freuden erweckt worden sey.

Alles dies, versetzte Theodorus, und dabei ein gewisses Brüten über dunklen Ideen, eine sich selbst bekämpfende Thatenlosigkeit und innere Erschlaffung sind die characteristischen Kennzeichen des freudenlosen Mönchs- und Einsiedlerlebens, aber nicht des Christenthums; wer dieses in seiner ganzen Kraft und Freudig-

*) Matth. 16, 24.

keit erblicken will, sehe nur auf den hohen Meister und seine Jünger zurück. Wo gewahrten wir die geringste Spur von einem so trüben Geiste in ihnen? Vielmehr zeigt sich in ihnen und in allen ersten Verehrern des Herrn das erneuete Leben als ein kräftiges, durchaus gesundes Daseyn, frei, thätig, aufopfernd, muthig, freudig, besonnen, begeistert und begeisternd, voll Liebe, Glaube, Hoffnung und Zuversicht, rein und von Schuld *unbefleckt*. Geradehin ermuntert Paulus seine Freunde: „wartet des Leibes," nur fügt er hinzu: „doch also, daß er nicht verweichlicht werde" *) „Alle Creatur, erklärt er, ist gut, und nichts verwerflich, was mit Danksagung genossen wird." **) „Ich habe es alles Macht, es frommt aber nicht alles; und es soll mich nichts gefangen nehmen." ***)

Es könnte also, fragte Leopold verwundert, ein Mensch, ohne sich den gewöhnlichen Geschäften und Verhältnissen des Lebens zu entziehen, oder sich allerlei schwere Übungen aufzulegen, doch die höchste Vollendung erreichen?

O, erwiederte Theodorus, diese braucht keiner sich selbst aufzulegen, er bestehe nur die tüchtig, welche ihm auferlegt werden. Und gerade nur in dem Leben vermag die Liebe in ihrer rechten Kraft sich zu äußern; hier allein vermag jeder höchste Vollendung zu gewinnen, daß er alle Verhältnisse desselben rein bewahrt und un-

*) Röm. 13, 14. **) 1. Tim. 4, 4.
***) 1. Cor. 6, 12.

tadelich durch dieselben geht; nicht daß er vor dem Feinde in die Verborgenheit zurück flieht, sondern überall muthig demselben Stand hält und ihn allenthalben besiegt, wo er ihn trifft. Darin eben besteht die Macht des göttlichen Lebens in uns, daß wir damit bewältigen das irdische und sinnliche Leben, und die wir Gefangene des Herrn sind, nicht durch irgend etwas anderes uns gefangen nehmen lassen. Immer hat daher auch jenes Wort des Apostels mich besonders ergriffen, worin so ganz diese Sinnesweise ausgedrückt ist: „die weinen, sollen seyn, als weinten sie nicht; die sich freuen, als freuten sie sich nicht, und die der Welt brauchen, daß sie derselben nicht mißbrauchen.“ *)

Worin, fragte Robert, sollen wir nun aber bestimmt die Elemente dieses Lebens setzen?

Derselbe, entgegnete Theodorus, welcher selbst dieses in herrlichster Fülle besaß, sagt: „die Frucht des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit;“ **) und suchen wir dieses erhöhete Leben in seine Haupt-Elemente zu zerlegen, so werden wir eben die von Paulus genannten als die wesentlichsten erblicken. Alle diese zusammen bilden einen Zustand höchster sittlicher Keuschheit, „denn wie sollten die der Sünde leben wollen, welche ihr abgestorben sind!“ ***) — vollkommener Einigung und Versöhnung aller widerstreitenden

---

*) 1. Cor. 7, 19. **) Gal. 5, 24.
***) Röm. 6, 2.

Kräfte in dem Menschen, höchster Freudigkeit, selbst in Schmerz und Tod, höchster Freiheit, „denn nur, wen der Sohn frei macht, ist recht frei;" *) — höchster Kraft und Begeisterung, und demnach höchster Ruhe, Klarheit und Besonnenheit zugleich; — einen Zustand, dessen ganze Macht und Herrlichkeit eben in den begeisterten Worten jenes Boten des Herrn am klarsten sich kund giebt: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn? Der auch seines eigenen Sohnes nicht geschonet, sondern hat ihn für uns alle dahin gegeben, wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken? — Wer will uns scheiden von der Liebe Christi? — Trübsal? oder Angst? oder Verfolgung? oder Hunger? oder Blöße? oder Gefahr? oder Schwerdt? Wie geschrieben steht: um deinetwillen werden wir gemordet den ganzen Tag; wir sind geachtet wie Schlachtopfer. Aber in dem allen überwinden wir weit um deß willen, der uns geliebet hat. Denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Herrscher und Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Höhe noch Tiefe, noch irgend eine andere Creatur vermag, uns zu scheiden von der Liebe Gottes, der in Christo Jesu unserm Herrn." **)

So vertrüge sich also, fragte Leopold, die Besonnenheit mit der Begeisterung, und es bedürfte zu dieser nicht eines Zustandes, worin der Mensch dem eigenen Bewußtseyn entrückt würde, so zu sagen, eines göttlichen Wahnsinnes, einer göttlichen Raserei?

*) Joh. 8, 36. **) Röm. 8, 31–39.

Dem eigenen wohl, aber nie dem Bewußtseyn des Göttlichen, erwiederte Theodorus, soll der Mensch entrückt werden; das Element des Göttlichen aber ist überall die Ruhe und das Ebenmaaß in der Bewegung. Um etwas Schönes zu fühlen, um etwas Erhabenes zu denken, bedarf es nicht erst des Taumels. „Auch die Geister der Propheten sind den Propheten unterthan.“ *) Unter der Besonnenheit dürfen wir aber freilich nicht jene Nüchternheit des Verstandes verstehen, die gern jede Regung des Gemüths, auch die heiligste, verwerfen möchte; sondern jene höchste Macht des Geistes, dem selbst die heiligsten Gefühle unterthan seyn müssen, weil er nur Gott, nicht aber irgend einer einzelnen göttlichen Regung sich gefangen giebt.

Erweckt aber nicht auch die Kunst, vor allem die Poesie, fragte von neuem Leopold, eine ähnliche Begeisterung?

Ich will nicht verkleinern den Ruhm dieser holden Freundin der Sterblichen, entgegnete Theodorus, aber was sie giebt, ist nur ein Schatten, ein flüchtig verwehender Hauch gegen das hohe, geistige Leben und die Begeisterung, welche Christus erweckt.

Da dünkt mich doch, wandte Robert ein, als habe unser verehrter Freund ein allzu hartes Wort gesprochen. Denn finden wir nicht auch in der Dichtung die Versöhnung, die Lösung des Schmerzes, den seligen und den Seelenfrieden?

*) 1. Cor. 14, 32.

So scheint es nur, erwiederte Theodorus. Auch vor Christus haben Dichter gesungen und die Herzen erfreut und begeistert, aber die rechte Begeisterung ist erst durch Christus gekommen. Die Kunst, die Poesie faßt uns von der einen Seite, sie regt unsern geistigen Sinn, die Phantasie auf und beschäftigt diese so, daß darüber augenblicklich alle andere Kräfte ruhen; sie führt uns in einen wundervollen Bau, den sie vor uns aufrichtet, und wir vergessen in dem Augenblicke, während wir darin wandeln, uns selbst; wir finden uns in einer Welt, worin alles nach größern, herrlichern Maaßen geordnet ist und die unserm Ideale mehr entspricht — aber dennoch ist es nur ein luftiger Bau; ein Windhauch weht, und er zerstiebt, und wir fühlen wieder den Krieg und die Entzweiung in uns selbst. Diese ästhetische Begeisterung, wie sie mit Recht heißt, weil sie den Menschen durch den Sinn, αἰσθησις, hinabzieht, gewährt uns nur dadurch Versöhnung, daß sie augenblicklich den innern Streit uns vergessen läßt; aber lösen kann sie ihn nicht, dies vermag allein die Christliche Begeisterung. Und diese ist nicht die künstliche Erhebung, Steigerung eines Theils im Menschen, erregt durch ein großes Kunstwerk von außen, wie durch ein Kunststück: sie ist das Wehen des Geistes Gottes in ihm, die Erhebung des ganzen innern Menschen durch denselben. Daher ist sie auch nur das Erbtheil desjenigen, welcher einmal zur Einigung, zur geistigen Freiheit gelangt ist; aber der ästhetischen Begeisterung ist auch der sittlich Unreine fähig, auch er vergißt in solchen

Augenblicken den innern Zwiespalt, und bringt Dichtungen hervor, wie sie nur scheinen aus einem reinen Herzen hervorkommen zu können, aber sich selbst reinigt er damit nicht, ja des eigenen Herzens Unlauterkeit giebt sich in vielen Werken der Dichter nur zu deutlich kund.

Aber doch, entgegnete Robert, zieht eine Begeisterung, wie die andere, den Menschen von sich selber los und trägt ihn über sich selbst hinauf.

Vielmehr, versetzte Theodorus, möchte ich darin den Unterschied zwischen beiden suchen: die eine giebt dadurch dem Menschen einen momentanen Frieden, daß sie ihn sich selbst entzieht; die andere beseligt ihn, indem sie ihn in den innersten, heiligsten Grund seines Wesens, in eine Tiefe hinabführt, wohin kein Sinn dringt, und wenn auch sie gern sich in der Phantasie, als dem freiesten Elemente, bewegt, so ist es eine verklärte, geistigere Phantasie, wodurch erst dem Menschen ein neuer Sinn aufgeht, vermittelst dessen er Dinge schaut und empfindet, die kein Auge zu sehen, kein Ohr zu hören vermag, und die sich nur unbequem und unbehülflich mit Worten ausdrücken lassen. In dieser Begeisterung ruft der heilige Märtyrer Stephanos, während er für seinen Herrn und Meister zeugt, aus: „siehe, ich sehe den Himmel offen und des Menschen Sohn zur Rechten Gottes stehen;" *) womit er sicher kein sinnliches Schauen in den geöffneten Himmel verstand.

*) Ap. Gesch. 7, 55.

Welchen Rang aber, fragte Leopold, wollen wir dieser ästhetischen Begeisterung einräumen?

Wir wollen, erwiederte Theodorus, sie preisen als die erste unter den irdischen Töchtern, als die, welche der himmlischen am nächsten steht. Aber da verliert sie ganz ihren Werth, wo sie, die Magd, sich anmaßt, die Herrin selbst seyn zu wollen; dann ist sie selbst nur unter dem begriffen, was die Schrift das Fleisch nennt, und sie erscheint nur wie ein nichtiger Schatten vor einem Gemüthe, das, weil es die wahre Begeisterung in sich empfindet, die Überzeugung in sich hegt, daß nur das Leben in Gott und Christus wahrhaft Leben, alles andere Tod und Täuschung ist.

Was aber, fiel Leopold ein, führt vor allem zu dieser Begeisterung?

Vor allem, entgegnete Theodorus, die Begeisterung selbst in einem edlen Herzen, und das lebendige Wort, welches solch ein Begeisterter ausspricht, oder eine That von ihm; mehr noch die Wege und Führungen des Herrn, der alle seine Kinder in das unsichtbare Reich herüber zu ziehen sucht, überhaupt alles, was die Versöhnung, die innere Einigung in dem Menschen hervorbringt, dessen neuer Geist diese Begeisterung ist.

Sollte nicht auch, sagte Robert, diese ein feierlicher, erhebender Cultus hervorbringen können, der alle widerstrebende Gefühle bewältigt, so daß in solcher Stimmung der Mensch dem Wirken des Geistes stille halten muß?

Eben dächte ich, erwiederte der Freiherr, darüber

haben wir uns verständigt: der Geist ist Freiheit und zwingt keinen. Ein solcher Cultus bringt aber allerdings vermittelst der Baukunst und aller andern Künste, eine gewisse Bewältigung hervor, und damit auch eine gewisse Dunkelheit und Betäubung; sollen wir denn aber um zu dem Lichte zu gelangen, mit der Nacht und Verfinsterung beginnen?

Und lange vor Christus, stimmte Theodorus bei, besaß man alles, was ein bewältigender Cultus fordert, in vollerm und reicherm Maaße, als es die Armuth unsrer Zeit, wenigstens ihre Sparsamkeit, wo es öffentliche Werke gilt, zu liefern vermag; aber das rechte Leben und die Versöhnung kam durch Christus erst, und wer es verloren hat, kann es in ihm nur wiederfinden.

Aber doch, entgegnete Robert, erheben sich so viele Stimmen, dem immer mehr sinkenden Glauben durch einen dem Zeitbedürfnisse angemessenern Cultus wieder aufzuhelfen?

Ich zweifle, entgegnete der Freiherr, ob alle diejenigen, welche diesen Wunsch äußern, das wahre Bedürfniß recht kennen. Ich wenigstens erblicke schon lange hierin nur das sprechendste Zeugniß der immer zunehmenden Verweichlichung unsrer Zeit, die, statt sich zu ermannen, lieber in frommen Gefühlen ersterben möchte. Besonders fühlen viele der Gebildetern unsrer Zeit, weil sie vom Glauben abgewichen sind und das göttliche Leben verloren haben, nun auch schmerzlich die Wunde und den Streit in sich. Diese müssen nothwendig vor allen die ästhetische Versöhnung und

Begeisterung suchen, da sie wohl diese, nicht aber Christus in sich besitzen können ohne schweren Kampf und ohne aus ihrer sittlichen Verweichlichung sich loszureißen. So sehnen sich denn alle nach einem erhebenden Cultus, nach schöner Musik, bedeutungsvollen Bildern und Symbolen, nicht aber nach dem Worte Gottes. „Denn dieses ist lebendig und kräftig, und schärfer, denn ein zweischneidiges Schwerdt, und durchdringet, bis daß es schneidet, Seele und Geist, Mark und Bein, und ist Richter der Gedanken und Sinnen des Herzens." *)

Aber eben einen solchen Richter liebt man nicht, sagte Theodorus; man möchte lieber den Riß überstreichen, als das schadhafte Gebäude niederreißen und von Grund aus einen neuen, herrlichern Bau aufführen. Damit, daß sie zuweilen eine fromme Stunde zu haben glauben, wähnen sie auch entsündigt zu seyn. Aber nicht die Stunde heiligt das Leben, das Leben muß seine Stunden heiligen, und aus dem innern Borne allein kann das Heil fließen. Um so gefährlicher aber ist ein Mittel, das, indem es dem Menschen Gelegenheit giebt, seine innere Entzweiung auf eine Stunde zu vergessen, nun auch den Wahn in ihm erregt, diese getilgt zu haben. Damit wird der Verfall nur immer tiefer, die Täuschung größer.

Theodorus hatte das Gespräch sehr ermüdet; darum brachen die Freunde ab, als sie dies bemerkten, so wenig auch der Gegenstand desselben erschöpft war. Man wollte

---

*) Hebr. 4, 12.

bei der nächsten schicklichen Gelegenheit den Faden desselben von neuem anknüpfen.

Siebentes Kapitel.

Wieder gingen einige Wochen hin; das Befinden des alten Theodorus schien sich sehr zu bessern, und unsere Freunde schmeichelten sich schon mit der Hoffnung, daß es im Frühlinge wohl wieder ganz gut mit ihm werden könne. Es war der erste Sonntag des Märzes. Schon bei Tische hatte der Greis eine besondere Freudigkeit gezeigt, und es war, als ob er ein gar hohes, herrliches Geheimniß in sich selbst verberge, auf dessen Mittheilung er voraus sich freue. Am Nachmittage war auch Urban herübergekommen, und alle Freunde versammelten sich auf Theodorus Zimmer, wohin sie ihr lieber Vater, wie sie ihn nur nannten, zu sich eingeladen hatte.

Als er alle um sich versammelt sah, so redete er sie mit den Worten an: ihr ahnet wohl nicht, ihr Lieben, was für eine frohe Kunde ich euch mitzutheilen habe. Wisset, ich habe gestern durch den Boten aus der Stadt einen Brief von dem Comer-See erhalten, der zwar über die Maaßen sich verspätet hat, aber immer noch sehr willkommen ist. Und rathet ihr wohl, wer mir Botschaft gesandt hat? — Robert rieth auf den biedern Füllemann; eine Röthe auf Cäciliens Gesicht verrieth,

daß sie auf einen andern denke, dessen Namen sie aber nicht auszusprechen wagte. Nein, sagte Theodorus, zu Robert gewendet, nicht von diesem, von zwei sehr theuren Freunden giebt das Blatt uns Kunde. — Wenn auch die Todten noch der diesseitigen Welt sich kund geben könnten, sagte Harder, so würde ich nächst Friedberg auf den Mahler rathen.

Wirklich, sagte Theodorus, von diesen beiden ist auch die Kunde. Zwar nur Weniges, aber sehr Erfreuliches verkündet das Blatt. Beide sind wunderbar gerettet aus den Stürmen einer verhängnißvollen Zeit, die sie zu verschlingen drohte. Der eine ist nun versöhnt mit seinem Geschicke, und kehrt in sein Vaterland zurück; den andern soll uns der Frühling bringen.

Die Freude und das Staunen über diese Nachricht war bei allen gleich groß; besonders bei Robert, der lange schon gewünscht hatte, den geliebten Sohn seines theuren Theodorus (denn wie von einem Sohne sprach dieser immer von ihm) kennen zu lernen. Auch Leopold erfreute sich dieser Kunde, obgleich sie von neuem das Gefühl eigener Selbstbeschämung in ihm weckte. Welches Wort aber vermöchte auszusprechen, was Cäcilie in ihrem reinen, seligen Herzen empfand? Diese Nachricht verlieh der heutigen Versammlung der Freunde eine besondere Lebendigkeit. Man gedachte vorerst der beiden Abwesenden, und ihrer großen Liebe zu einander, welche statt durch die Ungleichartigkeit ihrer Charactere gestört zu werden, dadurch nur erhöhet schien. Dann wandte sich das Gespräch mehr in das Allgemeine, und zuletzt kam man auf das Leben in Gott zurück.

Sollte es nicht, warf Robert die Frage auf, einen Zustand geben, worin die Existenz des Menschen als die eines Individuums aufhört und das Leben aller Einzelnen in einem höhern, kräftigern, mächtigern Daseyn zusammenschmilzt, worin zugleich alle die Beziehungen, Triebe und Wünsche desselben als die eines Einzelwesens in seinem herrlichern, größern Wirken, als dem des Theiles eines erhabenern Ganzen, sich lösen und aufhören?

Wenigstens, entgegnete Urban, kann ich mir einen Zustand denken, und zwar diesen allein als den höchsten und herrlichsten, in welchem der Mensch zwar nicht seine Existenz, doch sein Streben und Bewußtseyn als das eines in sich selbst geschlossenen Wesens verliert. In diesem Zustand wird er versetzt in den höchsten Momenten der Liebe, worin er ganz seinen Willen in Gott aufgiebt, sich selbst nicht länger begehrt, sondern zu einem Werkzeuge Gottes und gleichsam zu einem Strahl der allerleuchtenden und allerwärmenden Sonne der ewigen Liebe wird; eben so in den Augenblicken der höchsten Andacht, wo er ganz in dem Bewußtseyn des Göttlichen sich verliert, und überhaupt in allen heiligsten Momenten seines Lebens, worin er sich selbst vergißt, ohne doch die Idee des Göttlichen zu verlieren. Denn auch in der Leidenschaft verliert er sich selbst, aber zugleich das Göttliche mit; er geht verloren an das, was schlechter als er selbst und seiner nicht werth ist.

Denken wir uns, faßte Theodorus diesen Gedanken auf, einen solchen Zustand, so müßte also damit, daß

der Mensch aufhört als eigenwillig und eigensüchtig losgeschiedenes Einzelwesen dazustehen, auch aller der Streit und die Feindschaft aufhören, in welchen nicht bloß ein Individuum dem andern, sondern auch jede geschlossene Verbindung oder Verbrüderung einzelner den andern gegenüber steht, und gegen die wenigstens schon das Gefühl, daß sie uns nicht angehören, die Wurzel und der Anfang der Feindschaft ist.

Mit diesem Zustande träte also, sagte Urban, jeder aus dem Reiche des Kampfes in das des Friedens, und alle, welche diesem Reiche angehören, wären durch ein tiefes, unauflösliches Band vereint; in dem Einen Gefühle und Streben, welches alle theilen, wären alle selbst nur Eines.

Aber, fragte Theodorus, ist dies ein anderes Reich als das Reich Gottes, und der Zustand, durch welchen wir in dasselbe treten, ein anderer als das göttliche Leben? Und so weit die Liebe, die wahre Freiheit, der Glaube, die Hoffnung, die rechte Begeisterung und alle die hohen Gedanken und Gefühle reichen, welche das göttliche Leben in uns bilden, reicht auch dieses unsichtbare Reich des Himmels, „welches freilich nicht mit äußerlicher Gebehrde kommt, von dem man auch nicht sagen kann, es ist hier oder dort, denn es ist inwendig in uns."

Und sollte nicht eben hierin, sagte Urban, der Vorzug des Christenthums sich am herrlichsten zeigen, daß es die Feindschaft löset, welche alle die einzelnen Verbrüderungen in der Welt stiften, mit dem einen

allumschlingenden Bande der Liebe alle umfaßt, und in dem Glauben an Christus und in der Freude ihrer Versöhnung durch ihn alle Eines werden?

Wohl, entgegnete Theodorus, ist dies die herrliche Wahrheit: „Hier ist kein Jude noch Grieche, kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib, denn ihr seyd alle zumal Einer in Christo.“ *) Alle irdischen Verhältnisse, Freiheit, Knechtschaft, Volk, Geschlecht, trennen hier nicht; mit wie vielen Fesseln auch einer gebunden sey, dadurch ist er ihrer entbunden, daß er ein Befreieter des Herrn ist. Äußerlich läßt das Reich Gottes alle Bande bestehen, innerlich löset es alle, und die äußern müssen dann nur zu desto höherer innerer Befreiung wirken. „Wer ein Knecht berufen ist in dem Herrn, der ist ein Gefreieter des Herrn; desselben gleichen, wer ein Freier berufen ist, der ist ein Knecht Christi.“ **)

Dieses rechte Reich des Himmels, fiel Leopold ein, umfaßte also die ganze Erde und alle Völker derselben?

Es soll wenigstens einmal, entgegnete Theodorus, alle umfassen. „Es wird geprediget werden das Evangelium von dem Reiche in der ganzen Welt, zu einem Zeugniß über alle Völker, und dann wird das Ende kommen.“ ***)

Wenigstens, sagte Harder, wird das Ende alles Streites und das der Gott widerstrebenden Welt kommen,

*) Gal. 3, 28. **) 1. Cor. 7, 22.

***) Matth. 24, 14.

wenn dieses Reich einmal alle Herzen durchdrungen und gereinigt hat.

Kann aber, warf Leopold die Frage auf, dieses höchste Leben in dem Menschen jemals gewaltsam von außen unterbrochen werden, wie zum Beispiel durch die Zerstörung unseres leiblichen Lebens?

Dann müßte ja, flüsterte Cäcilie Theodorus, bei dem sie saß, leise zu, das göttliche Leben aufhören können?

Allerdings, sagte der Greis, besser und herrlicher wird es einmal mit uns werden, wir werden dem Vollkommenen immer näher treten; aber in dem göttlichen Leben gewinnen wir ein Daseyn, das nie aufhören, nur jenseits in noch höherer Fülle und Seligkeit fortdauern wird. „Christus ist die Auferstehung und das Leben; wer an ihn glaubet, wird leben, ob er gleich stürbe, und wer lebet und glaubet an ihn, der wird nimmermehr sterben.“*)

Damit wäre es also nur Ein Reich, sagte Robert, welches alle die Seligen umfängt, mögen sie mit uns leben, oder vor uns in das Vollkommene eingegangen seyn, oder erst nach uns kommen?

Wenigstens, entgegnete Urban, sagt die Schrift: „dazu ist Christus gestorben und auferstanden und wieder lebendig geworden, daß er über Todte und Lebendige Herr sey;“ **) also alle müssen seinem Reiche angehören.

---

*) Joh. 11, 25. 26.

**) Röm. 14, 9.

Wenn nun aber, fragte Robert, das Heil darauf beruht, nicht daß wir einer weltlichen Verbrüderung, sondern daß wir Christus angehören, sollte man es nicht jedem Gläubigen überlassen, wie er vor der Welt sein inneres, göttliches Leben darstellen will, sollte man nicht lieber alle diese Verbrüderungen auflösen und somit allem unseligen Streite zwischen Confessionen und Secten ein Ende machen?

Sobald wir einmal gänzlich dem Vollkommenen angehören, entgegnete Theodorus, leben wir auch nur in dem unsichtbaren Reiche, aber hier ist es nöthig, um der Schwachen willen und um allen Verirrungen vorzubeugen, auch dieses innere Leben in einer bestimmten äußern Form, das unsichtbare Reich in einer sichtbaren Kirche darzustellen. Freilich diejenigen, welche vollkommen sind in sich, bedürften der Kirche nicht; aber um so mehr bedarf es einer Anstalt, um alle zu dem Vollkommenen zu führen, die jeden, der in die Welt tritt, in ihren Schutz nimmt, damit er dem unsichtbaren Reiche erhalten werde.

Hiernach sollte es also, entgegnete Leopold, da es nur Ein unsichtbares Reich ist, auch nur in Einer sichtbaren Kirche sich darstellen; aber wie vertragen alle diese verschiedenen kirchlichen Anstalten, wie sie wirklich bestehen, sich mit demselben?

Sie alle, erwiederte Theodorus, bilden zusammen die sichtbare Kirche, so wie jede einzelne Kirche wieder in Gemeinden zerfällt, die ihrem innern Geiste und

ihrer Einrichtung nach mehr oder minder von einander abweichen. Da nur träte irgend eine sichtbare Kirche in Widerstreit mit der unsichtbaren, sobald sie sich eine allein beseligende nennte, und das ewige, unendliche Reich auf die Ausdehnung ihres kirchlichen Verbandes beschränken wollte; sobald sie, was nicht ihr angehört, auch vom unsichtbaren Reiche ausschließt, und einen höhern Vorzug begehrt, als den, welchen nothwendig jede Kirche ansprechen muß: daß sie die vollkommenste Darstellung des unsichtbaren Reiches und durch sie der Weg zu demselben am sichersten sey.

Worin aber, fragte Robert, sollen wir die Erfordernisse einer vollkommenen Kirche und Darstellung des unsichtbaren Reichs Gottes auf Erden setzen?

Das erste und unerläßlichste, antwortete Urban, dächte ich, darin, daß sie in der That auf Christus, nicht auf Menschenlehren und Satzungen gegründet sey. Alle Kirchen, die wirklich auf Christus gebaut sind, stehen damit auch im Kreise des unsichtbaren Reiches, und die ist die beseligendste, welche am meisten in dem Mittelpuncte desselben steht. Was aber nicht auf diese Eine unsichtbare Kirche gegründet ist, wird von selbst sich lösen, darüber wird die Zeit und Gott in der Zeit und Ewigkeit richten, ganz nach dem Worte eines Höhern: „einen andern Grund kann niemand legen, außer dem, welcher gelegt ist, Jesus Christus. So aber jemand auf diesen Grund bauet Gold, Silber, Edelsteine, Holz, Heu, Stoppeln, so wird eines jeglichen Werk

offenbar werden; der Tag wird es klar machen, denn es wird durch das Feuer offenbar werden." *)

So dürfte also, sagte Leopold, kein Glied einer Kirche etwas Verdienstliches darin suchen, daß es dieser Kirche angehört?

Nein, versetzte Theodorus, sondern daß es Christus angehört; Christus können wir aber in allen Kirchen angehören, und durch ihn nur gehören wir der rechten Kirche an. „Er hat verkündigt im Evangelium den Frieden denen, welche ferne waren, und denen, die nahe waren; denn durch ihn haben wir den Zugang alle beide in Einem Geist zum Vater." **)

Hiernach, versetzte Robert, müßte also auch der letzte Zweck jeder Kirche seyn, die Menschen nicht in ihren Schooß zu ziehen, sondern in Christus ihnen zu eröffnen den Zugang zum Vater.

Eben hierauf, sagte Urban, deutet nicht allein dieser, sondern auch andere Aussprüche der Schrift. Ihr seyd Gottes Haushalter, erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, auf welchem der ganze Bau, in einander gefügt, wächset zu einem heiligen Tempel in dem Herrn, auf welchem auch ihr mit erbauet werdet, zu einer Behausung Gottes im Geist." ***) — „Auch ihr, als die lebendigen Steine, bauet euch zu dem geistlichen Hause und

*) 1. Cor. 3, 11—13. **) Ephes. 2, 17. 18.
***) Ephes. 2, 19—21.

heiligen Priesterthume, zu opfern geistliche Gaben, die Gott angenehm sind durch Jesum Christum." *)

So erschienen also, sagte Leopold, auch alle äußerliche Zwangsmittel und den Menschen auferlegte Übungen nicht als etwas Wesentliches, wie dieser im Mosaismus so viele waren, und wenigstens Eine Christliche Kirche ihrer fortdauernd eine große Zahl beibehalten hat?

So lange, entgegnete Theodorus, die Menschen in dem Unvollkommenen waren, bedurften sie eines Bandes von außen, das sie in den Schranken eines gewissen anständigen, geziemenden Lebens hielt; aber die Gnade ist des Gesetzes und des Zwanges Ende. Durch Christus sind wir frei geworden und bedürfen der Satzungen des Levitismus nicht mehr. Nicht daß der, welcher in Gott vollendet ist, durch solchen äußern Zwang etwas an seinem göttlichen Leben und seiner Freiheit verlöre; aber der Unvollkommene vermag nicht, so lange er im Zwange gehalten wird, zur rechten Freiheit zu gelangen und der vollen Gnade seines göttlichen Meisters zu genießen. Ihn in Fesseln einengen, heißt: ihm die Fülle des göttlichen Lebens entziehen, und durch nichts ist die Christliche Kirche mehr von ihrem Grunde und Ursprunge abgewichen, als da sie zu den Satzungen und der Ordnung des Levitismus zurückkehrte, ganz gegen das oft wiederholte Verbot der Apostel, die nirgends klarer als über diesen Punkt sich aussprechen. „Christus ist des Gesetzes Ende; wer an den glaubet, der ist gerecht." **)

---

*) 1. Petr. 2, 5. **) Röm. 10, 4.

— „Gott sandte seinen Sohn, auf daß er die, so unter dem Gesetze waren, erlösete, auf daß wir die Kindschaft empfingen. Also ist hier kein Knecht mehr, sondern eitel Kinder.“ *) — „Habt ihr den Geist empfangen durch des Gesetzes Werke, oder durch die Predigt in dem Glauben? Seyd ihr so unverständig? im Geiste habt ihr angefangen, und wollet ihr es denn nun im Fleische vollenden? Habt ihr denn so viel umsonst erlitten?“ **) — „Ich weiß und bin gewiß in dem Herrn Jesus, daß nichts gemein ist durch sich selbst; dem nur, welcher es für gemein rechnet, ist es gemein.“ ***) — „So lasset nun niemand euch Gewissen machen über Speise oder über Trank, oder über bestimmte Feiertage oder Neumonde, oder Sabbater, welches ist der Schatten von dem, das zukünftig war, aber das Wesen selbst ist in Christo.“ ****) — „Der ungeistlichen und altvettelischen Fabeln entschlage dich, übe dich selbst aber in der Gottseligkeit; denn die leibliche Übung ist zu wenig nütze, aber die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens.“ *****)

Besonders merkwürdig, fiel Urban ein, war mir immer noch eine andere Stelle, worin der Apostel geradehin eine solche Verirrung voraussagt, wie sie wirklich später statt fand. „Der Geist sagt deutlich, daß in den letzten Zeiten werden etliche von dem Glauben abfallen und anhangen den verführerischen Geistern und

*) Gal. 4, 5. 7.
**) Gal. 3, 2—5.
***) Röm. 14, 14.
****) Coloss. 2, 16. 17.
*****) 1. Tim. 4, 7. 8.

Lehren der Teufel, die in Gleißnerei Lügen reden, gebrandmarkt am eigenen Gewissen, die verbieten ehelich zu leben und zu meiden die Speise, welche Gott geschaffen hat zum Genusse mit Danksagung für die Gläubigen und die, so die Wahrheit erkannt haben."*)

Sie verwerfen also, sagte Leopold, obwohl die Werke des Gesetzes, doch gewisse kirchliche Anstalten nicht, die dazu gegründet sind, in dem Menschen das göttliche Leben zu wecken und ihn in dem unsichtbaren Reiche zu erhalten?

Auf keine Weise, versetzte Theodorus. Eine kirchliche Ordnung muß statt finden, und diese ist um so vollkommener, je weiter sie von aller Engherzigkeit, aller kirchlichen Verbrüderung entfernt ist, und den Menschen nicht nöthigt, in gewissen äußerlichen Zeichen, frommen Formeln und dem Scheine eines gottseligen Lebens das Heil zu suchen, sondern sofern die kirchliche Ordnung im Ganzen und alle Anstalten im Kleinen dahin zwecken, den Geist zu erregen und den Menschen zu dem Vollkommenen zu führen, nicht aber das innere Leben zu ertödten, oder nur als ein leeren Schmuck oder gar als eine Fessel der Freiheit dazustehen; ganz nach dem Ausspruche: „Er hat etliche zu Aposteln gesetzt, etliche aber zu Propheten, etliche zu Evangelisten, etliche zu Hirten und Lehrern, daß die Heiligen zugerichtet werden zum Werke des Amts, dadurch der Leib Christi erbauet werde, bis daß wir alle hinankommen zu einerlei Glauben

*) 1. Tim. 4, 1—3.

und Erkenntniß des Sohnes Gottes und ein vollkommener Mann werde, der da sey in dem Maaße des vollkommenen Alters Christi." *)

Diesem erhabenen Zwecke, die Gläubigen zu männlicher Reife in der Erkenntniß zu führen, sagte Urban, widerspricht aber nichts mehr, als ein Dienst, den die Gläubigen selbst nicht verstehen, und die Verkündigung in einer Sprache, die ihnen gänzlich fremd ist. Wunderbar, daß damals schon die Apostel gegen Mißbräuche kämpften, die nichts desto weniger in späterer Zeit immer mehr Raum gewannen; so wie Paulus sagt: „ich will beten im Geist, und will beten auch im Sinn; ich will Psalmen singen mit dem Sinn; wenn du aber singest im Geist, wie soll, der zur Classe der Ungelehrten gehört, das Amen sagen zu deiner Danksagung, da er nicht versteht, was du sagest? Du dankest wohl fein, aber der andere wird nicht davon gebessert." **)

Daher, sagte Theodorus, bleibt auch das erste und herrlichste Mittel zur Verbreitung des Reichs Gottes die Verkündigung des göttlichen Wortes in seiner Kraft und Reinheit. „Wir haben ein festes, prophetisches Wort, und ihr thut wohl, daß ihr darauf achtet, als auf ein Licht, welches scheinet in einem dunklen Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in euren Herzen." ***)

So müßte, versetzte Robert, also auch stets der

*) Ephes. 4, 11—13. **) 1. Cor. 14, 15—17.
***) 2. Petr. 1, 19.

erste und erhabenste Beruf des Geistlichen seyn, dieses feste, prophetische Wort zu verkünden?

Allerdings der höchste, entgegnete Theodorus, wenn gleich nicht der einzige, es öffentlich zu verkünden, sondern es auch in dem Herzen jedes einzelnen durch That und Unterweisung, je nachdem er dessen bedarf, zu beleben, und jedem überall als ein treuer Helfer in dem Geschäfte des Heils zur Seite zu stehen.

Welches aber, fragte Leopold, ist das Verhältniß des Geistlichen zu seiner Gemeinde?

Die Schrift, antwortete Theodorus, bestimmt dies genau. „Wir sind Gottes Mitarbeiter, ihr seyd Gottes Ackerwerk und Gebäude." *) — „Nicht daß wir Herren seyen über euern Glauben, sondern wir sind Gehülfen eurer Freude, damit ihr stehet im Glauben" **) — „Weidet die Heerde Christi, so euch befohlen ist, nicht gezwungen, sondern williglich, nicht als die über das Volk herrschen, sondern werdet Vorbilder der Heerde." ***)

Diesem also, bemerkte Leopold, scheint zu widerstreiten, daß die Kirche ein Oberhaupt habe?

Ein sichtbares, entgegnete Theodorus, meinen Sie ohne Zweifel. Daß die sichtbare Kirche ein solches an die Spitze ihrer Anstalten setzet, um darüber zu wachen, darin kann ich keinen Widerspruch erblicken. Aber es nun auch jedem Christen zur Gewissenspflicht machen zu

---

*) 1. Cor. 3, 9. **) 2. Cor. 1, 24.
***) 1. Petr. 5, 23.

wollen, an die Nothwendigkeit eines solchen Oberhauptes, oder gar an dessen Unfehlbarkeit oder eine ihm durch Gott verliehene Macht und Herrschaft über die Kirche zu glauben, ist geradehin unchristlich und der reinen Lehre der Evangeliums entgegen. Denn wir haben nur Ein unsichtbares Haupt der Einen unsichtbaren Kirche, das allen Christen, allen Kirchen angehört. Außer diesem und der unsichtbaren Kirche ist kein Heil, wohl aber ist dieses außerhalb der Gemeinschaft einer besondern Kirche zu finden. „Und ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darin wir sollen selig werden.“*) — „Er ist aller zumal Ein Herr, reich über alle, die ihn anrufen.“**) — „Ein jeglicher Priester ist eingesetzt, daß er alle Tage Gottesdienst pflege und oftmals einerlei Opfer thue, welche nimmermehr können die Sünde abnehmen. Dieser aber, da er hat ein Opfer für die Sünde geopfert, das ewiglich gilt, sitzt er nun zur Rechten Gottes; denn mit Einem Opfer hat er in Ewigkeit vollendet, die geheiligt werden“***)

Daher, stimmte Urban ein, scheint mir auch nichts mehr dem Christenthume zu widerstreiten, als ein Levitisches Priesterthum und die Ansicht, als ob der Geistliche ein Priester sey.

Wohl, sagte Theodorus in heiliger Begeisterung, das ist die hohe, vom Himmel geoffenbarte Lehre: Ein

*) Ap. Gesch. 4, 12. **) Röm. 10, 12.
***) Hebr. 10, 11. 12. 14.

unsichtbares Reich, Ein Vater im Himmel, Ein Mittler zwischen ihm und seinen Kindern, Ein Priester, Ein Opfer, Eine Versöhnung, Ein Glaube an ihn, Eine Taufe auf ihn, Ein Leben und Erquicktseyn in ihm, Ein Geist der Wahrheit, der von ihm und dem Vater. Alles andere ist Wahn, und es giebt keine größere Verirrung, als unser Heil noch von etwas anderm, als von dem reinen Glauben an Gott und Christus, und von dem Leben in Gott und Christus abhängig machen, und gleich als ob sein Opfer, seine Vermittelung nicht vollkommen wäre, da noch vermitteln zu wollen, wo unser hochherrlicher Mittler uns getauft hat mit Geist und Blut, und Versöhnung gebracht in Liebe und Tod.

So käme es also auch keinem Menschen zu, fragte Leopold, zu richten über den Glauben seiner Brüder?

Die Schrift, entgegnete Theodorus, antwortet hierauf: „wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der gerecht macht. Wer will verdammen? Christus ist hier, der gestorben, ja vielmehr der auch auferweckt ist.“ *) — „Du aber, was richtest du deinen Bruder? Oder du andrer, was verachtest du deinen Bruder? Wir werden alle vor dem Richterstuhl Christi dargestellt werden.“ **) — „Dort werden wir alle offenbar werden, daß ein jeglicher empfange, nach dem er gehandelt hat bei Leibes Leben, es sey gut oder böse.“ ***) Darin aber besteht unser göttliches Erbe, unser Christ-

*) Röm. 8, 33. 34.

**) Röm. 14, 10.

***) 2. Cor. 5, 10.

liches Recht und unsere evangelische Freiheit, daß wir der Obrigkeit in weltlichen Dingen das Richtschwerdt überlassen, doch so, daß ihre Hand es nicht fassen könnte, wenn nicht Gottes Hand es ihr darreiche, und sie nur richtet, um gerichtet zu werden, wir aber in geistlichen Dingen keinen Richter anerkennen, als Christus, den Geist Gottes und unser Gewissen.

So stände also, sagte Robert, am Ende auch nur dem Wiedergeborenen das Recht zu, in diesen Dingen zu entscheiden?

Nur, erwiederte Theodorus, wer selbst geistlich gerichtet ist, vermag zu richten in geistlichen Dingen. Des Menschen Wissen und Erkenntniß, so lange er nicht von dem Geiste Gottes erleuchtet worden, ist Thorheit vor Gott, und nicht die Vernunft des Menschen, sondern allein die des erleuchteten Menschen, vermag das Geheimniß Gottes zu ergründen und auszulegen. „Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes; es ist ihm eine Thorheit und kann es nicht erkennen, denn es muß geistlich gerichtet sein; der Geistliche aber richtet alles und wird von niemand gerichtet.“ *) Der Geistliche aber ist allein der, dessen Wille frei, dessen Herz rein, und dessen Geist von dem höhern Geiste erleuchtet ist, der Wiedergeborene.

Wer aber, fragte Leopold, könnte solcher Vollendung sich rühmen?

Eben darum, entgegnete Theodorus, richte keiner

*) 1. Cor. 2, 14. 15.

den andern, „das richte vielmehr jeder, daß niemand einem Bruder einen Anstoß oder Ärgerniß darstelle.“ *)

Muß damit, wandte Leopold ein, nicht aber am Ende die Einheit des Glaubens sich lösen, Gleichgültigkeit gegen jede Verirrung und Duldung derselben und jeder Meinung entstehen?

Wir, entgegnete Theodorus, richten keinen, er richtet sich nur selbst. Die kirchliche Zucht soll jeden nöthigen, nun auch äußerlich in Worten und Thaten das göttliche Leben darzustellen, wodurch er allein nur mit Christus und seiner Kirche Gemeinschaft hat. Eben damit, daß er dies thut, und beharrlich aller Mahnung zum Bessern widerstrebt, sagt er sich selbst los von der Gemeinde des Herrn; wir verdammen ihn nicht, aber wir können auch nicht mit den Unreinen und Ungläubigen, welche den Herrn mit Wort oder That verläugnen, Gemeinschaft haben; und „das ist der Widerchrist, der den Vater und den Sohn läugnet.“ **)

Mag dies, entgegnete Theodorus, jeder durch ernstliche Prüfung selbst entscheiden und seinen Glauben vergleichen mit jenen Aussprüchen der heiligen Schrift. Dabei wollen wir aber nicht vergessen, daß wir vielleicht bei allem Sterben nach Unpartheilichkeit dennoch, uns selbst unbewußt, in dem Glauben der unsrigen befangen sind. In Liebe und Frieden wollen wir neben den andern und unter ihnen dastehen, vertrauend, daß sie, wenn auch nicht wie wir Paulus, Petrus oder

*) Röm. 14, 12. 13.

**) 1. Joh. 2, 22.

Apollo, doch alle Christus angehören. „Darum rühme sich niemand eines Menschen; es ist alles euer, es sey Paulus oder Apollo, es sey Kephas oder die Welt, es sey Leben oder Tod, es sey das Gegenwärtige oder Zukünftige, alles ist euer, ihr aber seyd Christi, Christus aber ist Gottes. *)

Während des Gespräches war die Nacht herangekommen. Um den edlen Greis, bei seiner lebendigen Theilnahme an dem Gespräche nicht allzu sehr zu ermüden, entfernten sich nun die Freunde von ihm und begaben sich hinunter in den Speisesaal. Hier ließen sie sich zu einem Mahle nieder, ganz ähnlich den Liebesmählern, wie diese die ersten Bekenner unseres hochgefeierten Meisters zu halten pflegten. Sie sprachen bis spät in die Nacht hinein mit einander von dem Reiche Gottes, von dem hohen, herrlichen Berufe eines treuen Verkünders des göttlichen Wortes und dem seligen Tode eines vollendeten Christen.

*) 1. Cor. 3, 21—23.

Achtes Kapitel.

Wie oft eine Flamme, dem Erlöschen nahe, noch einmal lichter auflodert, und dann, nachdem sie den letzten Brennstoff verzehrt, völlig erlischt: so schien die große Lebendigkeit des ehrwürdigen Theodorus an diesem Tage das letzte Auflodern seines erlöschenden Lichtes. Von nun an neigte es sich sichtbar mit ihm zu Ende, und in ängstlicher Erwartung sahen die Freunde der Stunde seiner Auflösung entgegen. Alle freuten sich des tiefen Friedens und der vollen Heiterkeit seines Geistes, die immer mehr zu freudigster Beseligung in ihm zu werden schien, je näher er dem lichten Reiche trat. Um ihn durch Reden nicht allzu sehr zu ermüden, besuchten sie ihn nur einzeln; Cäcilie trennte sich kaum mehr von ihm, und sah man sie um den erbleichenden Greis, so schien sie wirklich ein aus der Lichtwelt herüber gesandter Seraph, um zart und sanft die Erdenfesseln ihm zu lösen. Er sprach oft von Heinrich, seinem theuren Sohne, mit ihr; sie hatte ihm keinen Gedanken ihres Innern verborgen, und er segnete freudig den Bund zweier Wesen, die einander so werth waren. Dies war wohl noch ein stiller Wunsch in ihm, den Erwarteten noch einmal zu sehen; aber welcher Sterbliche träte aus dieser Welt, der nicht wenigstens Einen Wunsch dahinten ließe?

Mädchen aus dem Dorfe brachten Cäcilien einen

Strauß Veilchen; es waren die ersten, welche den nahenden Frühling verkündeten. Wie wird der gute Theodorus sich freuen, dachte sie, und trug ihm die Blumen hinauf. Mit stillem Wohlgefallen sah der Greis die Veilchen an. Wie sie lieblich duften, sagte er, und wie manche holde Erinnerungen in meine Seele mit den Blumen zurückkehren! So brachten mir oft meine Kinder die Blumen, und alle wetteiferten immer, die ersten Veilchen zu bringen. Ist mir es doch, fuhr er fort, als ob ich mich ihnen jetzt besonders nahe fühle und die Mutter mir mit den Kindern Blumen reiche. — Er fühlte es, seine Kniee wankten; er ließ sich auf einen Stuhl nieder, heiter schien die Abendsonne durch die Scheiben. Ja, sagte er, ich fühle es, die Erde bringt mir keine Blumen mehr; die schönern, unsterblichen Blüthen winken von jenseits. Rufe mir doch den Vater und die andern Theuren, liebe Tochter.

Es war dies sein letzter Wunsch, und mit so schwerem Herzen hatte Cäcilie noch keiner seiner Bitten gehorcht. Die Freunde traten herein, der alte Harder, Robert, Leopold und Urban, welcher letztere keinen Tag vorübergehen ließ, ohne nicht eine Stunde herüber zu kommen. Schweigend und in ernster Erwartung standen sie um den ehrwürdigen Greis.

Ja Kinder, sagte dieser, nun geht es zu Ende; — wie wir gewöhnlich sprechen, fuhr er nach einer Pause fort; denn besser sollten wir sagen: nun beginnt der freudigste Anfang. Ach die beiden in mir wollen sich nicht mehr vertragen; der eine ist matt und müde und verlangt

nach der ungestörten Ruhe; der andere regt sich immer stärker und freudiger, und es wird ihm so enge hier.— Das Reden fing ihm an schwer zu werden. — Trauert nicht, lieben Kinder, wenn ich heimgehe, fuhr er nach einer Weile fort, freuet euch mit mir. Nochmals Dank für eure Liebe und den Frieden Gottes euren Herzen. — Er faltete seine Hände, seine Augen suchten den Himmel, sein Blick glänzte in dem seligsten Lichte; der Glanz erlosch und die Augen schlossen sich nicht wieder, bis Harder dem geliebten Freunde sie zudrückte.

Mit freudig trübem Blicke sahen die Freunde einander an. Eine Thräne sank aus Cäciliens Auge. Ach, sagte sie, meine Augen hat er mir geöffnet, die seinen sind nun für immer geschlossen. Selig, unterbrach sie der Vater, wer in solchem Frieden hinüber tritt! Ja selig, setzte Leopold hinzu, wer geht und sagen kann: ich habe eine Seele vom Tode gerettet!

Die Nachricht von seinem Tode erregte in der ganzen Umgegend große Trauer. Man hatte die Leiche auf ein Ruhebette niedergelegt, und viele Landleute kamen, ihren lieben Vater noch einmal zu sehen. Es nahte der Tag, da man die müden Glieder zur Ruhe-Stätte brachte. Cäcilie hatte die Veilchen wohl aufbewahrt; sie legte den Strauß in die gefalteten Hände des Schlummernden. Denn auch sein Frühling, sagte sie, ist gekommen, und diese letzte Gabe verschmäht er wohl nicht.

Ein langer Zug von Landleuten begleitete die Leiche, welche abwechselnd von jungen Männern getragen wurde. Als man auf dem Kirchhofe anlangte, setzte man

den Sarg nieder; der Deckel ward abgenommen, und alle erbauten sich an dem Anblicke des wie in stillem Gebete Eingeschlummerten, den sie alle innig liebten und von dem sie nun den letzten Abschied nahmen. Ein alter, ehrwürdiger Geistlicher aus der Nähe, der es sich nicht hatte nehmen lassen, seinem verstorbenen Freunde den letzten Dienst der Liebe zu erweisen, wozu auch Urban sich zu bewegt fühlte, hielt eine kurze Rede bei dem geöffneten Sarge. Er sprach davon, wie treu und redlich der Selige es stets gemeint mit wie unermüdlicher Liebe er gewirkt, so lange ihm der Herr das Leben verlieh, wie er so recht eigentlich den Dienst des Herrn zu seiner täglichen Speise gemacht und nicht anders gedacht und gebetet habe, als wie der Heiland: Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe! und was für ein seliger Tod es sey, so geliebt und verehrt wie er, so freudig und stille in sich, in das lichtere Reich hinüber zu treten. Und nicht thut es noth, schloß er, daß wir für ihn beten, der hier schon dem Himmel angehörte, aber für uns laßt uns beten, daß der Vater stets recht und hell und licht sein Leben uns möge vor Augen halten, damit das unsrige dem seinigen ähnlich und auch unser Tod gleich sey dem seinigen. Und auch für mich, setzte er hinzu, fügt eine stille Bitte bei, daß der Herr mir ein so seliges Scheidestündlein schenken möge.

Der Greis neigte sein Haupt im stillem Gebete, und alle senkten ihre Blicke mit ihm. Der Deckel ward auf den Sarg gelegt und dieser in das Grab gelassen.

Die herabfallenden Schollen, und dazwischen das laute Schluchzen Einzelner, unterbrach zuweilen das feierliche Schweigen der heiligsten Andacht.

Mit dem Greise erhoben alle den Blick wieder zum Himmel empor. Die müden Glieder, sagte er, haben wir nun der Ruhe übergeben, der freudige Geist ist heimgegangen zu dem Vater. Aber so unter uns sich einer befände, schloß er, dessen Herz noch verhärtet wäre, möchten es endlich doch die Tränen erweichen, die jetzt aus seinen Augen fielen. Er sprach den Segen über die Versammlung, die sich mit stillem Anstande entfernte.

Auf alle unsere Freunde, besonders auf Cäcilie, hatte der Tod des edlen Theodorus einen tiefen und erschütternden Eindruck gemacht. Früher schon waren Verhältnisse eingetreten, welche Harder zu einer Reise und Abwesenheit von mehreren Wochen nöthigten, und er hatte blos um Theodorus willen die Reise aufgeschoben. Diese trat er nun, um Cäcilie etwas aufzuheitern, mit ihr und ihrem Bruder an. Nach ihrer Rückkehr wollte Robert sich mit Leopold zu ihrem Regimente begeben, und beide wollten die Einleitung treffen, sich gänzlich von den Kriegsdiensten loszusagen. Die Zwischenzeit wollte Leopold in ernster Betrachtung und Erinnerung des verehrten Abgeschiedenen mit Urban hinbringen, und damit die Wohnung des Freiherrn nicht ohne Aufsicht bleibe, hatte er dort seinen beständigen Aufenthalt genommen. Und hier war es, wo Heinrich ihn unerwartet traf.

Neuntes Kapitel.

Heinrich hatte seinem Freunde schon vergeben, bevor ihm dieser ausführlich seine Geschichte erzählt hatte. Nun vollends, als er alle Leiden desselben vernommen, schien ihm dessen That nur allzu schwer gebüßt. Aber dennoch, sagte er, möchte ich nicht, daß du eines dieser Leiden nicht erlitten hättest, da sie dich nun zum Heile geführt haben.

Urban kam am folgenden Tage zu Leopold herüber. Heinrich freute sich, in demselben einen jungen Mann wieder zu erkennen, mit dem er früher zwar nicht in nähern Verhältnissen gestanden, aber dessen Tüchtigkeit und kräftige Jugend ihm Vertrauen und Achtung abgewonnen hatte. Alle drei besuchten mit einander das Grab ihres von allen gleich geliebten Theodorus. Leopold äußerte den Wunsch, nun auch äußerlich völlig zu dem Bekenntnisse eines Mannes überzutreten, dessen hohem Christlichen Glauben und treuer Sorge um seine Seele er allein den Frieden und die endliche Versöhnung in sich verdanke. Aber diesem widersetzte sich Urban sowohl, als Heinrich. Willst du, sagte dieser einen Glauben, dem du ein ganzes Leben über angehört hast, so schnell gegen eine Überzeugung vertauschen, die du nun kaum einige Monate theilst? Laß wenigstens erst eine längere Zeit in ernster Prüfung hingehen,

und dann, kannst du dich länger mit deiner Kirche nicht vertragen, folge dem, was des Herzens Stimme fordert.

Ohnehin wissen Sie ja, sagte Urban, wie friedlich und liebevoll der Selige in diesem Puncte dachte, und wie weit er entfernt war, zu seinem Glauben irgend einen herüberziehen zu wollen, dagegen desto eifriger arbeitete, alle zu Christus zu führen.

Leopold dankte seinen Freunden für diese Zurechtweisung. Am Ende, sagte er, bedarf es überhaupt eines Übertrittes nicht, sondern nur eines Zurücktrittes zu Christus, und diesen immer mehr zu gewinnen, soll von nun an mein ernstliches Bestreben seyn. Er hatte die Absicht, sich auf seine Güter zu begeben, um hier, wo möglich, durch ein desto tüchtigeres Wirken für das Wohl der Menschen einen Theil der versäumten Zeit wieder einzubringen. Zugleich war noch ein anderes Gefühl in seiner Seele: er wußte, Harders würden in diesen Tagen zurückkehren, und hier, fürchtete er, möchte doch seine Gegenwart bei dem ersten freudigen Zusammentreffen der Freunde störend seyn. Er beschloß daher, voraus zu reisen und Robert in einer Stadt am Rheine zu erwarten.

Es war in der Nacht vor seiner Abreise. In ernster Betrachtung ging Leopold in seinem Zimmer auf und nieder. Sein vergangenes Geschick trat vor seine Seele, und dessen wunderbare Verknüpfung mit den Schicksalen anderer befreundeter Wesen, deren Lebenspfad neben dem seinigen hingeführt und ihn oft gerade durchkreuzt hatte. Wie furchtbar, dachte er, greift doch

oft ein Mensch in das Daseyn des andern blos dadurch ein, daß er nur neben dem andern steht, absicht- und willenlos an demselben hinstreift! Sein bloßes Vorüberschweben schon scheint in dem andern, durch geheime Beziehung, Kräfte, die gebunden sind, zu lösen und eine Gährung, einen innern Krieg hervorzurufen. Welche Macht übte sogleich deine erste Erscheinung, unglückliche Clorinde, über mich, und welchen Kampf erregte der friedliche, ruhige Freund, diese liebevolle Seele, in dir, so daß du am Ende ganz erlagst! Aber warum ist nicht auch er unterlegen? Warum konnte deine Liebe, mein Haß ihn nicht gefangen nehmen?

O, seufzte er, du hast dich selbst bewahrt, du Herrlicher, und das Höhere festgehalten; wir haben überall nur dem eigenen Verlangen gehorcht und sind so verloren gegangen durch die Macht des Verhängnisses. Aber selbst auch Anselmo, was hat er erreicht mit seiner schlauen List, furchtbaren Gewalt und Anmaßung? Was habe ich vermocht, da ich mit blutiger That in dein Schicksal eingriff? Oder wären wir nur Diener des Geschickes, wenn wir als stumme Werkzeuge demselben bewußtlos gehorchen, und wirkte dann nur seine Macht fruchtbar durch uns, wenn es uns willenslos gegen den andern stößt? Verlöre dagegen unsere That ihre Kraft, wenn wir mit bösem Willen und berechnetem Plane eingreifen in das Geschick des andern, weil nun auch dieser seinen Willen waffnet und ihn dem unsrigen entgegen wendet? Oder weil unser Streben nur ein Widerstreben gegen das Schicksal ist, und nun dessen gewal-

tigere Hand uns selbst faßt und unser Eingreifen in das Glück des andern, und den Pfeil nach dem Schützen zurückschnellt, der ihn von seinem Bogen abschoß? Oder weil es das Geschick des anmaßlichen Führers und des Geführten an einander knüpft, so daß dieser zwar sinkt, aber jenen im Sturze mit sich hinabzieht, und damit beide nur vollenden das Gebot eines Höhern, der zwar den Sturm eine Weile toben läßt, aber ihn dann bedräuet zu seiner Stunde, und seine Sonne wieder heraufführt, die mild und linde, dennoch stets den Sieg behauptet über das Grauen der zerstörenden Macht?

Doch, unterbrach er sich selbst, wohin schweifen wieder meine Gedanken? Bin ich noch immer nicht am Ziele der Verirrung? Muß, wo das Herz endlich das Bessere fühlt, der Geist noch irren? Was ist Schicksal, was ist Ungefähr? Es ist nur des Verirrten eigener Trug, womit er sich selbst schreckt und ängstigt. Wer treu der ewigen Liebe sich hingiebt, der steht bewahrt durch ihre Huth; kein Schicksal, kein Zufall hat Macht über ihn. Darum, mein Theodorus, mußte alles dazu dienen, dich dem Ewigen immer fester zu vereinen; darum vollbrachtest du überall hohe Thaten, weil du verstandest die Winke der Liebe, die dich sandte. Ja das ist das tiefe Geheimniß, das sich durch deine Hülfe mir aufschloß: gegeben ist uns die Wahl und Freiheit, das Göttliche zu ergreifen, und wählen wir dieses nicht so hört überhaupt in der Schuld und Sünde alle Wahl und Freiheit für uns auf. Freiwillig gehen wir überall, die Wahl ist unbeengt, und doch werden wir ge-

führt überall und die Liebe triumphirt über alles Widerstreben. Entweder wir weihen uns ihr willig zum Dienste, und wir wandeln sicher auf dem Wege der Liebe dem hohen Ziele entgegen; oder wir betreten den eigenen, abweichenden Pfad, und stürzen uns selbst in das Verderben; aber die ewige Ordnung, welche die Liebe in ihrer Huth hat, wird nicht gestört durch unser Widerstreben, nur unser eignes Heil geht verloren. —

Erst gegen den Morgen schlummerte er in diesen Betrachtungen ein, so daß sein Diener, als er um die angewiesene Stunde kam, seinen Herrn noch schlafend fand, und dieser, da er aus seinem Zimmer trat, Heinrich, der ihn eine Strecke begleiten wollte, schon völlig angekleidet und reisefertig traf. Leopold schickte seinen Diener mit den Pferden nach einem nahen Städtchen voran; er selbst ging mit Heinrich zu Urban hinüber. Mit Dank und Rührung nahm er von diesem wohlwollenden Freunde Abschied, Heinrich aber bat er, seiner eigenen Betrachtung mit sich selbst zuvor noch eine Stunde auf dem Grabe des edlen Theodorus zu gestatten, von wo er ihn dann zu weiterer Begleitung abholen möge.

Heinrich folgte um die bestimmte Zeit. Er gedachte, wie von allen den noch lebenden Freunden auch nicht einer sey, der nicht eine hohe Wohlthat aus der Hand des edlen Greises empfangen habe. Um so mehr war er betroffen, da mit einem Male, als er dem Kirchhofe nahe war, Waffengeklirre die milden, fast wehmüthigen Töne seines Innern unterbrach, und mit Schrecken sah er, als er über die Mauer des Friedhofes hinblickte,

Leopold im Zweikampfe mit der hohen, ernsten Gestalt eines Mannes, der hitzig auf ihn eindrang, und dessen Streiche Leopold sichtbar nur abzuwehren und unschädlich zu machen bemüht war. Entsetzt fuhr Heinrich zurück, und trat dann eilend zur Thür des Gottesackers mit dem Ausrufe hinein: O Albert, Albert, störe nicht die Ruhe des Schlummernden! Beide Kämpfer fuhren bei diesem Zurufe plötzlich aus einander und warfen, auf den Freund zueilend, die blinkenden Waffen in das Gras, das wie mit einem schwellenden, grünen Teppiche die Grabhügel überdeckte.

Wirklich war es Albert, der Mahler.

Ist dir auch schon, wenn du von einem Freunde schiedest, nachher zu Muthe gewesen, als seyest du allzu kalt von ihm geschieden und habest ihm nicht herzlich genug deine Liebe gezeigt; und hast du dann ein sehnliches Verlangen in dir gefühlt, den Abschied zu erneuern, nochmals zu dem Freunde umzukehren und dann erst zu scheiden, wenn du ihn hast in dein Herz blicken lassen und ihm die ganze Innigkeit deiner Liebe gezeigt: so weißt du, wie Albert zu Muthe war, nachdem er seinen Freund verlassen hatte. Er setzte noch drei Tagereisen seinen Weg fort, aber immer unheimlicher ward es ihm in seinem Sinne. Zugleich kam ihm der Zweifel: wird nicht der Freund doch glauben, du habest ihm ein schmerzliches Opfer gebracht und du miedest es, ihn mit dem hohen Gute seiner Wünsche zusammen zu sehen? Und Theodorus, der edle Greis, wie bald vielleicht ist sein Leben abgelaufen? Solltest du nicht auch ihn nochmals

sehen, ihm nochmals danken für die Rettung, die er dir gebracht hat? —

Diese Betrachtung bewog ihn, umzukehren und seinem Freunde nachzueilen, um durch seine Freudigkeit allen zu zeigen, wie wenig er selbst entbehre bei ihrem Glücke. Schon dem Orte nahe, wo er Theodorus zu finden hofft, geht er an dem Kirchhofe vorüber. Hier sieht er einen Offizier auf sein Schwerdt gestützt, in der Uniform des Regimentes, bei welchem er gedient hatte. Dies erregt seine Aufmerksamkeit, und seine Verwunderung steigt noch höher, als ihm bei einer Bewegung der Unbekannte den Blick entgegen wendet und er den Baron in ihm erkennt. Aber mit seinem Staunen erwacht auch gleich mächtig sein Kriegerzorn in ihm. — Also in dieser Tracht, in der so viele edle Kämpfer für die Befreiung des Vaterlandes gefallen waren, und in ihrer Zahl der Unwürdige?

Leopold schlug den Blick beschämt vor dem Nahenden nieder. Dann reichte er ihm die Hand mit den Worten entgegen: auch du hier, Freund? Diese Anrede entflammte vollends den Gereizten bis zur höchsten Wuth. Des Freundes Mörder bist du, rief er, aber nicht mein Freund, und nicht werth dieser Waffen, der du den Dolch geführt hast.

O besinne dich doch, entgegnete Leopold; richte nicht, bis du alles weißt.

Ich weiß alles, rief dieser, und seine Hand lag an dem Schwerdte. Vor mir sollst du dich nicht rein lügen.

Verstehe mich doch, sagte Leopold; wenigstens um

dessen willen, der hier im Grabe ruht und mir vergeben hat, bändige dich und deinen Grimm.

Wohl, sagte Albert, war es dein Wille, daß der Edelste in die ewige Nacht hinabsinken sollte; das fordert Rache von Freundes Hand. Hast du wirklich je diese Waffen geführt, so wehre nun ab mit deinem Schwerdte mein Schwerdt.

Alle Entschuldigungen Leopolds dienten nur dazu, das Mißverständniß immer mehr zu erhöhen und die Wuth seines Gegners anzufachen. Er sahe sich endlich genöthigt, um diesen von sich abzuhalten, zu dem Schwerdte zu greifen; aber so sehr er ihm auch in der Kunst, dieses zu führen, überlegen war, so würde er doch kaum stark genug gewesen seyn, dessen immer mächtiger und häufiger fallende Streiche abzuwehren, wäre nicht gerade noch zu rechter Zeit Heinrich dazwischen getreten.

Durch ihn fand das Mißverständniß der beiden Kämpfenden schnell seine Lösung. Beschämt über seine eigene Verirrung und zürnend über sich selbst, bat nun Albert, der eben noch so trotzig gerichtet hatte, um Verzeihung. Eine Thräne fiel aus seinen Augen auf das Grab des herrlichen Greises, dessen Ruhe er fürchtete, durch sein schnell auflodernDes Zürnen noch im Grabe gestört zu haben.

Nein, sagte Leopold, stehe so getroffen nicht da. Auch hierin erblicke ich eine Lenkung der höhern Macht; denn auch der letzte Unmuth sollte aus unsern Herzen weichen, und darum nur ließ sie dich fehlen, damit du dem Fehlenden ganz vergeben könnest.

Wohlan, stimmte Heinrich ein, unauflöslich sey von nun an der Bund zwischen uns, den ein unglückseliges Verhängniß getrennt hatte.

Er reichte den beiden Freunden die Hand dar, sie schlugen ihre Hände über der seinigen zusammen, und wie dort in dem Anblicke des Domes von Sanct-Peter, standen nun alle drei, versöhnt und neu vereint, Hand in Hand bei dem Grabsteine des seligen Theodorus.

Dann schied Leopold, seine Reise antretend; die beiden andern kehrten nach dem Landsitze des Freiherrn zurück. Als sie die Höhe erreichten, von wo sich zuerst dem Blicke die heitere Wohnung darbietet, sahen sie vor der Thür derselben einen Wagen halten, und zwei Männer und eine Frauengestalt in weißem Gewande aussteigen. Denn Theodorus hatte alle gebeten, bei seinem Tode keine Trauerkleider anzulegen. Wie, sagte er, sollten wir auch da trauern, wo einem Freunde etwas Freudiges begegnet. Und giebt es etwas Freudigers, als heimzukehren zu dem Vater?

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wilhelmi, Heinrich Friedrich,

Wahl und Führung oder Religion und Fanatismus in romantischer Darstellung

Bd.: 2

Reutlingen (1822)

P.o.germ. 1626 tx-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10123503-1